

Kurt Eggers / Hutten

Hutten

Roman eines Deutschen

Von

Kurt Eggers



Deutsche Kulturbuchreihe Berlin
Verlag Franz Eher Nachf., G. m. b. H.

Druck der August Pries G. m. b. H. in Leipzig

Erster Teil

Die Sterne

Auf der Steckelburg herrschte aufgeregtes Treiben. Viel Wispern und Räuspern, viel Augenzwinkern und verhaltenes, scherzendes Rufen. Ein anderes Treiben, als man sonst gewohnt war, wenn es zu lustiger Jagd ging oder zu frecher Fehde. Anders auch, als wenn der Kaufmann einzog mit den vielen blinken und blanken Sachen, die die Weiber redselig und ausgelassen machen. Frau Ottilia von Hutten lag in Kindsnöten! Und es war das erste Kind, das sie erwartete!

Das erste Kind! Wer kann solche Erwartung beschreiben? Die erste Frucht der stürmischen gebenden und nehmenden Liebe ist es, das erste Zeichen letzter Verbundenheit von Mann und Frau. Die erste Offenbarung, daß die Ehe erwählt wurde zur Erhaltung des Geschlechtes. Und was knüpft sich nicht für eine Kette von Erwartungen gerade an das erste Kind? Welche Mutter wird nicht fromm und rein im Denken? Welcher Vater wächst nicht im Stolze der Verantwortung über den Kreis seiner eignen Verpflichtungen hinaus?

Und wenn es nun gar ein Sohn sein sollte? Ein Hutten! Einer, der geboren ist zu Kampf und Ehre und Macht! Einer, der das Werk seiner Väter fortsetzen soll, einer, der erobern soll für seinen Namen!

Frau Ottilia schritt in ihren schwerfälligen Wochen einher wie eine Priesterin, der die Wahrung heiligen

Feuers anvertraut wurde. Die zarte, schwächliche Frau gewann in ihrem Ausdruck etwas Gebieterisches, so daß selbst ihr Mann etwas wie eine stille Hochachtung gegen sie in sich fühlte.

Und der Ulrich Hutten, der Vater? Ja, der mochte sich nicht viel anmerken lassen. Um Himmels willen gewann er es nicht über sich, der Frau Ottilia ein beglückendes Wort zu sagen! Er streichelte seine Hunde und schlug seinen strammen Pferden wohlwollend auf die Hinterhand. Oder aber er ritt ziellos hinaus in die ersten Tage des jungen Vorfrühlings. Und wenn ihm einer gefolgt wäre, so hätte sein Staunen kein Ende gehabt. Denn, weitab von der Gegenwart irgendwelcher Menschen, begann der Ulrich, der bärbeißige, rauhe Geselle, zu singen. Irgendeins der frechen, unverschämten Landsknechtlieder, die ihm auf seinen Kriegszügen zugeflogen waren. Oder auch ein frommes Kirchenlied oder einen fanatischen Büßergesang, wie's grade kam.

Versteht es doch, Leute! Ein Kind sollte geboren werden, ein Reislein vom Stamme der Hutten. Das ist doch schon etwas! Das ist sogar etwas ganz Großes! Ein Huttenkind!

Frau Ottilia fühlte sehr wohl die große Veränderung, die in ihrem Manne vor sich ging, und war selig. Sie konnte ihrem Manne etwas schenken, was neben ihr keine andre ihm geben konnte: ein echtes Huttenkind! Was hatte es daneben zu sagen, daß hier und dort im Umkreis ein Bankert umherlief, von dem die Leute sagten, er sei Huttensch! Oh, es war schon eine rechte Freude, zu leben in der Erwartung. Und freute sich nicht die Natur mit dieser jungen, reifenden Mutter? Wurde die Sonne nicht mit jedem Tag wärmender und

leuchtender? Sangen die vielen Vögel nicht lockender, liebender? Rüstete sich nicht alles zum Maien, da das Kind geboren werden sollte! Im Maien... Dann tanzten die Mädchen und die Burschen um den Maienbaum und suchten sich ... und fanden sich. Und liebten sich... und wurden eins.

Und sie, die Frau Ottilia, würde ihr Kindlein hinaustragen in den Maien. In die Liebe. In das Glück.

Ja, es wäre wohl ein strahlendes Glück geworden, im Maien. Aber da war ein Unwetter heraufgezogen und hatte den Himmel verhängt.

Ja, ein Nachtfrost war gefallen über die keimenden, zarten Blütenknospen, daß sie schwarz hingen und welk am andern Morgen.

Was war denn schon geschehen? Es war nichts Ungewöhnliches. Es war etwas, was alle halbe Jahr einmal vorkam: ein Astrolog war des Weges gekommen und hatte auf der Steckelburg Einkehr gehalten.

Ein Astrolog. Und das war für gewöhnlich ein sehr geehrter Gast. Denn welcher Ritter läßt sich nicht gern aus den Sternen sagen, wann die Tage günstig sind zur Fehde und welche Nächte Unglück bringen? Welche Frau läßt sich nicht gern etwas offenbaren über heimliche und offenbare Liebe?

Oh, ein Astrolog mußte schon Bescheid wissen, um das Horoskop genau zu enthüllen, und vor allem mußte er verschwiegen sein können. Sehr verschwiegen. Ganz anders als der Pfaff, der die Beichtgeheimnisse ausplapperte, wenn er trunken war. Der Pfaff, wenn er doch damals nur versoffen wäre, als ihn die jungen Burschen aus der Schenke holten und in den Teich warfen! Aber da hatte sich die Kutte aufgebläht wie ein Trog

und hatte ihn gehalten, bis die Pfaffenmagd kam, um ihren Herrn zu holen.
Nein, der Astrolog war ein Mann, den man achtete! Und er kam gern zur Steckelburg.
Der Hutten hätte seine linke Hand geopfert, wenn er dafür den Astrologen für immer hätte bei sich behalten können. Manch einer der Ritter in der Freundschaft hatte seinen Hausastrologen, der nicht von seiner Seite weichen durfte, der immer zur Hand sein mußte, Tag und Nacht. In Krieg und Frieden. Aber dazu langte das Geld nicht beim Hutten. Und ein Astrolog forderte viel!
Am besten wäre es schon, man käme als Pfalzgraf oder gar als Bischof auf die Welt. Da hätte man Geld genug, um sich zwei Astrologen zu halten. Einer könnte dann das wieder gutmachen, was der andre vielleicht in der Hast übersehen möchte.
Das letztemal war nun der Astrolog länger als gewöhnlich im Hause Hutten geblieben. Und es war nicht viel Schönes, was er zu berichten hatte. Zwar war die Zeit für Fehden günstig, und auch einige kühne Überfälle würden vom Glück begünstigt sein. Die Saaten würden sich trefflich entwickeln, und das Vieh hätte ein fruchtbares Jahr vor sich. Aber in jenem Felde dort... Ja, da sah es gar nicht gut aus.
Das war das Feld, in dem die Geburt stand.
Frau Ottilia hätte am liebsten die Halle verlassen. Ein eigentümlich ängstliches Gefühl beschlich sie. Aber wiederum war sie Frau genug, um neugierig auf die Zukunft zu sein. Und dann, ja, dann war sie auch schon Mutter genug, um sich notfalls schützend vor ihr Kind zu stellen. Gegen alle Gewalten Himmels und der Erden, wenn es darauf ankäme!

Alle Freude war dem Hutten vergällt, als er die Verkündigung des Astrologen hörte.
Ein Sohn sollte es sein. Nun wohl, das war schön, überaus schön! Aber was ist ein Sohn, der mißraten ist? Ist der nicht schlimmer als ein verlorener Feldzug? Ist der nicht peinigender als eine schlimme Krankheit? Eine Krankheit kann geheilt werden durch einen tüchtigen Arzt, und eine Schlappe im Feldzug kann ausgeglichen werden durch das Schwert oder notfalls durch einen Säckel Goldes. Aber ein mißratener Sohn? Das ist so, wie eine Seuche in sich zu tragen. Eine Seuche, die ganz, ganz langsam schleicht. Durch den ganzen Körper schleicht und alles zerfrißt und zerstört und verunstaltet, bis daß sie sich zum Herzen vorgefressen hat. Bis zum Herzen! Und dann frißt sie es auf, das blutende, zuckende Herz.
Ja, so ist es, einen mißratenen Sohn zu haben. Nennt dir einer seinen Namen, so würgt dich der Ekel, und du verfluchst die Stunde seiner Zeugung. Verwünschst alle klaren Nächte, in denen deine Sinne zur Zeugung dieses Sohnes erregt wurden.
Ja, so ist es.
Das Kind sollte noch diesen Monat geboren werden. Ungefähr um drei Wochen früher, als es ausgerechnet war. Das ist schon immer ein Zeichen für eine unglückliche Entwicklung. Frühgeborene haben viel zu leiden im Leben.
Aber das war ja nicht das Schlimmste. Da stand in den Sternen, daß der Name des Sohnes verflucht würde von den Frommen und verlacht von den Bösen. Daß er - wie es schon in der Bibel heißt - unstät und flüchtig sein müsse auf Erden. Daß schlimme Krankheit ihn

befallen würde. Daß er kein Kriegsmann werden würde, aber auch kein Priester! Ja, was denn aber beim Teufel soll der Junge werden? Davon sagten die Sterne nichts, gar nichts! Da war alles dunkel! Nur die Schande leuchtete klar. Die Schande!

Schande auf dem Namen Hutten! Nun, es klebte wohl manches Blut am Wappenschild der Hutten, auch manches Blut von Unschuldigen und Geschändeten. Aber immer war doch der Name Hutten hoch angesehen im Lande. Bei Kriegsleuten und Pfaffen...

Und unrühmlich sollte das Ende sein des Jungen. Unrühmlich! Nicht einmal durch das Schwert sollte er fallen? Verrecken irgendwo und verscharrt werden wie ein gefallenes Vieh, das der Schinder holt?

Schlimme Kunde war das.

Zwei Tage hindurch schloß sich der Hutten ein und mochte nichts essen. Nur zu saufen begehrte er. Mehr, viel mehr als gewöhnlich. Nur, um im Rausche zu vergessen, daß er der Vater eines mißratenen Sohnes sein würde. Um zu vergessen, daß es nur fünfzig Schritte weit war bis zur Kammer seines Weibes! Fünfzig Schritte! Und ein Lebenslicht wäre ausgeblasen, ehe es noch zu brennen beginnt!!

Dann hielt's den Hutten nicht länger im Hause. Er raste davon auf seinem Hengste. Querfeldein über Hecken und Zäune hinweg, daß sich die alten Weiber bekreuzigten. Manche wollen ihn gesehen haben damals und erzählen, er sei ins Kloster geritten und nach Stunden erst herausgekommen. Zwar ruhiger schon, aber doch noch hin und wieder fluchend und sich, das Kind, das Kloster und die Welt verwünschend.

Er soll die Seele des ungeborenen Knaben damals der

Kirche verkauft haben, so sagt man. Der Kirche! Und das heißt: hohe Mauern und wenig Himmel! Das ist die Kirche: viel Lehre und wenig Leben. Viel Völlerei, viel Frömmelei und wenig Anstand dabei!

Gesagt hat er niemandem etwas davon, der Hutten. Auch seinem Weibe Ottilia nicht. Der schon gar nicht! Mit der war auch gar nicht zu reden.

Die war beim Empfang der schlimmen Kunde tief aufgeschreckt, daß selbst dem Astrologen schon leid ward, daß er nicht das Schlimmste seines Wissens zurückgehalten hatte.

Ja, zusammengefahren war sie, wie bei der Berührung durch etwas ganz Häßliches. So war sie zusammengeschreckt, die Frau Ottilia. Und wenn Schwangere so recht zusammenschrecken, ist es schlimm für das Ungeborene. Dann bekommt es häßliche Male oder gar eine Hasenscharte. Und wenn es ganz schlimm ist, dann wirkt es auf das Gemüt des Kindes, und seine Seele wird verdorben, daß es ein Dieb wird oder gar ein Mörder. Tränenlos starrte Frau Ottilia vor sich hin, aber ihr Blick fing keinen Gegenstand ein. Es war ein großes Nichts vor ihr, in ihr. Kein Sonnenstrahl des jungen Frühlings fiel in sie. Kein Jubeln der erlösten Welt drang zu ihr. Leer wie ihr Blick war ihre Seele. Nur ihr Herz zuckte wild und weh und konnte es nicht fassen, daß das Leben unter ihm verdammt sein sollte! Das zarte Leben, das sich in die Mutter gelegt hatte. Wie ein Samenkorn ins Erdreich. Ohne Wissen um sein eignes Gesetz. Ganz und gar angewiesen auf die milde mütterliche Gütigkeit des nährenden Bodens.

Stunden um Stunden saß die Frau Ottilia da am Tage der Tränenbotschaft. Willenlos strich ihre fast

blutleer schimmernde Hand über die vollen Formen ihres gesegneten Leibes, und die Lippen der Mutter flüsterten Beschwörungsformeln, Zauberworte, Gebete im wirren Durcheinander.

Das Kind!

Nur das nicht. Nur nicht ein Kind, das seiner Mutter Leid bringt, nur Leid!

Nur nicht den Jähzorn des Mannes ertragen, der ihr vielleicht die Schuld an diesem Kinde geben konnte.

Die Sterne!

Wer gab ihnen denn die Gewalt, den Weg eines noch ungeborenen Kindes zu bestimmen zu Leid und Schuld und Frevel. Schon vor der Geburt! Trotzen sollte man der Willkür der Sterne, trotzen! Das Kind an sich pressen und es nicht hergeben. Um keinen Preis, gegen keine Gewalt!

Den Leib sollte man pressen. Stärker pressen, als die Wehen es vermochten. Und so das Kind zurückhalten im warmen, schützenden Mutterleibe. Über den hatte kein Stern eine Macht. Denn Liebe ist stärker als der Haß! Frau Ottilia lehnte sich auf gegen ein Schicksal, das als dumpfe, unberechenbare Macht sich über die Menschen lagert und sie vor sich hintreibt wie willenlose Spreu im Windstoß. War nicht gegen das Schicksal ein Gott erstanden aus Mutterleibe? Frau Ottilia klammerte sich an die Lehre von der Gnade und der Vergebung, wie sie die Pfaffen in der Messe verkündeten.

Sie ließ ihre Gedanken und Sehnsüchte wandern über Jahrhunderte und Kulturen hinweg, weit weg über Länder und Grenzen, über Gebirge, Wüsten und Meere bis an jene Krippe in Bethlehem.

War da nicht auch eine Frau, der man Schmerzen schickte?
War da nicht auch eine Mutter, der ein Sohn geboren ward zum Leide?
Einer, den man bespie und verachtete, den man verspottete und jagte?
Den man ans Kreuz schlug und höhnte?
Und sind denn nicht alle Mütter Schwestern?
Schwestern in der Erwartung? Schwestern in der Liebe? Schwestern in der Enttäuschung? Schwestern im Leide? Die Mutter Gottes - ihre Schwester? Die Frau Maria - die Schwester der Frau Ottilia? Die Mutter Gottes - die Mutter eines vom Schicksal verfluchten Kindleins? War das nicht Vermessenheit und Sünde?
Frau Ottilia wußte sich nicht Rat in ihrer Angst. Wie Gewitterwolken zogen Gedanken über ihr auf.
Aber man soll sich doch nicht Sorgen machen und schlimme Gedanken, wenn ein Kindlein im Leibe ruht. Sorgt sich denn nicht ein Kindlein, wenn sich die Mutter sorgt? Und jede bittre Muttertränе ist ein Bittertropfen ins Blut des Kindleins!
Frau Ottilia hatte kein Verbundensein mehr mit dem Frühling draußen, den sie so sehr ersehnt hatte für sich und das Kind. Es sollte doch ein Frühling des Kindleins sein.
Und nun war alles anders gekommen. Nun war alles aus der Freundschaft verkehrt worden in Feindschaft, nur weil die Sterne es so bestimmten. Die Sterne!
Und sie schienen so silberhell in den klaren Frühlingsnächten und taten so, als freuten sie sich über die Schönheit des keimenden Lebens ringsumher.

Die Sterne, die Gleisner, die Lügner, die Tyrannen! - Eine Mutter ist immer allein, wenn sie Leid trägt. Die Umwelt weiß nichts davon und will auch nichts wissen - und soll auch nichts wissen!

So geschah es auch in der Nacht vom zwanzigsten zum einundzwanzigsten April im Jahre vierzehnhundertachtundachtzig, daß die Frau Ottilia Hutten allein lag mit ihren Schmerzen.

Von draußen her tönten halbunterdrückte Liebesrufe des jungen Volkes, das die Sterne sein ließ in dieser Nacht und sich den Süßigkeiten vollen Gebens und Nehmens hingab. Was kümmern sich auch junge Liebesleute um Mütter, die mit Sorgen und Tränen ihr Kind gebären? Als die Frau Ottilia gewahrte, daß das ständig wiederkehrende Ziehen in ihrem Leibe die Wehen sein müßten, betete sie laut zu Gott, daß er durch ein Wunder ihr Kind noch in ihr lassen möge, und gleichzeitig preßte sie die Schenkel zusammen, gleichsam um durch ihr Fleisch und Blut einen Damm zu errichten gegen das Unheil, das dem Kindlein in der Welt drohte.

Der wilde Schmerz nahm ihr die Besinnung, und nur ein Bild prägte sich ihr ein, ehe ihr die Sinne schwanden: sie vermeinte, daß ein Ungeheuer, schwarz und ungestalt, nach ihrem Leibe stieß, um ihn seiner heiligen Frucht zu berauben.

Noch einen gellenden Schrei stieß das arme Weib aus, ehe es ins uferlose Nichts der Ohnmacht versank.

Als das Knäblein geboren ward - es war um ein halb zehn Uhr des Vormittags - lag die Mutter noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit. Derweilen hatte das Knäblein schon längst sich in den ersten Schlaf geschrien, bis

es der Wehmutter gelang, die Frau Ottilia ins Bewußtsein zurückzurufen.
Da ergriff die Mutter das Kind, netzte es mit ihren Tränen und weinte sich mit ihm in einen befreienden Schlaf.
Draußen aber schoß das junge Burgvolk zu Ehren des Erstgeborenen Böller ab und betrank sich an dem gespendeten Wein.
Der Vater des Knäbleins zog am Tag der Geburt ins Feld.

Die Mauern

Die Eindrücke, die Frau Ottilia in der Stunde der Geburt des Ulrich empfing, hafteten der zarten Mutter und der Seele des schwächlichen Kindes noch lange Zeit, fast das ganze Leben an.
Viel Schuld daran trug der Vater, der die schlimme Prophezeiung nicht vergessen konnte und es nicht vermochte, seinem Kinde mit Zärtlichkeit und verstehender Güte zu begegnen. Wenn Ulrich in kindlichem Überschwange kleine Streiche beging, argwöhnte der Vater einen Ausbruch irgendwelcher geheimnisvollen und dunklen Kräfte.
Und die Mutter war zu schwach, dem Kinde einen Halt zu geben. Ihr Leuchten war verloschen in jener Stunde der Geburt, und auch das zarte Feuer ihrer Frauensehnsucht war schon zu verglimmt, als daß sie ihrem Erstgeborenen Wärme hätte geben können.
Es ist schlimm um ein Kind, noch dazu, wenn es sich in unbewußtem Verlangen nach bergender und hegender Liebe sehnt, allein zu sein in einer Welt, die kein Echo hat auf das Rufen eines Kinderherzens.
Ulrich war zu jung, um den Schmerz einer Mutter zu fühlen und von ihrer Stirn zu lesen, daß sie mit Gott rang um die Seele eines lieben Kindes.
Auf dem Hause Hutten lag nach der Geburt Ulrichs ein dumpfer Druck. Eine Schwüle wie vor einem Gewitter.

Es blieb nicht lange bei den Eltern, das Geheimnis um das Kind. Irgendwie war es in das Gesinde gedrungen, daß ein Ungewisses, ein Furchtbares über dem Knaben liege. Daß an ihm ein Fluch in Erfüllung gehen müsse. Man vermied die Berührung mit dem Kinde. Denn wer weiß, ob nicht durch die Berührung ein Fluch weitergetragen wird?
Ja, das Unglück ist wie die Pestilenz: es schleicht durch die Lande und überfällt sinnlos alle, die mit ihm in Berührung treten, Frauen und Männer, Mütter und Kinder, Jünglinge und Greise.
Einem, den das Unglück zeichnete, geht man aus dem Wege. Einen aber, auf dem ein noch nicht zur Wirkung gekommener Fluch ruht, den haßt man, wie man den Tod haßt. Vor dem bekreuzigt man sich, den möchte man am liebsten totschlagen oder ersäufen, damit mit seinem Leben auch der Fluch erlischt.
Es waren nicht viele auf der Steckelburg, die dem jungen Ulrich gut waren. Am wenigsten waren es die Geschwister, die nacheinander noch geboren wurden.
Geschwisterliebe ist ein eigen Ding! Geschwister können in der Jugend ein Leben voll jauchzender, spielerischer Freude sich geben, Geschwister aber können auch einander zum Teufel werden.
Man kann nun nicht sagen, daß Ulrichs Geschwister ihn haßten oder höhnten. Nein, das war es wirklich nicht. Es gibt aber etwas Schlimmeres als Haß und Hohn, das ist das Ausdemwegegehen, das Nichtberühren – und nicht Berührtseinwollen! In ihrer Sorglosigkeit dachten die Geschwister wohl kaum, daß sie dem Bruder Ulrich wehe taten, wenn sie mit den andern der Burg den Jungen mieden. Kinder fragen ja nicht,

ob ihre unbedachten und ganz ehrlich gemeinten Worte und Winke etwa sehr, sehr wehe tun können.
Ulrich wurde einsam auf der Steckelburg. Das heißt, einsam nur vor den Menschen. Mit den Tieren und den Blumen stand er sich gut.
Ja, die Tiere. Die erbarmten sich der Sehnsucht eines Jungen, der seine kleinen Arme um ein Lebendes schlingen möchte, nur eben weil er sich verbunden wissen will mit einem Leben, das gleich seinem warm ist und empfindsam. Da war die eine großscheckige Kuh im Stall, die jedes Jahr ein Bullkälbchen warf. Nur ein Bullkälbchen, das nicht viel wert war, da es doch niemals Milch geben konnte! Die großscheckige Kuh mußte jedes Jahr ihr Bullkälbchen schon nach wenigen Tagen hergeben, weil es geschlachtet wurde. Jedes Jahr mußte die großscheckige Kuh sich trennen von dem Gegenstand ihrer Liebe. Und auch ein Tier weiß, was Mutterliebe ist! Auch eine Kuh vermag zärtlich zu sein zu ihrem Jungen. Auch die großscheckige Kuh auf der Steckelburg hatte Sehnsucht nach dem Kälbchenkind und mochte ihm mit der Zunge über das zarte, flaumige Fellchen gleiten und das volle Euter dem dummen, kleinen, schmatzenden Mäulchen hingeben! Aber dann war das Kälbchenkind fort, und kein fröhliches, übermütiges Blöken antwortete dem sehnsüchtigen Muhen der Kuhmutter.
Ulrich wußte nichts von alledem. Er wußte auch nicht, warum er die großscheckige Kuh so liebte. Vielleicht fühlte er nur, daß es ihr wohltat, wenn er seine Händchen über ihren Kopf gleiten ließ oder seine Ärmchen um ihren Hals legte.
Die blöden Mägde lachten den Jungen aus, wenn sie

ihn so sahen. Und das war schlimm, denn es gibt nichts Böseres für einen empfindsamen Jungen, als ausgelacht zu werden!
Und dann war noch einer im Hofe, den der Ulrich liebte, und von dem er wußte, daß die Liebe erwidert wurde. Das war Tyras, die Dogge.
Tyras galt als bösartig und bissig und war deshalb an die Mauer gekettet worden, nicht weit vom Brunnen. Und weil Tyras merkte, daß die Frauen beim Wasserschöpfen Furcht vor ihm hatten, tat er noch ein übriges und knurrte, so grimmig er es nur vermochte.
Die Freundschaft zwischen Ulrich und Tyras war gewissermaßen durch einen Zufall zustande gekommen. Es war an einem heißen Sommertage, an dem Ulrich mit einem Federball spielte. Und ausgerechnet in die Hütte des Tyras mußte der Ball rollen!
Ulrich wollte den Ball holen und trat etwas ängstlich auf Tyras zu. Aber Tyras war nicht so knurrig und bös wie sonst. Er lag ausgestreckt am Boden und ließ seine lange rote Zunge heraushängen. Sein Jappen klang gequält, und kaum noch zuckten seine Ohren, um die peinigenden Fliegen fortzuscheuchen.
Ja, und dann kam die Tat, um derentwillen die Freundschaft zwischen Ulrich und Tyras entstand: neben dem Hund lag der Wassertrog. Umgeworfen, ausgelaufen, ausgetrocknet.
Niemand hatte es bemerkt von den Mägden. Keiner hatte es gesehen von den Knechten.
Nur Ulrich sah es, als er zu Tyras ging, seinen Federball zu holen! Mit seinen schwachen Armen wand das Kind den halbvollen Eimer aus dem Brunnen in die Höhe, neigte ihn, daß sich das Wasser ergoß. Aber das

Kleid des Kindes ergoß und zu einem geringeren Teil in die Wasserbütte des Hundes.
Ulrich gab dem durstenden Tyras das Wasser. –
Von diesem Tage an war ein Freundschaftsbund geschlossen zwischen dem Kind und dem Hund, wie er fester kaum sein kann unter Spielgefährten.
Mit seinen ungeschickten Händen verstand es das Kind, die Kette zu lösen, die Tyras fesselte. Gemeinsam streiften Ulrich und Tyras durch die Umgebung des Steckelbergs. Und bei diesen Streifzügen war es Tyras, der durch seine Umsicht das Kind vor Schaden bewahrte. O wie schön war es für Ulrich, einen Gefährten bei Spiel und Streifen zu haben! Wie schön war es, zu rangen und ringen und gemeinsam einen kleinen Abhang hinunterzukollern! Was war es doch für ein herrliches Gefühl, sich von einem Wesen geliebt zu wissen!
Man kann nicht sagen, daß Ulrich an seiner Einsamkeit litt! Er fand in den Tieren Gefährten.
Es schmerzte ihn nur, daß er nicht Menschen hatte, die sich ihm aufschlossen, wie es seine Tiere taten!
Nur einen hatte er unter den Burgleuten, zu dem er sich zuweilen schlich: Eggbrecht.
Eggbrecht war ein alter Kriegsknecht, der auf der Steckelburg das Gnadenbrot aß und seine Tage ausfüllte mit Korbflechten, Waffenputzen, Rüstungausbessern, Krankheitenbesprechen und mit allem, was eines Tages Wechsellauf so mit sich bringt.
Eggbrecht wurde von den Burgleuten scheu gemieden, weil er auf einem Fehdezug einen Pfaffen vor dem Altar erschlagen haben sollte. Und das war eine schlimme Sünde!

Nicht, als ob es etwas Besonderes wäre, einen Pfaffen zu erschlagen. Man erschlug ja so manchen auf der Straße, und da konnte auch schon einmal ein Geschorener darunter sein! Aber am Altar durfte man keinen erschlagen! Da standen der Heiland dazwischen und alle seine Heiligen, und die wurden in ihrer Majestät beleidigt! Ja, darum ging man dem Eggbrecht aus dem Wege, um sich rein zu halten! Eggbrecht wußte das. Er hatte es wohl an die tausendmal unvermutet gehört oder auch durch einen Schmähruf der andern vernehmen müssen. Aber der Eggbrecht war ein Schlimmer, ein Unverbesserlicher!

Er hatte sich sein Lebtag nichts gemacht aus dem Geschwätz von Weibern und Männern. Er war seinen Weg gegangen als frommer Landsknecht, der treu und ehrlich jedem Herrn diente, der ihn in Dienst und Handschlag nahm. Und weil er's treu und ehrlich meinte, machte er sich keinen Gedanken um seiner Seele Seligkeit. Wenn Kriegsrecht war, schlug er zu. Eben darum, weil es ein Recht war. Und dann würde der liebe Gott schon nicht zürnen, denn der hatte ja selber das Recht in die Welt gesetzt! Und dann, was die Pfaffen sagten? Ja, du lieber Himmel, darauf pfiff er, mit Verlaub zu sagen. Die Pfaffen sollten nur kommen, er würde ihnen schon ihr scheinheiliges Maul stopfen. Er brauchte ja nur zu erzählen! Und von wem hatte denn die feiste Bäuerin mit ihren vierzig Jahren noch ein Kind gehabt? Hat da nicht das ganze Dorf gelacht und auf den Pfaffen gezeigt, auf den schwarzen Schleicher?

Ja, Eggbrecht kümmerte sich nicht um das dumme Geschwätz, das ihn als einen verpesteten Heiden hinstellte.

Der Pfaffe, den er damals erschlagen hatte, der wußte schon, warum! War der nicht davongelaufen, als er die rechtmäßige Beute hergeben sollte? War der nicht grade in die Kirche gerannt, daß seine Kutte nur so flog? Lief er denn nicht an den Altar, weil er glaubte, dort dürfte ihm keiner etwas anhaben?

Der hatte sich schön geirrt!

Man mußte es ihnen nur zeigen, den Pfaffen! Wenn der nur gebetet hätte am Altar, der Eggbrecht hätte ihm nichts getan. Aber er wollte ja die Beute nicht herausrücken, der schwarze, raffige Hund!

Ein Schlimmer war der Eggbrecht, ein Unverbesserlicher! Noch jeden Tag hätte er den Pfaffen erschlagen, wenn's wieder so gekommen wäre. Eggbrecht war einer von denen, die eine rasche Tat nie bereuen, die höchstens Reue fühlen um eine Tat, die sie nicht begangen haben! Aber mit solchen Grundsätzen kann man nicht viel Dank ernten in der Welt, das hatte auch der Eggbrecht erfahren müssen. Darum war es still um ihn geworden, und darum wuchs die Scheu und Furcht um ihn. Nur ein großer schwarzer Kater hielt es aus bei ihm, der Kater Bonifatius, den Eggbrecht einmal - es war schon manches Jahr darüber vergangen - aus dem Wasser gezogen hatte bei Schnee und Eis, als das Tierlein - damals noch klein wie eine Kindesfaust - ersäuft werden sollte.

Das hatten sie beide nicht vergessen. Der Eggbrecht nicht und auch der Bonifatius nicht. Der Bonifatius nicht, weil's ihm sein Leben gerettet hatte, der Eggbrecht nicht, weil es ihm fast das Leben gekostet hätte. Denn ein böses Fieber war ihm dafür in die Knochen gefahren, so daß er häufig von Sinnen war und die

Kräuterfrau am Ende ihrer Kunst stand. So etwas vergißt man eben nicht. Eggbrechts Welt war sehr eng geworden und wurde nur hin und wieder, zumeist in den Dämmerstunden, gesprengt durch Erinnerungen an Schlachten und Fehden, an Siege und Schläge, an Saufereien mit frommen Kumpanen und - ja, und an die Weiber, die er sich einst hergenommen hatte. Aber das war schon lange, sehr lange schon her. Dann mußte der Eggbrecht noch immer hell auflachen, wenn er daran dachte.

Ulrich brach nicht oft ein in Eggbrechts Welt. Nur wenn es unbedingt nötig war. Das war immer dann, wenn es galt, eine neue Schleuder zu holen oder einen Drachen oder gar Armbrust und Bolzen. Eggbrecht hatte immer etwas da für den Ulrich.

Viel Worte wurden nicht dabei gewechselt. Wenigstens Ulrich legte keinen sonderlichen Wert darauf, denn er verstand ja doch nicht alles, was Eggbrecht erzählte. Es ist auch nicht so einfach, einem Jungen Lehren zu geben. Ein Junge mag viel lieber etwas von Schlachten hören und von Abenteuern. Aber darauf legt nun wieder Eggbrecht keinen sonderlichen Wert. Er war in dem Alter, in dem ein Mann gern die Weisheit seines Lebens erläutern möchte. Aber Ulrich war noch nicht so weit, daß er verstand, was Eggbrecht meinte mit seinen Reden vom Aufstand der Bauern wider Fürsten und Pfaffen und was er noch alles erzählte von Taten, die unbedingt geschehen müßten! Ulrich nahm allenfalls als Lehre mit, daß er keineswegs einem Pfaffen trauen dürfe, daß er im Leben ständig List gegen List und Gewalt gegen Gewalt setzen müsse und daß die Tat des Mannes die Erfüllung seines Wortes zu sein

habe. Das hörte Ulrich sich kurz an, denn länger litt Tyras den Aufenthalt bei Eggbrecht nicht. Das heißt: Tyras hatte nicht etwa eine Abneigung gegen Eggbrecht! Im Gegenteil: Eggbrecht hatte infolge seines Futteraustеilens bei Tyras einen großen Stein im Brett. Aber Tyras konnte bei allem guten Vorsatz in kein gutes Verhältnis zum Kater Bonifatius kommen. Überhaupt hatte Tyras eine stille, aber unüberwindliche Abneigung gegen alles, was schwarz war. Und nun noch gar ein schwarzer Kater. Nein, das konnte man Tyras nicht zumuten!

So sorgte der Hund dafür, daß der Aufenthalt bei Eggbrecht tunlichst abgekürzt wurde.

So war es denn von ganz allein gekommen, daß der Ulrich grade bei denen einen Anschluß fand, die von der Umwelt beargwöhnt oder gehaßt wurden. Und so war es auch gekommen, daß ein Tuscheln und Raunen sich erhob, daß neunmalweise Weiber den Finger an die spitze Nase legten, daß es doch immer so sei, daß der Teufel zum Teufel finde, daß gleich und gleich sich gern geselle! Aber was tat es dem Ulrich? War er nun einmal schon einsam, so freute er sich der merkwürdigen Gefährten seines Daseins.

Und was tat es dem Eggbrecht? Der hatte sich damit abgefunden, daß die Menschen ihn scheuten! Der war weise geworden und lachte über das Geschmeiß ebenso herzhaft, wie er ihm fluchen konnte.

Eigentlich konnte Ulrich recht zufrieden sein, daß alles so war! Wo war denn einer um ihn, der ihm gesagt hätte: Ulrich, du darfst nicht allein durch die Wälder laufen, da sind böse Menschen drin und wilde Tiere! Ulrich, du darfst nicht durch das kalte Wasser gehen,

du bekommst einen bösen Schnupfen! Ulrich, du darfst nicht, du sollst nicht, du mußt!
Wenn einem Menschen nicht von der Tante, vom Lehrer oder vom Herrn Pfarrer beigebracht wird, daß die Welt voller Sünde und Ärgernis ist, dann kann es kommen, daß er's gar nicht so recht merkt! Das Leben will getrunken sein, wie ein durstiger Bursch am Sommerabend seinen Pokal leert! Anders nicht. Und dieser Wein ist für die Starken, die heiß leuchtende Augen davon bekommen und das Blut in ihren Adern singen hören! Die Schwachen aber werden schläfrig von ihm, müde und faul und müssen sich erbrechen!
Das aber konnte der kleine Ulrich noch nicht wissen. Die Erkenntnis findet erst ein Mann im Kampfe seines Lebens, der erfahren hat, daß Starksein die letzte Weisheit dieser Welt ist, daß Stark und Gut dieselben Dinge sind und der Starke Gottes Bruder ist.
Ulrich war ja noch ein Kind, und ein Kind denkt nicht, es fühlt und - lebt eben.
Ach ja, es war doch eigentlich ein recht, recht schönes junges Leben, das Ulrich lebte auf der Steckelburg. Es war das Leben eines Kindes, das jung genug ist, in seiner ungemischten Freude einen ranken Baum zu küssen und voller natürlicher Andacht mit zitternder Hand über einen wunderlich geformten Stein zu fahren.



Es war zur Osterzeit des Jahres vierzehnhundertneunundneunzig, als der leuchtende Frühlingshimmel sich überzog mit einer großen, unheimlich schwarzen Wolke. So groß war der Wechsel zwischen warmem Sonnenstrahl und eisigem Regen, daß die Vögel angstvoll

umherflatterten und die ganze Kreatur verstört erschien. Es war der Tag, an dem Ulrich eine Welt der Freiheit verlor, um in die Welt der Mauern einzuziehen. Ein Benedektiner war aus der Abtei zu Fulda gekommen, das versprochene Opfer Gottes abzuholen. Ein Mönch kam, um ein zartes Pflänzlein aus der segenkeimenden, durchsonnten und durchregneten Heimaterde zu reißen, und es in dumpfes Gemäuer zu pflanzen, wo sommers und winters die gleiche feuchte, unnatürliche Stickluft herrscht, die dem Pflänzlein die gesunde Farbe - außen und innen - nimmt!

Der Vater Hutten gab dem Jungen eine Art Segen, ein Wunsch, er möge dem Namen Ehre machen. Nun ja, Ehre, oder vielleicht wenigstens doch keine Unehre!

Frau Ottilia schluchzte tief auf und betete vor dem Kinde. So wie eine Mutter betet, der ein kranker Sohn von langem Leiden durch den Tod erlöst wurde.

Die Geschwister standen verlegen umher, als der Vater sie hieß, Abschied zu nehmen von dem Bruder, der fortginge von ihnen. Für alle Zeiten fortginge! Was sollen auch kleine Geschwister sagen, wenn der ältere Bruder fortzieht, vor dem sie doch immer ein Gefühl des Grauens hatten, das sich wie ein Meer trennend zwischen ihnen erstreckte. Das Gesinde in der Burg war von einer Erschauern machenden Neugier erfüllt, ein Gefühl, das sich innig vermischte mit dem einer gewissen Trauer, einen immer fesselnden Gesprächsstoff zu verlieren.

Und Ulrich? Das elfjährige, spielerische, verschlossene Kind?

Ja, es war etwas Eigentümliches um ihn. Etwas lag da vor ihm in der Ferne, was lockte, weil es neu war

und noch ganz unvorstellbar. Aber dann! Ja, mußte er denn nicht Abschied nehmen von Tyras und von Eggbrecht, von den Bäumen und Blümlein, die grade anfingen, recht vorsichtig das Knospennäschen in die Luft zu stecken? Mußte er nicht fortgehen vom Brunnen, von den Mauern, von Berg und Wald und auch vom Kater Bonifatius, der doch gar nicht so unlieb war? Wenigstens heute merkte es der Ulrich, heute am Tage des Fortgehenmüssens, daß in seinem Jungenherzen auch der Kater Bonifatius ein Plätzchen hatte. Tyras leckte seinem Freunde die Hände und war sehr traurig, weil er in seinem Hundeherzen alles durchlebte, was sein Freund im Augenblick an Leid erlebte.

Eggbrecht wischte sich mehrmals über die Augen. Und sagen konnte er nicht viel. Als Ulrich schon auf der Schwelle stand, rief Eggbrecht ihn noch einmal zurück. Er wolle ihm etwas geben, einen Glückstein, ein Amulett, einen Talisman, der in Gefahr helfe, der stärker sei als die Mächte der Finsternis, der in der Feldschlacht den Sieg erringe und der wohl auch imstande sei, die Pfaffen und ihre Macht zu bezwingen.

Es war ein runder, sehr alter und verschrammter Stein, in dessen eine Seite eine Swastika und in dessen andre eine Siegrune geritzt war. Davon verstand Ulrich nichts, als er von Eggbrecht den Stein geschenkt bekam. Er verstand nur so viel, wie sein Herz ihm zu sagen vermochte. Und das sagte ihm, daß es Eggbrecht gut, sehr gut mit ihm meine. Da nahm denn Ulrich den Stein und ließ ihn sich von Eggbrecht in einem kleinen, verschmutzten Lederbeutelchen um den Hals hängen. Dann zog Ulrich an der Seite des Pfaffen

über Land nach Fulda, zum Kloster der Benediktiner, um ein Mönch zu werden.
Zur selben Zeit, als die Klosterpforte hinter Ulrich ins Schloß schlug, stieß Eggbrecht dem Tyras ein Messer ins Herz, um das treue Tier vom Schmerz um den Verlust des Freundes zu erlösen.
Denn Tyras hatte nun niemanden mehr in der Welt, zu dem er gehörte. Und wer zu niemandem und zu nichts mehr gehört, dem ist besser, er stürbe, als daß er nutzlos am Leben bleibe.



Die erste Zeit im Kloster erschien dem Jungen wie ein närrischer Spuk, wie ein drückender, folternder, die Luft abschnürender Traum. – Was heißt das auch für einen freien, gradgewachsenen Jungen: alles das zu lassen, was Heimat ist und Lebenssinn; Ackerduft und Sonne, Laufen und Jauchzen, Freundschaft und Erdverbundensein! Wenn sich Ulrich in den Schlaf weinte, zogen seine Gedanken heimwärts und umkreisten die Steckelburg. Jede Nacht der ersten Zeit im Kloster versuchte der Junge, seine Seele über das Trennende hinweg wieder zu verbinden mit dem Leben und Pulsen der Welt auf dem Steckelberg. Aber so geht es jedem, der seine Erinnerung und seine Sehnsucht nur auf Bilder richten kann, daß sein Geist geliebte Dinge und Gestalten umkreist, ohne doch das Geliebte erfassen zu können. So mag es den Geistern unsrer Verstorbenen gehen, die uns liebten und wieder mit uns in Verbindung – in bewußte, uns bewußte Verbindung treten wollen: sie umgeben uns, aber wir sind ihnen nicht nahe. Darum

nicht nahe, weil uns das Vermögen fehlt, unsre Seele mit dem Geisthaften um uns zu verbinden.
Der Geist des Jungen durchdrang den trennenden Raum und umgab die Stätten, an die ihn seine Liebe band. Aber die Gestalten und Dinge seiner Liebe traten nicht in Verbindung mit ihm. Und jede Nacht brachte von neuem die quälende Erkenntnis des unwiederbringlichen Verlorenhabens. Man versteht, was es dann heißt, ein Pfand bei sich zu tragen, das Erinnerung und Gegenwart zugleich ist.
So trägt der Auswanderer wohl als Heiligtum eine Handvoll Heimaterde mit sich. So bewahrte der verlorene Sohn wohl ein fast Stein gewordenes Stücklein Brot, das geworden ist auf seines Vaters Acker. So trägt wohl der Bursch die Locke der Geliebten auf dem Herzen, um seine Liebe gegenwärtig zu besitzen.
Ulrich war zu sehr Junge, um über die Tatsache der Symbole sich Gedanken zu machen: er hielt sich an das, was ihm geblieben war von der Heimat, an seinen Talisman mit den geheimnisvollen Zeichen, die er zärtlich streichelte, die er scheu küßte, die er mit seinen heißen Tränen netzte.
Wenn man aus der blühenden Heide einen Strauß nach Hause trägt, um ihn dort aufzubewahren, so mag vielleicht für eine geraume Zeit das Bund erdgelöster, wurzelloser Blüten unser Herz erfreuen. Bald aber kommt der Tag, an dem wir die Freude verlieren und den verwelkten Strauß nicht mehr vor uns sehen mögen. Dann ärgern wir uns über das, woran wir noch vor kurzem unsere Freude hatten. Und da sind letztlich wir selber es, die wir die Freude in Ärger verwandelten. Wir selber sind das Ärgernis, wir flüchtigen, verant-

wortungslosen Menschen. Das Leid und der Ärger in unserem Leben sind zumeist Folgen unsres törichten Verhaltens. Es gibt keine Vorbestimmung eines unbekannten, über den Wolken majestätisch thronenden Gottes, der uns vor unserer Geburt schon zum Leide verdammt hat. Das Schicksal tragen wir in uns, in unserm Blute, in unsrer Seele, die ein Funken ist vom ewigen Feuer, die Glanz ist vom ewigen Leuchten. Das ist das Gesetz der Welt und ihre Harmonie. Unsere Berufung ist die Ganzheit, und unsere Sünde ist die Halbheit, das ist das Gesetz der Gottheit und ihr Gericht.

Alles tragen wir in uns. Und wie es ist mit des Menschen Leben und seiner Seele, so ist es auch mit dem Gesetz von Volk und Staat, von Sippe und Familie.

Dort, wo das Natürliche wurzelt im Natürlichen und wo das Wissen um die Göttlichkeit ein Versinken in Schwachheit verhindert, dort ruht der Segen, die Erfüllung auf allem, was aus und in der Schöpfung ist. Wo das Natürliche in den Staub getreten und gelästert wird, dort erhebt sich die Rebellion, die das Chaos heraufbeschwört, um im Chaos das Widergöttliche vergehen und aus dem Chaos den Kosmos, das Natürliche, das Göttliche entstehen zu lassen.

Die Geschichte der Völker ist die Geschichte von Schuld und Rebellion, die sich hier ebenso zwangsläufig entwickelt wie dort im menschlichen Einzelleben.

Wäre die Seele des jungen Hutten nicht von der Unnatürlichkeit getreten und gedemütigt worden, so hätte die Natürlichkeit sich nicht der Rebellion und des ge-

waltigen Feuerbrandes zu bedienen brauchen. So aber säte die Unnatürlichkeit eine Drachensaat, die sich gegen sie im Entscheidungskampfe erheben mußte. Ja, mußte! Dieser Glaube an das Müssen des Kampfes für das Echte ist das, was das Leben eines Menschen wertvoll macht.

So säte die Abtei der Benediktiner zu Fulda in des Jungen heilige Seele den Haß, der zum Kampfe, zur Rebellion, zum Chaos drängte. Die Abtei zu Fulda! Das Kloster der gottgeweihten Mönche!

Als man Ulrich in die Mauern des ehrwürdigen Gebäudes sperrte, war die Blütezeit des frommen Klosters schon längst vorüber. Nur mancherlei fette Pfründen und zahllose Stiftungen, Bilder und Wallfahrten erinnerten an die vergangene Pracht. Das Kloster Fulda war ein Tempel des Vergangenen, und die Klosterschule erzog junge Gegenwärtige für die Vergangenheit.

Man begreife: junge Menschen, meist Kinder mit blanken, zukunftsgläubigen Augen, wurden zu Boden gebeugt in der Demut, und dann wurden sie um der Herrlichkeit eines geschichtlichen Gottes willen rückwärts gewendet, wo sie Gräber anschauen mußten und Kreuze. Manch Kind stirbt an der Zukunftslosigkeit, und manch Älterer geht an ihr zugrunde!

Man kann nicht sagen, daß das Herz Ulrichs von der Ehrfurcht vor der Vergangenheit der Abtei zu Fulda bewegt wurde. Man kann nur feststellen, daß das Kind ein Grauen hatte vor dem Tode, der in den Mauern wohnte. Vor dem Tode, der sich zu erkennen gab in den Kreuzen der Religion und in den Grabmälern der Frommen, die man beigesetzt hatte im geheiligten Boden der Kirche. Ein Kind will vom Leben umgeben sein und nicht von den Zeugen des Todes.

Wäre wenigstens der Unterricht in der Klosterschule ernst und wissenschaftlich gewesen, der Ulrich hätte eine gewisse Freude daran zu verspüren vermocht, denn sein Geist war aufgeweckt. Aber die Schule zu Fulda war eine Schule der Frommen, nicht der Klugen.
Es kam zu Fulda nicht darauf an, wie einer das Leben ansah und wie stark einer in seiner Seele war zum Kampfe gegen die Schwachheit, es kam nur darauf an, wie schön und laut einer zu beten und zu loben vermochte, wie schnell und fehlerlos einer Kirchenlieder und fromme Sprüche aufsagen konnte. So kam es denn, daß die bereitwilligsten und schwächsten Schüler die besten waren in der Abteischule zu Fulda. So kam es, daß man Ulrich dort nicht leiden mochte.
Am wenigsten geliebt wurde Ulrich vom Abt, dem Grafen Henneberg, Johann dem Zweiten, wie er sich nannte, nachdem er Blut und Namen verraten hatte um seiner Religion willen.
Johann war einer von denen, die häufig sind unter den Frommen, einer, der einst wild und jähzornig gewesen war, einer, der viel zu kämpfen hatte mit Leidenschaften und Lüsten in sich, und der dann später, enttäuscht, unbefriedigt und ernüchtert, Asket wurde. Diese Asketen sind die härtesten gegen sich und die Welt. Sie sind mißtrauisch und argwöhnisch und haben ein feines Empfinden und Wittern für alles, was sich innerlich bei andern gegen diese Art der Askese richtet. Es ist nicht verwunderlich, daß Johann dem Jungen Ulrich mißtraute. Kannte er doch die Huttensche wilde Art, die bekannt war im ganzen Lande, und spürte er doch etwas in dem Kinde, was noch schlummerte, was aber eines Tages aufwachen konnte, um sich im Kampfe

zu erheben: die Rebellion, die jeder echte Mensch in sich trägt wie ein ewiges Feuer. Johann hatte wohl auch einst ein solches Feuer in seiner Brust brennen gefühlt und sich wohl auch zuweilen an der Glut seines Herzens zu freuen vermocht! Aber es gibt Menschen, denen die Unruhe eines Tages zuviel wird, es gibt Menschen, die zu bequem sind, als daß sie ihren Leib und ihre Seele im Kampfe mit Gott und der Welt frisch erhalten: die fangen dann an, das Feuer um der Ruhe willen zu ersticken!

Das sind Menschen, deren Lippen blutleer wurden, deren Blick streng und deren Züge verbittert sind. Das sind Menschen, die harte und heilig klingende Worte haben gegen den Kampf, die Lust und die Freude dieser Welt. Das sind Menschen, die den Jungen zu Teufeln werden können. Das sind Menschen, gegen die die Jungen sich erheben im Haß der Generation! Das sind Menschen, wie Johann von Fulda einer war.

Man nannte ihn den Frommen. Und sicher war er auch das, was man im landläufigen Sinne fromm nennt. Er war ein Mann, der den Wissenschaften abhold war, weil das Wissen aufrührerisch macht, und weil der Mensch, der einmal vom Baum der Erkenntnis gegessen hat, immer wieder zu dieser Frucht getrieben wird. Um Erkenntnis ringende Menschen sind nun einmal recht unbequem, ja sie können zur Plage werden!

Für die gibt es keine Autorität vor Kutten und Perücken, keine Ehrfurcht vor weisen Lehren! Nein, die lachen nur über all das und glauben nur an die Erfahrungen, die ihr Geist auf seinen Wanderzügen gesammelt hat.

Johann wollte nicht, daß der Geist der Wissenschaft ins Kloster einzöge und damit den Geist der geruhsamen und frommen Autorität verbanne. Darum bekämpfte Johann die Wissenschaft, wo und wie er nur konnte. Es kam kein weltliches Buch ins Haus, und vor allem keins von der jungen Wissenschaft, die einherschlich wie der Teufel, um Seelen zu fangen, von der Wissenschaft, die man den Humanismus nennt.
Ja, das war eine verfluchte Wissenschaft, die damals eindrang in die Häuser der Klöster, um Fragen und Unruhe zu erregen. Und so mancher, der ihr verfallen war, war abgefallen von der Lehre der Kirche. Und was das Schlimmste war: so mancher dieser Ketzer wagte es, die frommen Bräuche und das schlichte Denken der Klosterleute und Theologen zu schmähen. Da wagten es diese rebellischen jungen Humanisten in ihrer überheblichen Verblendung, die ehrwürdigen Kirchenväter als altbackene Trottel zu beschimpfen und die heilige Kirche als eine Einrichtung hinzustellen, die Dummen zu gängeln und auszusaugen!
Ja, Johann der Fromme von Fulda wußte schon, was er tun mußte, um die Lehre des Humanismus nicht aufkommen zu lassen.
Ulrichs Geist war wach und sein Verstand hell und wißbegierig. So mußte es kommen, daß er sehr bald fühlte, daß es Staub war, was man ihm als Wissensbrot zu essen reichte. Jungen in der Schule haben sehr häufig ein sehr feines Gefühl für Echtes und Falsches, darum sind auch die Lehrer, die nicht aus sich zu schöpfen vermögen, ihnen bald verhaßt. Darum leiden so manche Lehrer fast Höllenqualen gerade von den besten ihrer Schüler.

Es dauerte nicht sehr lange, bis Ulrich merkte, daß im Kloster selbst geheime Strömungen gegen Johann den Frommen bestanden. Und daß diese Strömungen ihren Ursprung hatten bei den beiden Brüdern Mörlin und dem Peter Axungia! Diese drei wurden von den übrigen Leuten im Kloster nur wenig geachtet, eben weil sie sich am Klosterleben nicht sonderlich beteiligten. Diese drei neigten im geheimen zur jungen Wissenschaft und weihten auch den Ulrich allmählich in die neuen Lehren von der Freiheit des Geistes und der Bildung ein.

Je mehr Ulrichs Herz und Geist von der großen Unruhe erfüllt wurde, um so mehr kam es ihm zum Bewußtsein, daß sein Leben nie und nimmer der Kirche und ihrer Lehre gehören dürfe. Um so mehr wuchs sein Haß gegen das Tagewerk des Klosters.

Wenn die Sonne in die dumpfen Klassenzimmer hineinschien, sprengte sie schier das Herz des Jungen.

Was ist das auch für eine Folter für einen echten und frischen, aufgeweckten Jungen, in staubigen und langweiligen Büchern studieren zu müssen, wenn draußen die Welt lebt mit ihrer Schönheit und Weite! Was ist das für einen jungen Menschen, etwas lernen zu müssen, was innerlich schon überwunden ist!

So kam es, daß Ulrich häufig über Unaufmerksamkeit ertappt wurde und man ihn tadelte und schlug. Mit zusammengebissenen Zähnen erduldete er die Strafen und zeigte nicht seinen Schmerz.

Man hielt den Jungen für verstockt und zwang ihn zum Heile seiner Seele zu Bußübungen. Da mußte Ulrich knien und laut beten, da mußte er zur Strafe fasten oder auf dem kalten steinernen Fußboden schlafen!

Oh, Ulrich litt! Aber er ließ es niemandem merken. Denn ein junger Mensch läßt niemanden in seine Seele und sein Herz schauen, weil ein junger Mensch keusch ist und stolz.

Johann von Fulda hatte es sehr bald heraus, daß in Ulrich Begabungen steckten, wie sie im Kloster nicht alle Tage anzutreffen sind. Er hatte es sehr bald heraus, daß Ulrichs Geist von einer Schärfe war, wie sie den Theologen ebenso nützlich wie fremd ist.

Was Wunder, daß er sich alle Mühe gab, den Jungen immer fester ans Kloster zu schmieden!

Was Johann sonst nicht tat in seinem geistigen Stolz: er ging zu den Eltern, redete mit vielen bestrickenden Worten auf sie ein, schilderte mit den leuchtendsten Farben und den funkelndsten Sätzen die herrliche Zukunft, die ihr Sohn im Kloster und durch das Kloster haben könnte. Sprach von der Laufbahn, die der Junge gerade als Edelgeborener haben könnte, denn die Kirche lege sehr großen Wert auf den Adel!

Die Mutter war es wohl zufrieden, wenn der Junge seine Zukunft im Kloster gesichert hätte. Jede Mutter denkt ja an die Zukunft ihrer Kinder! Und der Vater hörte es gern, daß der Ulrich einen guten Verstand haben sollte und die Möglichkeit hätte, es zu etwas zu bringen zu Ehren der Hutten!

Und vielleicht war es wirklich so, daß der Teufel und das Unglück keinen Weg hatten in die geheiligten Mauern der Klöster und Kirchen und daß das heilige Kreuz stärker war als die Macht des Schicksals. Frau Ottilia glaubte, daß dem so sei. Und der Vater Hutten wünschte es.

So ist es eben bis auf den heutigen Tag, daß viele Menschen glauben, die Macht der Finsternis würde weichen vor einem äußerlichen Zeichen. Nun ist es aber so, daß die Finsternis nur vom Licht selbst weicht, und nicht schon dann, wenn man einfach eine Sonne an die Wand malt! Und so ist es einmal, daß da, wo die Sonne nicht scheint, die Macht der Finsternis herrscht, trotz aller Kreuze und Zeichen. Und häufig herrscht die Finsternis allem zum Trotz gerade in Kirchen und Klöstern!

Aber die Eltern wußten das nicht, und Johann der Fromme wollte es nicht wissen und durfte es auch nicht wissen, denn er hieß ja der Fromme! –

Es ist nicht immer gut, wenn ein Kind behütet und gepflegt, gehätschelt und verwöhnt wird im Hause. Viele, die nie aus der Behütung herauskamen, sind an ihrer Sattheit zugrunde gegangen.

Es ist dann schon besser, man setzt ein Kind frühzeitig den rauhen Winden aus: entweder stirbt es oder es wird abgehärtet und stark!

Vielleicht ist das ein sehr grobes, vielleicht sogar ein rohes Rezept. Aber das Menschenleben ist in seiner Wahrheit ebensowenig rücksichtsvoll, wie es das Gesetz des Geistes Gottes ist!

Ulrichs Erwachen kam eines Tages, kam so unerwartet und doch so folgerichtig in seiner Entwicklung, wie es wohl auch das Aufbrechen einer Knospe ist.



Wenn einer seiner jungen Kameraden den Ulrich wohl fragte: „Ulrich, lernst du? Ulrich, warum starrst du so in die Wolken?", so konnte Ulrich antworten, indem

er die Lippen zusammenkniff: „Ja, ich lerne. Aber nicht aus den Büchern, sondern aus den Wolken!"
„Aus den Wolken?"
„Ja, aus den Wolken! Siehst du, was fangen die Gelehrten in den Büchern ein, aus denen wir lernen? Etwa einen Sonnenstrahl? Etwa ein Vogellied? Etwa etwas Wahres? Wenn wir lernen, müssen wir nach unten sehen in den Staub der Bücher. Und was wir lesen, sind Formeln und Begriffe und Deutungen. Und alles ist von Menschen gemacht. Siehst du! Aber wenn wir über uns sehen, dann lernen wir nicht, dann erleben wir. Und die Wolken ziehen über alles Wissen und Lernen hinweg, über alle Mauern und Zäune, jeden Tag in ein anderes Land. Bis sie vergehen in Sonne und Weite."
So sprach Ulrich wohl. Aber da verstand keiner seiner Kameraden, weil deren Geist schon Brillen trug. Das mochte wohl zuweilen ein Klosterbruder hören, aber der ging darüber hinweg wie über die Erinnerung an eine schöne Sünde. Und an die denkt man mit merkwürdigem Gefühl zurück, teils wehmütig, teils erhaben, bestimmt aber aus innerlich weitem Abstand! –
Es ist ein inneres Gesetz der Schöpfung, daß umwälzende Ereignisse erst durch einen Anstoß von außen her bedingt werden. Das ist in der Natur so, wie es im Menschenleben ist. Erst wenn wir Menschen gestoßen werden, kommen wir in Erregung und aus der Erregung dann endlich zur Tat! Darum ist der Mensch ein Wesen der Gemeinschaft, daß er durch den Anstoß den andern seiner Umwelt dienlich wird in irgendeinem Sinne. Menschen, die zeitlebens in der Wüste leben, um dem Anstoß zu entgehen, werden unfruchtbar! Es

ist der Wille des Geistes Gottes, daß der eine des andern Anstoß, des andern Freude oder Leid wird. Die großen Taten der Geschichte und die großen Ereignisse des Lebens, sie wären alle ungeschehen geblieben und würden nie geschehen, wenn nicht der Anstoß da wäre in der Gemeinschaft der Menschen und Völker.

Vielleicht wäre auch Ulrich, trotz aller Empörung und allen Widerwillens, ein Mönch geworden. Er war ja noch jung, und der Rat der Pfaffen war so gut, wie das Drängen der Eltern beständig war! Es ist aber müßig, über diese Möglichkeiten im Leben Ulrichs nachzudenken. Wir wissen ja, daß sein Sinn nie geistlich, immer weltlich war! Wir wissen, daß sein Haß gegen Verstellung und Verdrehung ebenso da war wie das fanatische Bekenntnis zur Wahrheit.

Genug, der Anstoß im Leben Ulrichs war der Ritter Eitelwolf vom Stein. Er war es, der die entscheidende Wendung in das Leben des jungen Ulrich brachte.

Die Mauern fallen

Eitelwolf vom Stein war einer der ersten in Deutschland, die Wissen und Macht verbanden, die von regierenden Männern und von allen, die etwas zu sagen haben wollten, vorweg eines verlangten: eine Bildung! Und zwar nicht etwa eine Bildung, die sich beschränkte auf das Gelernthaben und Beherrschen irgendwelcher toter Wissensdinge, sondern eine Bildung, die Blut und Geist, die Wissen und Können, Liebe und Treue vereint! Eitelwolf vom Stein war einer der ersten damals, die den Mut hatten, gegen die tote Bildung seiner Zeit Sturm zu laufen. Einer, der das Banner trug der Freiheit, einer Freiheit, die durch den Geist diszipliniert ist, zu wissen um die Ordnung dessen, was wir Freiheit nennen! Denn diese Freiheit ist nicht die Freiheit etwa des Aufruhrs. Eitelwolf war einer der ersten, die erkannten, daß Freiheit nicht Zügellosigkeit ist, sondern daß der freie Mensch zugleich auch der wissende ist!

Und zum Schluß war Eitelwolf einer der wenigen, die ihr Volk liebten, mehr liebten als alle Dogmen der Kirche und alle Theorien eines weltanschaulich gefesselten Geistes. Eitelwolfs Kampf war ein Kampf für die Freiheit des Geistes, die die Freiheit der Nation ist. Darum hat ihn seine Zeit nicht verstanden!



Es war ein heller Frühlingstag, an dem Eitelwolf vom Stein durch die Lande zog. Ein Tag der Kraft und der Lebensfreude, der uns Menschen mutig und dankbar, freudetrunken und stark stimmt.

Eitelwolf zog im Auftrage seines Herrn, des Kurfürsten Johann Cicero, durch das Land, als er auf seinem Wege Fulda berührte. Er hätte Fulda auch aus dem Wege gehen können. Aber es ist nun einmal so im Leben, daß alle Entscheidungen zumeist durch den sogenannten Zufall bedingt sind. Und hernach, wenn wir unser Leben übersehen, erkennen wir Menschen, daß die Glieder unserer Lebenskette solche Zufälle sind, die uns an unser Schicksal binden.

Als Eitelwolf im Begriffe stand, die Stadt Fulda zu umgehen, ballte sich in unheimlicher Schnelle ein Gewitter, so daß es nicht einmal eines Zurufes aus dem Gefolge bedurfte, um spornstreichs nun doch in die Stadt zu galoppieren.

Vor dem Kloster entlud sich das Gewitter mit Macht, so daß Eitelwolf - seinen Abscheu gegen Pfaffentum und Kloster vergessend - Einlaß begehrte.

Der Bruder Pförtner öffnete und ließ die Gäste herein. Im dämmerigen Gange, als Eitelwolf seine Waffen ablegen wollte, vernahm er hinter sich eine helle Stimme, die nach dem Woher und dem Wege des Ritters fragte. Eitelwolf drehte sich lächelnd nach dem Fragenden um: „Seit wann ist ein Pfäfflein neugierig auf Ritterzüge?"

Ulrich lief rot an: „Verzeiht, Herr, wenn ich fragte. Aber ich bin ritterlichen Blutes, und wenn ich Geharnischte sehe, so klopft mein Herz!"

„Es ist schlimm, daß unter mancher Kutte sich ein ritterliches Herz verbirgt!"
Das verletzte den Stolz Huttens. „Wenn das Herz edel ist, so ist es gleichgültig, ob Kutte oder Panzer es decken."
„Schlimm ist aber, wenn unter der Kutte ritterliches Blut verfault!"
Dagegen vermochte Ulrich nichts zu sagen.
„Welchem Geschlechte gehörst du denn an?"
„Ich bin ein Hutten!"
„Ein Hutten? So! Ein guter Name in Deutschland. - Hast du denn schon Profeß getan?"
„Nein!"
„Und willst du denn ein Mönch werden?"
„Nein, ich soll."
„Dein Vater?"
„Ja!"
„Wohin zieht dich deine Neigung, Hutten, wenn du die Möncherei nicht liebst?"
„Ich möchte frei sein. Ein Ritter und ein Gelehrter zugleich. Ich möchte kämpfen mit Schwert und Feder, mit Blut und Geist!"
„Wofür?"
„Für die Freiheit!"
„Und was ist für dich die Freiheit?"
„Ein Geist, der aus sich selber ist und nicht aus dem Denken der andern, ein Glauben, der in den Himmel schaut und nicht in die Gräber. Ein Schwert, das für das Reich zu streiten weiß und nicht für Tändelei aus der Scheide fährt!"
Da drehte sich Eitelwolf jäh zu Ulrich herum, drückte

dessen junges, blondes Haupt an seine Brust und rief: „Seht, Freunde, das ist Deutschland!"
In diesem Augenblick trat der Abt hinzu. Was es hier gäbe!
Darauf Eitelwolf: „Ich habe hier einen gefunden, der mir Glauben gab."
Der Abt: „Wie kann dir einer Glauben geben, der selber noch keinen hat! Er ist ja noch ein Schüler, der keine Profeß getan hat."
Da lachte Eitelwolf: „Profeß! Als ob der Glauben von der Profeß abhinge, und als ob man Glauben erst vom Pfaffen lernen müsse! Nein, Abt, den Glauben meine ich nicht. Der hier hat mir den Glauben gegeben, daß auch im Kloster unter Weihrauch und Gebeten noch deutsches Leben leben kann. Und der hier ist kein Pfaffe, der ist Deutscher!"
Des Abtes Lippen wurden wie ein bläulicher Strich: „Du irrst, dieser hier wird ein Mönch!"
„Ich glaub's nicht", rief Eitelwolf noch. „Du wolltest ein solches Talent zugrunde richten, es hier verkümmern lassen?" Und ging hinaus, um von dannen zu reiten, denn soeben war die Sonne hinter den Wolken hervorgetreten, und der Regen hatte aufgehört, die Dächer zu peitschen. Länger aber, als es unbedingt nötig war, hielt sich Eitelwolf nicht auf in den Häusern der Geschorenen. Den Ulrich hieß der Abt zu beten für seiner Seele Seligkeit, denn der Versucher sei an ihn herangetreten in der Gestalt jenes Ritters. Ulrich aber dankte Gott so inbrünstig, wie er noch nie für einen Tag gedankt hatte.

*

Eitelwolf vom Stein war eine Nacht auf der Steckelburg geblieben und hatte bis zum Morgengrauen mit dem alten Hutten getrunken und gesprochen, aber der Starrsinn des Alten war größer als die feurige Rede Eitelwolfs und seine Begeisterung für den Kampf um Deutschlands Freiheit. Niemals hätte der Alte den Ulrich aus dem Kloster genommen, denn das Wort eines Edelmannes ist zuweilen heiliger als die Vernunft und das göttliche Recht selber!



Eitelwolf vom Stein war der Anstoß im Leben des jungen Huttens. Und der Lawine ist es gleich, ob sie ausgelöst wurde durch den Sprung einer scheuen Gazelle oder durch den Schlag eines schweren Steines! Wenn es auch nur wenige Worte Eitelwolfs waren, die Ulrich in seinem Herzen bewegte, so war doch die Bewegung so stark, daß sie alles andere zurückdrängte. Huttens Entschluß, dem Kloster zu entfliehen, stand fest!



Seit dem Tage des Besuches Eitelwolfs hatte Ulrich kaum noch eine ruhige Minute: wenn die Morgenglocke die Gläubigen zur Andacht rief, so schien sie dem Ulrich zuzurufen: „Ulrich, komm, Ulrich, komm!" Wenn dann der Junge fragte: „Wohin?" so antwortete sie: „In die Welt, in die Welt." Doch Ulrich gab nicht locker, er versuchte die Glocke! Rief sie nicht: „Zu Gott, zu Gott?" Doch bald gab ihm seine innere Stimme Auskunft und Ausweg. War nicht jedes Orakel, das er sich stellte an den Rippen der Blätter, an den Sil-

ben der Buchstaben eine Erfüllung des Rufes: „In die Welt?" War nicht jeder Vogelruf ein Locken, war nicht jedes Spiel der Sonnenstrahlen ein Winken in die Weite?

Kennen wir nicht alle die Orakel? Wer von uns hat noch nie gesagt: Wenn das und das so ist, dann wird das und das eintreffen oder nicht? Ich meine, es gibt keinen Menschen, der nicht sein Orakel stellen mag. Das entscheidende Orakel Ulrichs wurde ihm aufgegeben von seinem Freunde Crotus Rubianus, einem jungen, frechen Studenten zu Erfurt, der öfter in Fulda einkehrte, um sich über Mönche, fromme Sitten und Heiligtümer lustig zu machen. Daneben vermittelte er denen, die dafür offen waren, die neue Bildung, die an der Universität Erfurt gelehrt wurde. Und weil dieser und jener den Crotus gut leiden mochte, so mochte es durchgehen, daß er immer wieder Einlaß fand im Kloster, obwohl der Abt ihm nicht hold war. Aber so ist es nun: wenn zwei und drei sich zusammentun, so finden sie noch immer ein Türchen, wenn die Portale verschlossen sind. Was Wunder, daß Ulrich und Crotus sehr bald den Weg zueinander gefunden hatten! Ulrich, der begierig jede Kunde der Welt und des Wissens in sich aufnahm, und Crotus, der jeden Menschen, der helle Augen und ein frohes, zu Scherzen bereites Herz hatte, durch Wort und Beispiel antrieb, die Angst und Falschheit zu verhöhnen und die Freiheit zu loben und für sie zu werben.

Crotus wurde der Beichtvater Ulrichs, wurde der Freund und Vertraute aller seiner Seelennöte, aller seiner Zweifel, Kämpfe, Hoffnungen und Sehnsüchte.

Eines Tages, als Ulrich von neuem von dem lockenden

Ergebnis der Orakel berichtete, meinte Crotus, man müssen das letzte versuchen. Man müsse das tiefste Geheimnis, das Mysterium, das Heiligtum selbst heranziehen. „Ulrich, wir wollen die Pfaffen und ihre Lehre selber zitieren, wir wollen ihren Gott versuchen, wir wollen das Tabernakel erbrechen und den geweihten Wein trinken. Sterben wir, vom Blitze ihres Gottes getroffen, so müssen wir büßen als Todsünder und Verdammte. Bleiben wir am Leben, so ist ihr Gott nicht unser Gott, so ist ihre Lehre ein Nichts!"
Ulrichs Herz erbebte für einen kurzen Augenblick. Den geweihten Wein Gott zum Hohne trinken mit ungeweihten Lippen, das war das Schlimmste!
Aber dann nickte Ulrich dem Crotus zu, und beide schritten durch das Schiff der Klosterkirche zum Tabernakel, stemmten die Tür des kunstvoll geschnitzten und mit Heiligenbildern verzierten Sakramentshäuschens auf und ergriffen die Vasa Sacra, die heiligen Geräte. Mit vor Erregung zitternder Hand ergriff Ulrich den Kelch, hob ihn empor und trank die Reste des geweihten Weines! Ulrich und Crotus schauten zur Decke der Kirche empor, als ob jede Sekunde das Dach auf die beiden Sünder herniederstürzen müsse. Sie warteten, daß sich der Boden zu ihren Füßen auftäte, um die Frevler in den Höllenschlund zu ziehen!
Aber nichts geschah! Die Sonne spielte wie vorher in den geschnitzten Bänken und warf ihre Strahlen auf die Heiligenbilder. Von draußen her klang noch immer das Jauchzen der Vögel, und fast schien es, als ob ein Eichelhäher Spottverse gegen die ohnmächtigen Pfaffen erklingen ließ.
Es mochten einige Minuten gespanntesten Wartens

vergangen sein, bis sich Crotus höhnisch lächelnd zu Ulrich umwendete: „Betrug ist alles, Ulrich. Lüge ist das, was sie seit Jahrhunderten lehrten!“ Ulrich warf in jäher Aufwallung den Kelch zu Boden und stieß ihn mit dem Fuß weit von sich, daß er klirrend an einer Bank zerbeulte: „Hier wohnt der Betrug, Crotus. Hier haust der Verrat des Heiligsten. Hier ist meines Bleibens kein Tag mehr.“

Crotus ergriff seine Hand: „Ich nehm dich beim Wort, Ulrich! Deines Bleibens ist kein Tag mehr. Du hast dich heute von ihrem Gott, von ihren Sitten, von ihrem Leben gelöst!“



Als der Tag sich neigte und die graue Dämmerung herniedersank, ging Ulrich noch einmal durch die Räume des Klosters, drückte noch diesem seiner Kameraden, jenem der Mönche die Hand und sprach auch wohl noch hier und dort mit einem ein Wort.

Sachen hatte er nicht zu ordnen. Er war arm. Und alles, was er besaß, trug er in sich als unbändiges Verlangen nach Weite und Freisein. Seine einzige Kostbarkeit war das Zeichen des Eggbrecht, und das hatte er keinen Tag abgelegt.

Den Kameraden war nichts an dem Wesen Ulrichs aufgefallen, wenigstens vermochten sie einen Tag später, als der Abt eine strenge Untersuchung wegen der Flucht Huttens anstrengte, nichts zu sagen. Waren sie doch immer bei Ulrich auf irgend etwas Besonderes im Wort oder in der Tat gefaßt.

Und als der Abt die zu verhören begann, denen man ein Mitwissen um Ulrichs Flucht am meisten zutraute,

war der Junge schon eine große Strecke Weges von der Abtei zu Fulda entfernt.

Es ist ein eigentümliches Gefühl für einen Menschen, der lange Zeit umschlossen war von Mauern, nun plötzlich frei zu sein! Ein Gefangener mag wohl erst ganz langsam wieder sich an Sonne, weite Felder und Wiesen, an Vogelruf, Menschen und Tiere gewöhnen. Auch mit den Gefangenen des Geistes mag es so sein, wenn sie zum ersten Male wieder tastend an die Offenbarung des Geistes Gottes gehen, die ihnen in der langen Unfreiheit ihres Denkens und Glaubens unfaßbar fern geworden ist ...

Als Ulrich die Mauern behend wie ein Eichhörnchen überklettert hatte, lief er zunächst wohl tausend Schritte, ohne nach links oder rechts zu schauen. Er lief, als ginge es um sein Leben!

Und dann, als er weit genug gelaufen war, um nicht so schnell, falls man ihn verfolgte, gefunden zu werden, ließ er sich ermattet zu Boden fallen.

Als er endlich seinen Atem und seine Gedanken wiedergefunden hatte, stieg er auf einen Hügel, von dem aus er das Land und die Stadt Fulda überblicken konnte. Da trat gerade der frühe Mond aus den Wolken und vergoldete das Kloster, von dem her die Glocke klang: „Fahr wohl, fahr wohl!"

Und mit den Klängen der Glocke zogen noch einmal die Namen und Gestalten derer im Geiste Ulrichs vorüber, mit denen er eine Spanne seines Lebens zusammengelebt hatte. An jeden dachte er noch einmal, der in sein Leben getreten war zu Fulda, an jeden, der ihm Gutes oder Böses oder gar nichts bedeutet hatte. Und siehe, als Ulrich die letzte große Musterung abhielt,

wußte er, daß diese junge Vergangenheit schon unfaßlich weit zurückgeblieben war!
So sind wir Menschen: wenn wir Erinnerungen aus unserm Leben löschen wollen, so sehen wir uns noch einmal die Bilder und Zeugen jener Zeit an, um sie dann zu zerreißen, zu vernichten und für immer zu begraben. Als der Mond hinter einer Wolkenwand verschwand und auch der Glocke Klingen nicht mehr zu hören war, schritt Ulrich mutig voraus in den Dämmerwald, der ihn in sein Geheimnis aufnahm.
Es war ein wundersamer Weg, den Ulrich ging in jener ersten Nacht der Freiheit. Ein Weg voller Raunen und Tuscheln, voller Zartheit und Verträumtheit. Ein Wald bei Nacht! Das ist ein großes, erschütterndes und überwältigendes Heiligtum. Das ist eine Offenbarung der majestätischen und auf die Knie zwingenden Gegenwart Gottes. Schwächliche und unsichere Menschen vermögen nicht, den Wald bei Nacht zu ertragen! Die werden erdrückt von der Angst ihres schwachen Herzens, das die Wahrheit eines durchgeisterten und lebenerfüllten Waldes nicht fassen kann! Der Dämmerwald der Nacht ist für die Freien und Starken, die sich verbunden wissen mit Kauz und Eule, mit Nebelbild und Mondenschimmer zwischen dunklen Ästen. Die Nacht hat einen schweren Atem und einen betäubenden Duft, und nur ein Starker kann darin leben und wach sein.
Als das Frührot die davondämmernde Nacht erhellte und jene überwältigende Stimmung in die Natur senkte, unter deren Eindruck die Vögel erwachen zum ersten jubelnden Danklied ihres frohen Tages, trat Ulrich aus dem Walde und schritt über Feld dem Dorfe zu, das sich in einer Mulde dehnte.

Das zarte Grün der Saat, beperlt vom Tau, purpurn übermalt vom Rot der frühen Sonne, leuchtete ihm entgegen wie ein kostbares Bild der Heiligen Schrift Gottes, wie sie der Geist des Herrn der Welten aufgezeichnet hat für sich und alle Kreatur.
Von einem Busch am Wege brach Ulrich sich einen starken Zweig und streifte Blätter und Äste von ihm, damit er ein Stecken auf seiner Wanderung sei. Denn etwas muß der Mensch auf seiner Wanderschaft haben, worauf er sich stützen kann, was seine Hand halten und umklammern muß, wenn die Schönheit der Schöpfung den Zweifel an der Wirklichkeit des Erschauten und Erlebten heraufbeschwört.
Mit jedem Schritt, den Ulrich vorwärts tat, versank jetzt ein Stück dessen, was gestern noch Leben und Dasein war. Gerade eben war die Gestalt des Abtes noch Wirklichkeit, bei jener Buche dort nur noch ein Schemen, und vollends bei der Birke da vorn versank sie gänzlich aus der neuen Wirklichkeit. So brach das Gestern in sich zusammen, so zerbröckelte und zerfiel es in ein Nichts, als Ulrich aus dem Gestern mit raschen Schritten durchs Heute dem Morgen seiner Sehnsucht entgegenging.
Oft noch mußte Ulrich seinen Schritt verhalten, ehe er ins Dorf trat. Mußte er nicht vor einem Ameisenhügel stehenbleiben, um die geordnete Wirrung seines Staates andächtig zu erleben? Mußte er nicht einen moosumgrünten Felsblock schauen und an die Jahrhunderte und Jahrtausende denken, die dieser Stein durchlebte und die er noch durchleben würde? Mußte er nicht vor Blumen und Bäumen knien, wie eingekerkerte Menschen sonst vor Altären und Bildern knien?

Es war eine fromme, freudendurchtränte Wallfahrt, die Ulrich unternahm, und er eilte sich nicht im geringsten, obwohl er wußte, daß Crotus ihn in jenem Dorfe erwartete.

Als er da so am Wege kniete, kam ein Bauer daher, der zu Felde zog mit den Geräten des Ackers. Er mag sich gewundert haben über den seltsamen Anblick!

Der erste Mensch war dieser Bauer, den Ulrich traf als Freier unter Freien! Der erste Mensch, und Ulrich suchte die schwielige Hand des Bauern, eine Hand, die Furchen und Gräben, Mulden und Hänge hat wie der Acker selber!

„Grüß Gott, Bauer!"

„Grüß Gott, Junge!"

Dem Bauern mußte das Überströmen des Gefühls Ulrichs merkwürdig vorkommen.

„Was hast du, Junge? Bist du nicht nüchtern? Am frühen Morgen?"

„Ich habe doch nichts getrunken, Bauer! Gar nichts, ich bin nüchterner als du. Aber glücklich bin ich, Bauer! Und dir danke ich tausendmal!"

So ging der Ulrich weiter.

Der Bauer aber wunderte sich über diesen jungen Menschen, der nichts getrunken hatte und doch trunken und ihm dankbar war! Ihm dankbar!! Einem Bauern!!! Und war denn ein Bauer nicht geachtet wie ein Vieh, das alltags arbeitet und sonntags im Stall liegt? Ja, die Welt ist manchmal unverständlich! –

Als Ulrich das Dorf betrat, fiel ihn mit lautem, wütendem Bellen ein Hund an.

War das nicht ein Hund wie einst der Tyras, die Dogge

auf der Steckelburg? War das nicht Erinnerung, Gegenwart, Freude, Jugend? Der Hund?
„Heimat, Heimat, ich habe dich wieder. Heimat, ich halte dich und lasse dich nicht mehr!"
Und kam dort nicht Crotus hinter einer Hütte vor?
„Ulrich, da bist du ja! Sei willkommen in der Freiheit, die aller Menschen Heimat ist."
Wortlos sank Ulrich an die Brust des Freundes.
Und weinte, wie er nie zuvor in seinem Leben geweint hatte. Und war so glücklich, daß er kein Wort fand.



Wundersam ist die Kette des Schicksals, an die wir Menschen geschmiedet sind: als Ulrich von Hutten die Freiheit erzwang, begab sich ihrer freiwillig ein anderer. Martinus Luther trat zu Erfurt ins Kloster, um ein Augustinermönch zu werden.
Merkwürdig ist das Schicksal: den einen entläßt es aus der Haft, den andern zwingt es in sie hinein. Und doch ist es eine Kette, die alle verbindet!
Die Kette des Schicksals!

Der Wundergarten

Wenn Scholaren über Höhen und Weiten in die Lande ihrer Sehnsüchte ziehen, dann hängt das Klingen ihrer Lieder in den Wolken, dann klingt wie Möwenschrei ihr Jauchzen über Hecken und Zäune an das Ohr arbeitsamer Menschen, daß sie aufschauen und sich verwundern über die zügellose Lebenslust der Jungen und alle ihre Wunschträume von Weite und Gelöstsein an die Lieder der Vaganten hängen mögen.

Warum wohl singen junge Menschen, wenn sie den Frühling der Freiheit und des Wanderns erleben? Warum jauchzen sie bei Wegebiegungen und auf Berghöhen? - Es ist nichts weiter, als daß eben Worte nicht mehr ausreichen für die Zwiesprache des Herzens mit der Schöpfung. Und ein Junger sagt nicht zum andern: „Sieh, o Freund, wie lieblich ist die Natur, wie herrlich ist ihr Anblick und wie majestätisch ist die Gewalt des Schöpfers!" Nein, so mögen höchstens die Stubenhocker reden, wenn sie Bücher schreiben! Vielleicht reden so auch zwei miteinander, die meinen, sie seien gebildet!

Ein Junger hütet sich davor, von seinen Gefühlen zu reden. So geht er denn eine Weile voll inneren Jauchzens seinen Weg, bis die Macht des Erlebnisses seine Brust zu sprengen droht. Dann aber bricht das Lied aus ihm wie ein Wolkenbruch. Und es ist dann kein Lied von

Fried und Freude, sondern eines von Kampfessehnsucht und stürmischem Begehren. Und wer es kennt, dieses innere Schreien, der weiß auch darum, wie es ist, wenn der Sturm uns um die Ohren peitscht. Breiten wir da nicht die Arme aus, um den Sturm zu fangen, daß er unser Gefährte sei? Wissen wir uns nicht verbunden mit dem Brausen und Wehen des Geistes Gottes, wenn der Sturm uns die Brust weitet und uns ganz tief atmen läßt, als eratmeten wir Gott selber?

Es ist ein eigen Ding um das große Wandern.

So zogen Ulrich und Crotus durch den jungen Tag, ohne daß sie mehr Worte wechselten, als nötig tat. Und nötig tat nur, hin und wieder den Bauern ein Grüß Gott zu sagen und in den Höfen den Mägden gutzutun, daß vielleicht außer dem Imbiß, den man einem Scholaren nicht verweigern mochte, auch noch ein Laib Brot oder ein Stücklein Wurst als Wegzehrung mitgegeben wurde. Ach, und die Mägde! Dem Crotus war das gar nichts, er war ja ein Alter auf den Straßen. Aber Ulrich war hinter Klostermauern gewesen! Der kannte nichts vom Weibe als ein unbestimmtes Sehnen, und das treibt beim Anblick eines ernsten Weibes das Blut in die Wangen und das Zittern in die Beine, so daß die Sprache einem verschlägt.

Crotus lachte, als er das gewahrte. „Ulrich, du mußt nicht so verschämt sein, wenn du es bei den Weibern zu etwas bringen willst!"

„Wozu soll ich's wohl bringen bei den Weibern?"

„Wozu? Du Narr, zum wenigsten doch, daß sie dir zu essen geben, wenn du nicht auch noch die Liebe dazu haben willst als Nachtisch!"

„Sie mögen mir auch so zu essen geben!"

„Wohl! Vielleicht wie sie einem Hund sein Fressen geben oder einem alten stinkigen Bettler, der noch vielmals dankt, wenn er seinen Krumen aus dem Staube lesen darf. Aber geben dir die Weiber etwas mit heißen Augen, dann nimmst du die Gabe wie ein König und brauchst noch nicht einmal zu danken!"
„Und wie?"
Da wollte der Crotus fast bersten vor Freude. „Und wie? Soll ich dir denn einen Liebesspiegel schreiben, wie es schon der Ovid versucht hat? Was soll ich dir da für Unterricht erteilen? Sieh mich nur nicht so ängstlich an, mein Ulrich. Es ist nicht gar so schwer. Wir haben's alle lernen müssen, bis wir rechte Scholaren wurden."
Vor solchen Lehren graute dem Ulrich etwas, aber er ließ es sich nicht merken, denn er sah ein, daß das Leben andere Regeln aufgibt als die Klosterschule. Eigentlich war dem Ulrich der Unterricht, den er von Crotus über die Dinge des Lebens erhielt, gar nicht so unlieb. Irgendwie hat ja jeder junge Mensch eine erregende Neugier in den Fragen der Liebe. Aber wie wißbegierig er wohl auch sein mag, ebenso tölpelig und scheu ist er im Augenblick, da er Gelegenheit hätte, die Neugier in rascher, frecher Tat zu befriedigen.
So kam es denn, daß Ulrich dem Crotus ein gelehriger Schüler war, es aber eine gute Weile dauerte, bis er sein Wissen in die Tat umsetzte.
Es war nicht so, daß Ulrich und Crotus sich entzweiten. Dazu hatten sie zuviel Gemeinsames in ihrem Gefühl für Freiheit und Stolz. Es ergab sich aber von selbst, daß sich ihre Wege trennten. Das heißt, sie hatten wohl ein Ziel: die Universität zu Köln am Rhein. Und dieses Ziel behielten sie bei. Aber der Crotus hatte die Be=

kanntschaft einer jungen Witwe gemacht, die ihn bat, doch den Verstorbenen zu ersetzen, für eine Zeit wenigstens, und seine Stelle einzunehmen in Haus und Hof. Crotus ließ sich so etwas nicht zweimal sagen. Erstens war die Witwe nur wenig über die Dreißig und hatte heiße Augen, dann aber war zweitens solch eine angenehme Unterbrechung der Fahrt gen Köln ihm äußerst lieb, weil ein sorgendes Weib ein Wunder ist für Körper und Seele eines jungen Menschen. So überlegte Crotus nicht lange, sondern drückte dem Ulrich die Hand und sagte ein Lebewohl und Grüß Gott und hielt seinen Einzug, währenddem der Ulrich seine Straße weiterzog. Nach Köln dem Rhein entgegen.

Was war das für ein Wandern! Es war ein Gottsuchen, ein Gottfinden, ein Gottrufen und Gotthören, was Ulrich erlebte auf der Fahrt gen Köln. Es waren die Stunden, in denen ein Mensch berufen wird! Ulrich, den das Kloster ausgespien hatte, Ulrich, der vor der Welt der Pfaffen und derer, die ihnen anhangen, verstoßen und verfemt war, dem sich Kirchentüren und Altäre verschlossen, sah das Schreiten Gottes im Zuge der Wolken, hörte das Raunen Gottes im Wehen des Windes - und wurde fromm!

Fromm als einer, der reinen Herzens ist.



An einem Spätsommerabend - einem Abend, der ein wundersam zartes Klingen hat von Grasmücken und Grillen, der durchglänzt ist von roter Sonne und den elfenzarten Fäden des Altweibersommers, der durchduftet ist von frischem Heu und erstem Nebel - schritt Ulrich singend durch ein Dorf, das eingebettet lag zwi-

schen bewaldeten Hügeln, grünen Wiesen und - als Decke - einem sattblauen Himmel.
Warum Ulrich gerade durch dieses Dorf zog, wußte er selber nicht. Er hätte auch ein anderes wählen können auf seiner Wanderung. Denn es führen ja viele Wege nach Rom, und auch nach Köln am Rheine führen viele Wege. Was wissen wir Menschen überhaupt von dem Warum unserer Wege? Ist es nicht sehr häufig so, daß wir in irgendein Erleben hineingestoßen werden, das uns Entscheidung bedeutet? Wir werden es wohl nie ergründen. Es genügt ja auch, wenn wir später feststellen, daß ein Gesetz in unserm Leben herrscht, dem wir gehorchen müssen. Nicht in all den kleinen Dingen des täglichen Lebens, wohl aber in allen wichtigen Dingen, die unser Leben gestalten, die ihm Aussehen und Inhalt geben. Welches Dorf es war, durch das der Ulrich singend zog? Ich weiß es nicht zu sagen. Er selber wußte es nicht. Es war eines der deutschen Dörfer, die ja letztlich in ihrer Schönheit und in ihrer Ehrlichkeit, in ihrer Fröhlichkeit und in ihrem Erleben sich alle gleichen, wie sich zutiefst ja alles gleicht, was deutsch ist: Mensch und Landschaft! Schon wollte Ulrich, ohne Halt zu machen, das Dorf durchschreiten, als er frohes Singen vernahm. Er wandte seinen Blick und gewahrte, daß unter einer uralten Linde die Jugend des Dorfes bei einem Reigenspiel versammelt war. Eine Schar von Jungen und Mädchen war beim Spiel, während ein anderer Teil im Kreise dabeistand und mit Singen und Händeklatschen das Spiel begleitete. Es war ein schöner Anblick dort unter der Linde! Mädchen drehten sich im Kreise, daß die Röcke flogen und die Wangen zu glühen begannen. Jungen suchten, wäh-

rend sich die Mädchen drehten. Es war die ungebundene Freude des Dorfes, die Ulrich wahrnahm. Als er in den Kreis der dörflichen Jugend trat, ließ man ihn gewähren, denn die junge Mannschaft hat es gern, wenn ihre Spiele von Fremden gesehen werden. Und vor allem die Spiele, bei denen sie selbst sich geben kann mit all ihrer Eigenheit.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis Ulrich in den Bann des frohen Spielens gerissen wurde. Welcher junge Mensch wird auch nicht schnell fröhlich unter Frohen! Ob er wohl mitspielen dürfe im Reigen?

„Wer bist denn du?"

„Ein Scholar auf der Fahrt!"

„Ein Scholar auf der Fahrt?" Die Jungen wiederholten es mit einem gewissen Neid derer, die einen Fahrenden sehen und selbst zu Hause bleiben müssen. Die Mädchen fragten es mit einer gewissen Erregung, die sie all dem entgegenbringen, was einen Reiz des Abenteuerlichen hat, was vielleicht irgendwie auf sie übergehen könnte!

„Ja. Und mir gefällt euer Reigen."

„Hast du ihn denn schon begriffen?"

„Er ist ja nicht schwer."

„Tanzt man ihn auch in deiner Heimat?"

„Das weiß ich nicht."

„Kommst du denn aus den Wäldern Böhmens? Da soll es ja Tag und Nacht gleich dunkel sein, daß die Menschen nicht zur Freude kommen."

„Ich hab noch nie im Reigen getanzt!"

Es muß etwas Trauriges in der Antwort Ulrichs gelegen haben, denn es fragte ihn keiner mehr, sondern man machte ihm bereitwillig Platz.

„Such dir ein Mädchen, wenn du tanzen willst!"

Ulrich schaute im Kreise umher. Ja, ein Mädchen! Aber welches. Es standen so viele umher, die ihm bereitwillige Blicke schenkten.

Er hätte nur zu winken brauchen, und es wäre eins lachend gesprungen gekommen.

Da sah Ulrich eins, das abseits stand. An den jungen Stamm einer Buche gelehnt. Eins, das irgendwie nicht hineingehörte in den Kreis der Fröhlichen. Ein Mädchen, das schön erschien, das hoch gewachsen war. Ulrich ging auf das Mädchen zu. Und es schien ihm, als ob es vor ihm zurückwiche.

„Willst du mit mir tanzen, Mädchen?"

„Warum gerade ich? Es sind ja noch so viele hier, die gern mit dir tanzen würden."

„Magst du nicht tanzen?"

„Ich weiß nicht, ob ich's kann. Ich tanze sonst nicht mit den andern. Die kennen mich nicht und ich kann sie nicht leiden."

Während die beiden miteinander sprachen, stießen sich Mädchen und Jungen an und wiesen auf die zwei.

„Was will er denn von der Hedda? Was hat er denn an der gesehen? Die ist doch so spröde und stolz. Die dünkt sich viel zu fein. Ein Wunder, daß sie überhaupt zu uns gekommen ist!"

Ja, es war fast ein Wunder, daß die Hedda sich zum Reigen geschlichen hatte. Sie tat's sonst nicht. Nicht etwa, weil sie sich zu fein dünkte, weil ihr Vater den größten Hof im Dorfe hatte. Nein, sie wußte nicht viel anzufangen mit der Ausgelassenheit, die bei den Spielen herrschte. „Komm", sagte Ulrich, „wir wollen's versuchen, wir beide!" Und siehe da, die Hedda weigerte sich nicht. Sie gab dem Ulrich die Hand und ließ sich

von ihm in den Kreis der Spielenden führen. Das gab ein Staunen und Raunen, ein Wispern und Anstoßen unter der Jugend des Dorfes. Und manch Junge und manch Mädchen war insgeheim etwas neidisch auf die beiden, die so stolz und selbstsicher einherschritten und dann sehr bald den Reigen zu tanzen verstanden! Aber nur ein Weilchen dauerte es, dann war Jugend bei Jugend, und im Überschäumen der Fröhlichkeit verlor sich das Aufmerken auf die beiden, auf Ulrich und Hedda.

Ein eigentümlich zwingendes Gefühl hatte Ulrich gepackt, als er neben Hedda im Reigen tanzte. Was war das für ein Glücksgefühl, das Blut in den Adern Heddas pochen zu fühlen! Wie berauschte es, den Duft des jungen Mädchenkörpers einzuatmen!

Die beiden ließen die fröhliche Umwelt versinken und tanzten den Reigen, als wären sie allein unter der Linde. Sie hätten eine Zeit gespielt und getanzt, als Hedda - wie aus einem Traum erwachend - sich umsah und sich ihres Gehenlassens vor den andern schämte.

„Ich will jetzt gehen. Die Eltern warten auf mich!"

„Bleib doch, Hedda! Es ist so schön!"

„Nein!"

Es klang herb und streng, wie es Hedda sagte.

Da legte Ulrich seinen Arm um Heddas Hüfte und führte das Mädchen aus dem Kreis der Fröhlichen.

Schweigend schritten sie nebeneinander, und wie von selbst führte ihr Weg sie zur Höhe, von der aus sie auf das Dorf hinabsehen konnten.

„Der dort ist unser Hof!"

„Ein schöner Hof. Der schönste im Dorf."

„Ja, der schönste."

„Hat dein Vater auch solch einen Hof?"
Ulrich schwieg.
„Warum antwortest du mir nicht?"
„Ich hab kein Zuhause!"
„So bist du ein Findelkind?" Hedda sprach es mit großer Angst, es könne dem so sein. Ein Gedanke, vor dem sie bangte. Denn sie mochte nicht mit einem getanzt haben, der, nun ja, der...
Ulrich sah lange vor sich hin, und in Gedanken schritt er noch einmal all die Straßen, die ihn einst von der Steckelburg nach Fulda und von dort nach hier, zu diesem Dorf, zu diesem Mädchen geführt hatten. Und sein Herz tat sich weit auf vor diesem Mädchen, und er sprach vor ihr von seinem Leben und seinem Suchen, so als spräche er zu sich selber. Als beichtete er sich selber seine Gedanken und seine Sehnsüchte.
Wie tat das gut, zu sprechen von der großen Wallfahrt des jungen Lebens. Wie war es schön, neben sich ein Mädchen zu wissen, das den Worten lauschte, wie der Kunde einer fernen, geheimniserfüllten Welt!
Als Ulrich sprach von den Härten der Erkenntnis, die er im Kloster gesammelt, als er erzählte von der heißen Sehnsucht nach Freiheit und Ferne, da legte das Mädchen seinen Kopf gegen Ulrichs Brust und weinte Tränen der Liebe und des Verstehens.
Die Gedanken Ulrichs wanderten den Weg bis zu diesem Dorfe, bis zu dieser Stunde. Und als die Worte der großen Beichte verklungen waren, da fanden sich die Lippen der beiden, und die Liebe sprach in den Herzen dieser jungen Menschen von ihrer Sehnsucht und von ihrer ewigen Wanderschaft durch die Welt und ihre Geheimnisse.

Im Überfließen der Gefühle sanken die beiden in das Grasbett des Hügels und hielten sich umschlungen.



So erlebte Ulrich in der Reinheit seines Herzens das ewige Mysterium der Liebe, das uns Menschen gleicherweise zum Himmel reißt, wie es uns an das Bett der Erde bannt.

Die Lehre

Am 28. Oktober des Jahres 1505 schrieb sich Ulrich von Hutten in die Matrikel der Universität zu Köln ein.
Zu Köln am Rhein, der alten ehrwürdigen Stadt, der Stadt betonter Frömmigkeit und gleichzeitig der mühsam verkleideten Sünden.
Warum wohl in aller Welt geht die verborgene Lust so gerne in Kutten daher? Fast scheint es, als ob der Teufel ein ganz großer Schalk ist. Einer, der Grübchen in den Backen hat und einen schelmischen Blick. Nur schade, daß ihn die Frommen nie so gezeichnet haben, daß sie ihm immer ein böses, abstoßendes Gesicht anbefahlen und einen Pferdefuß und höllischen Gestank dazu. Ich meine, wenn der Teufel so aussähe, dann wäre es ein Kleines, ihm aus dem Wege zu gehen!
Ja, so war denn der Ulrich inmitten der Stadt mit den beiden Gesichtern. Er, ein freudetrunkener Scholar, der mit offenen Augen und mit heißem Herzen die Schönheit der Welt sah - aber auch alles das, was an ihr unecht ist. Als Ulrich das erstemal in einen Hörsaal ging, da war sein Schreiten wie das eines demütigen jungen Priesters, der zu seiner Weihe schreitet. Da ging Ulrich hin und wartete auf das Wunder, um es zu empfangen. Aber als er den Magister dozieren hörte, verflog der Rausch, und es folgte eine schlimme Ernüchterung.

War das das Wissen, nach dem er begehrte? War das das Brot des Geistes, nach dem er hungerte?
Ein Bittertrank war's, den er schlucken sollte, Stein war es, den man ihm als Speise reichte!
Ja, so ist es, wenn junge Menschen jauchzend vor Kraft und Seelenweite sich den Wissenschaften in die Arme werfen wollen: am Eingang zum Garten, in dem der Baum der Erkenntnis wächst, steht zwar kein wachender Engel, sondern ein meist schlafender Pedell, der alle Leisetreter gut und gern hineinläßt, aber die Stürmenden und Jauchzenden zurückweist, weil sie seine und der andern Ruhe stören! Und wenn dann solch ein Junger meint, der Herr da drinnen sei ein großer Geist, ein Gott des Wissens, so wird er einen alten Mann sehen, einen mit Bart und Brille, der nichts vom Wehen des Geistes wissen mag, aus Furcht, er möchte sich in jener Luft erkälten!
Es ist keine weite, grüne, saftige Wiese dort im Garten, nein, es ist alles eingezäunt, und Spalierobst wächst dort, sorgsam beschnitten und auf Draht gezogen. Und der Baum der Erkenntnis hat keinen wogenden Wipfel, der über die Lande ragt. Nein, er ist nur klein und verkümmert, hat nur verdorrte Äste und gar keine Krone. Und er ist auch keineswegs eine Eiche oder eine Buche. Er ist auch keine Linde, keine ranke Birke, keine wuchtige Kastanie. Nein, er ist eine faule Akazie!
Da ist keiner, der brüderlich den Jungen bei der Hand nimmt und spricht: sei willkommen im Reich des freien Geistes, sei gegrüßt als Jünger der weiten Wissenschaft! Tritt ein in die Gemeinde der Ringenden und Suchenden, daß wir Gefährten eines Weges seien! Nein, da sitzen verknitterte und verklebte Greise jeden Alters

und lehren, daß das Wissen allen Wissens das Nichtwissen ist und daß Staub der Anfang und das Ende allen Blühens ist! Was sollen dann die Jungen, die Stürmenden anfangen?
Sie begehren auf gegen jene Stätten der Borniertheit, sie gründen ihren eigenen Staat, der der Freiheit dient und nicht dem Wissen und verstaubten Lächerlichkeiten!
Gut vierzehn Tage wartete Ulrich auf Crotus. Vierzehn Tage voller wachsenden Zornes. Vierzehn Tage voller sinkenden Mutes, voller steigenden Ekels.
Das Buch der Christen hat einen guten Spruch. Den Spruch vom Ärgernis. Wer den Kindern ein Ärgernis bereite, der sei wert, daß man ihn mit einem Mühlenstein am Halse versäufe dort, wo das Meer am tiefsten!
Ein gutes Wort! Ein Wort, das gar nicht recht christlich klingt! Aber wer jungen Menschen die Sehnsucht nach Freiheit stiehlt, den sollte man noch viel schlimmer strafen: den sollte man über Pergamenten krepieren lassen! Dem sollte man, wenn er vor Hunger schrie, das Maul mit Literatur stopfen! Und wenn er vor Durst wimmerte, dann sollte man ihm Gallustinte in den Rachen schütten!
Als die vierzehn Tage verstrichen waren, tat es eines Abends vor der verabredeten Schenke einen bekannten Pfiff, und da war der Crotus. Lachend, wettergebräunt und durstig.
„Ulrich. Ja, wie finde ich dich? Mürrisch und müde? Ist das Scholarenart?"
„Ist das Scholarenart, zu Hökerweibern zu gehen, die mit schmutzigen Fingern alle Waren verfeilschen, wenn

man zu den großen Geistern gehen will, um das tägliche Brot der Seele zu finden?"

Da lachte der Crotus. „Das, was du suchst, Ulrich, wirst du nie auf Universitäten finden. Das, was du willst, das such in dir!"

„Und was sollen wir auf Hohen Schulen?"

„Ja, das ist so ein Ding. Du mußt dort sein, um mit dem Wissen, das du dir erkaufst, zu graduieren. Erst wirst du Bakkalaureus, dann Magister und vielleicht wirst du sogar auch eines Tages Doktor. Dann bekommst du eine fette Pfründe und kannst ein dickes Männlein werden und in Würden sterben als ein Mann, dem Aller Achtung gilt. Das, was du für das Herz und für die Seele willst, mußt du in Kneipen suchen und bei jungen Weibern auf den Dämmerwiesen oder zur Winterzeit in dicken Betten!"

„Und dafür sprang ich aus dem Kloster? Dafür lief ich durch Deutschland bis zum Rhein?"

„Mein guter Ulrich, in den Klöstern ist's noch muffiger, und mit den Mädchen ist's dort schon gar nichts. Hier stößt dich keiner wach zum Beten, hier zwingt dich keiner, daß du Halleluja singst. Hier kannst du das Maul aufreißen, wenn dich einer ärgert."

„Wenn's nur geändert wäre damit!"

Da wurde Crotus ernster: „Sieh, mein Lieber. Hier zu Köln regieren Tote. Ich will dir die Gräber zeigen, die wiegen mit ihren Totenknochen mehr als unser junges Blut und unser frischer Geist. Hier predigt der Duns Scotus aus dem Grabe, und Albertus Magnus reckt den Finger aus dem Sarge. Und unser Magister Arnold Tungern schwätzt weiter, wie der alte Madensack geschwätzt hat. Und der Hochstraten schürt das Feuer Tag

und Nacht und läßt die Flammen nicht verlöschen, um alle zu verbrennen, die das Geschwätz mit Murren unterbrechen."

So sah es aus in Köln!

Nun kommt es im Leben ja immer darauf an, wie einer den Trug und die Täuschung der Wichtigtuer, der Scharlatane, der professionsmäßigen Lügner und Lumpen und all derer, die vom Schein und ihrem bißchen plumpen Feuerwerk leben, aufnimmt, ob er allmählich resigniert und allenfalls zu einem überlegenen und damit halb verzeihenden Lächeln kommt, oder ob er ergrimmt über die Falschheit und gegen sie den Kampf aufnimmt für die Wahrheit und Freiheit und unter dieser Fahne kämpfend fällt, um sie dann weiterzugeben an seinen Nebenmann im Kampfe.

Hier schieden sich die Geister des Ulrich und des Crotus. Crotus konnte sich hinstellen und von Herzen lachen, wenn er die dummen Gelehrten nachäffte, wenn er die Augen zum Himmel verdrehte und die Hände über dem Bauch faltete. Aber - er ging in die Kollegien und lernte! Fraß das Wissen, das er auf dem Tagesmarkt der Universität kaufte, in sich hinein, wie man wohl eine Verdauungspaste widerwillig hinunterschluckt in der Hoffnung, sie schnellstens wieder von sich zu geben. Nur mit dem Unterschied, daß das Verdauungsprodukt der Universität eine höchst ehrbare Angelegenheit ist: ein Doktorhut und eine Pfründe.

„Laß doch die Fünf grade sein", konnte Crotus sagen. „Scher dich den Teufel um die Albernheiten! Schluck sie hinunter, lern nebenher das, was du liebst, und wenn du später ein feiner Mann bist, lebst du dem, was dich erfreut."

Dann konnte Ulrich aufbrausen: „Ist das nicht aber Verrat am Allerheiligsten? Ist das nicht Selbstbetrug und ein Hohn gegen die eigne Seele?"
Darauf meinte Crotus, man solle das nur nicht so schwer nehmen, man brauche nun einmal diesen widerlichen Werdegang. Der Schmetterling, selbst der schönste, müsse eben vorher eine garstige Raupe sein. Oh, der Crotus war nicht verlegen um Ausflüchte, um Einwände und Beweise. Manchmal schien es dem Ulrich so, als ob Crotus der verhaßten Scholastik gar nicht so fern stände! Und dann mied Ulrich ihn wie einen, der ansteckend krank ist.
Ulrich mußte an sich halten, nicht laut aufzuschreien, wenn er die Vergewaltigung des freien Geistes anhören mußte. Er konnte es nicht ansehen, daß ein feister, ächzender Pfaff mit seinen dicken Fingern in Büchern knitterte und Worte herausklaubte.
Es kam schon vor, daß Ulrich durch Räuspern und ähnliche Unartigkeiten unliebsames Aufsehen erregte. Es kam wohl auch häufiger vor, daß ihm dieser und jener zu verstehen gab, er habe doch eigentlich wenig zu suchen auf der Universität, wenn er doch nichts weiter könne, als alles abzulehnen und zu verurteilen.
Und dann schien es dem Ulrich tatsächlich so, daß das gar nicht unrecht war, was man ihm andeutete.
Was wollte er denn recht eigentlich auf der Universität? Die Freiheit suchen? Ja, gibt's denn die überhaupt in Hörsälen und zwischen Mauern? Läßt die sich denn überhaupt einfangen in Bücher und Sprüche und kommt sie gar als Gedanken in die Hirne grübelnder Menschen? Schwere Fragen sind das für einen jungen Menschen, der sich um seines Werkes willen um ein Ja da-

für bemüht. Und wenn ein Ja mühsam zugestanden ist, dann gellt von irgendeiner Seelen- und Herzensecke her ein scharfes Nein.
Ja, es ist schlimm, für einen Jungen, der auszieht, die Freiheit zu erwerben. Wenn er da weit vor sich die Freiheit fliegen sieht wie ein wundersames Vögelein und sich heranpirscht an dieses Wunderwesen, vielleicht auf Handbreite schon, dann, burr!, steigt es jäh auf zum Himmel und verschwindet. Und der arme Junge steht da mit Tränen in den Augen und sieht der Freiheit nach, die ihn weiter fordert, immer weiter, bis es Abend wird. Und wenn dann der Freiheitssucher müde ward und ihm die Augen zufallen, dann singt wohl der Freiheitsvogel über ihm eine tolle und sehnsüchtig wilde Weise, und das Lied der Freiheit geht mit dem Träumer - oder mit dem Sterbenden - hinüber ins Traumland aller Wunder. Nun hat es der Schöpfergeist Gottes so gewollt, daß der Vogel der Freiheit nie erreicht wird von einem Sehnsüchtigen.
Denn was würde der schließlich mit ihm anfangen? Er würde ihn in einen Käfig sperren und ihn den Leuten zeigen. Und die Leute würden herbeilaufen und sagen: „Sing doch, du merkwürdiger Vogel. Wir wollen hören, wie die Freiheit klingt!"
Ja, und dann würde der Freiheitsvogel nicht singen. Denn er singt nicht auf Bestellung und auch nicht gegen schöne Redensarten. Er singt nur, wann er will.
Ulrich blieb sich treu.
Und was ist denn das: sich selber treu sein?
Oh, da werden die Frommen im Lande gegen mich aufstehen und werden schreien, ich hätte keinen Charakter, wenn ich das jetzt ausspreche! So ist es: wer sich selber

treu ist, der muß untreu werden den Dogmen dieser Welt. Der hat nun einmal keinen Grund gefunden, der seinen Anker ewig hält. Warum? Nun, weil eben der Treue gar nicht ankern will, weil er Tag für Tag weiter fahren will, um sein Sein und seine Sendung zu erfüllen. Und alle, die von ihrer Sendung erfüllt sind, haben keine Rast noch Ruh, die haben den Stachel der Unruhe in sich, daß sie nie zufrieden werden mit sich und Gott und der Welt. Die Treuen, das sind die, die um der wahren Treue willen das über den Haufen werfen können, was ihnen noch gestern Evangelium war. Denn es gibt eine Treue der Erkenntnis und eine Treue des Ringens, und diese Treue dem Werdenden ist heiliger und verbindlicher als die Treue dem Bestehenden.

Ja, es war ein schweres Erkennen für Hutten, als er zu Köln die Wissenschaft und die Freiheit suchte und die Form und die Lehre fand.

Und um so schwerer wurde es dem Ulrich, als er sich zutiefst in Crotus getäuscht sah. Nicht arglistig. Nein, so war Crotus nicht. Aber schwach war er. Schwach und liebenswürdig. Einer, der jedem argen Ding noch eine gute Seite absehen konnte, um derentwillen er sich mit ihm versöhnen mochte.

Zürnen konnte Ulrich ihm nicht. Dazu war Crotus ihm kein Feind. Aber traurig konnte er sein um seines Freundes willen. Traurig, weil jener wohl das Wort der Freiheit trefflich zu formen wußte, nicht aber Geist von ihrem Geiste war.

Wenn zwei, die sich gut leiden mögen, ohne sich aber innerlich eins zu sein, wenigstens nicht so einander verwandt, daß sie von allem miteinander reden können,

dann vermeiden sie die gemeinsame Einsamkeit und gehen in die Schenken, um zu spielen und zu saufen. Oh, das war etwas Schönes, wenn Ulrich und Crotus zur Schenke gingen! Da fiel alles zusammen, was den Abstand des einen vom andern ausmachte. Da wuchs der Crotus über die Schranke hinweg, wenn er auf die Freiheit trank, so wie es einer tut, der auf das Wohlsein seiner Schönen trinkt, die ihm holdlächelnd gegenübersitzt. Heißa! Ja, das war etwas für den Crotus, wenn er die Arme zur Decke stemmte, als ob er sich vor lauter Kraft nicht mehr zu fassen wüßte. Und wenn ihm dann die rauhen Worte nur so zur Kehle herausquollen, daß die braven Landsknechte weiß wurden vor Neid!

Dann schrie es der Crotus nur so hinaus in die Welt: „Wir werden die Herren sein, mein Ulrich! Wir werden die Pfaffen und die Fürsten zu Paaren treiben. Die Kirchen werden wir aufreißen, daß es hell in ihnen wird, und dann werden wir die Freiheit predigen. Wer stark ist und wer gut ist in Deutschland, der wird unser Bruder sein in unserm Reich. Und wer schwach ist und dumm, den werden wir zertreten!"

Oh, wie war das männlich und schön, wenn der Crotus breitbeinig zu den Landsknechten hinübertrat und auf ihr Wohlsein trank und gute Kameradschaft.

Und was war das für eine herzhafte Freude in der Schenke, wenn Crotus wilde Lieder, die ihm in Städten und auf Landstraßen zugeflogen waren, hinausgröhlte. Und gar, wenn er seine eignen kleinen frechen Spottverse vortrug, dann bogen sich schier die Saufenden vor Lachen und schlugen dem Crotus auf die Schulter und sagten ihm, er sei ein ganzer Mann und ein stolzer Bursch. Wie dann der Crotus zu Ulrich hinübersah.

Ei potz! Was war doch der Crotus für ein Allerweltskerl, daß sich ihm gleich die laute Zustimmung der Menge zugesellte! Und Ulrich? Nun, der sagte wenig. Der trank wacker seinen Becher leer und ließ seine Gedanken fliegen durch die Lande des Deutschen Reiches, soweit er es kannte und soweit er es sich vorstellte, und träumte von der Wahrheit jenes Tages, an dem er als Feuerbote durch die Gaue sprengen würde und sie alle, die Deutschen, die Ritter und Bauern, die Doktoren und die Meister, die Handelsherren und die Landsknechte aufrufen würde zum Kampf für die Freiheit.

Wie er da das Schwert ziehen würde für die Schönheit und die Würde in Deutschland! Wie die Pfaffen und die Fürsten davonlaufen sollten. Ein schöner Traum! Der schönste Traum, den ein junger Deutscher träumen kann, der Traum vom Aufbruch seines Volkes.



Im Gegensatz zu Crotus war Ulrich als Grobian, der jedem gefragt und ungefragt die Meinung sagte, unbeliebt. Er war unangenehm, weil er just immer das aussprach, was der andre grade nicht hören wollte. Da war denn solch ein Fall, an dem sich die Geister der beiden schieden:

Der Magister Ortvin Gratius war das Ziel aller Witze und Glossen der beiden und aller derer, die noch einen Sinn für Gerades und Verkehrtes hatten. Magister Ortvin stelzte daher wie ein Pfau und kollerte bei jeder Gelegenheit, bei der er meinte, seine und seiner Fakultät Ehre verteidigen zu müssen - und das trat jeden Tag mehrere Male ein - wie ein Truthahn, der sich über

einer Magd rotes Kopftuch wütend ärgert. Magister Ortwin sprach und predigte salbungsvoll den größten Unsinn vom Himmel herab, den es nur gab. Und je größer der Unsinn war, desto größer war auch das Pathos, das den Unsinn mit einem Schimmer von Wahrscheinlichkeit verklären sollte.

Ja, es war schon Unsinn, was man in Köln lehrte und diskutierte. Da warf man die Fragen auf, ob Gottvater liege oder stehe. Ob der Adam einen Nabel gehabt, da er doch nicht aus Mutterschoß entsprungen, sondern vom lieben Gott in Töpferarbeit höchst eigenhändig aus Lehm zusammengeschmiert sei.

Ach, es gab unendlich viele solcher wichtigen Fragen, die der Beantwortung harrten und die Spitzfindigkeit gradezu herausforderten!

Und wenn überhaupt eine solche Fragerei personifiziert werden kann, dann in Ortwin Gratius, dem großen Frager und Beantworter, dem gewaltigen Ein- und Ausleger in Köln.

Bei einem lustigen Gelage ließ Crotus ein freches Spottlied auf den Wicht Ortwin steigen, daß die Schenkenläufer ihre helle Freude hatten. Ein Lied, das am andern Tag der frohe Teil der Studentenschaft mutwillig sang, daß dem Herrn Ortwin das Leben sauer und die Fragerei schwer wurde.

Hei, war das ein Lachen in Köln!

Und Hutten? Ja, der hörte das Lied in der Schenke an. Und lachte ein wenig. Dann ging er hinaus vor des Ortwin Haus und warf die Fenster ein!

So ist es: der eine macht Spottlieder und wird gerühmt wegen seines kühnen Mutes. Solange es Abend ist.

Wenn aber am andern Morgen der Sänger den also Besungenen auf der Straße trifft, so grüßt er ihn tief und ergeben und fragt: „Wie geht es Hochehrwürden? Haben Hochehrwürden gut geruht nach Braten und Wein? Und mit Verlaub zu sagen, wie geht es Hochehrwürdens hochehrwürdiger Köchin?"

Ja, so ist der eine. Der andre aber geht schweigend hin und wirft besagtem Herrn die Scheiben ein. Und sollte er ihm des andern Tags begegnen, so hetzt er die Straßenköter gegen ihn, daß aus dem Mund des obengeschilderten Herrn die Flüche brausen wie eine Orgelfuge!

Und die Welt? Der Verbindliche wird gefeiert und den Ehrlichen möchte man schier in Grund und Boden verdammen. Nicht etwa, weil er mit Steinen nach Fenstern und Hochehrwürden warf. Das ist eine Rüpelei für sich, von der man sich sittlich entrüstet abwendet, solange es Tag ist. Nein, sondern weil der Ehrliche so dumm war, seine Meinung nicht hinter dem Berge zu halten.

Nun gab es in Köln aber auch eine Reihe von Männern, die nicht vom Schlage des Herrn Ortvin waren. Männer, die frisch, jung und ehrlich lasen und ihre Studenten zu erfüllen suchten mit dem Geist, der zu den Sternen stößt, um die Freiheit dort herabzuholen. Aber so ist es nun einmal zumeist auf den Universitäten, daß die Männer, die wirklich etwas zu sagen haben, meist dort sitzen, wo sie wenig sagen können. Man drängt sie auf Nebengleise ab und hofft, die Studenten kämen ihnen dort nicht auf die Fährte. Und nicht immer ist solche Spekulation falsch: viele studieren nun einmal fürs tägliche Brot und rupfen fein säuberlich nur grade die Butterblumen ab, die in dem Bereich des Pflockes

wachsen, an den sie der Strick ihrer Fakultät gebunden hat.
Frisch und fröhlich weiden, ohne Strick und ohne Pflock, das können nur wenige!
Ulrich hatte es sehr bald gespürt, wo Geist von seinem Geiste wehte und hatte Fühlung gesucht mit Männern wie Johannes Rhagius und Jakobus Gouda.
Das waren schöne Stunden, die er mit ihnen im Gespräch verbrachte. Stunden, die alles Unschöne der Dummheit und Gehässigkeit ringsum vergessen ließen.
Zunächst war Ulrich der Hörende, Lernende, der mit gierigen Sinnen an den Lippen der Männer hing, die ihm etwas zu sagen, etwas zu geben hatten. Und später, als die Worte der Freunde in ihm Mächte auslösten und innersten Gedanken zur Freiheit verhalfen, warf sich Hutten mitten hinein in den Strom der Gedanken und der großen Seelenbilder, die der Freundeskreis entwarf. Crotus hielt sich den ernsten Gesprächen meist fern. Er begnügte sich mit den Spottversen auf die Mucker, ihm war eine lässige, verächtliche Handbewegung genug für den Alltag.
Es kam wohl vor, daß er lachend den Ulrich fragte nach dem Wohinaus seines Phantasierens und Meditierens. Dann konnte Ulrich ernst werden: „Du fragst mich, was ich gelernt habe in der Nacht der Gespräche?"
„Ja! Du kannst doch nicht Stunden um Stunden nur deinen Gedanken nachschauen wie ein Kind dem Schmetterling!"
„Und warum nicht?"
„Nun, weil du doch kein Kind mehr bist!"
„Ich meine doch, daß ein Kind nicht sinnlos schaut, wenn der Falter vor ihm fliegt. Glaubst du nicht, daß

es Sehnsucht hat, mit ihm zu fliegen, und daß durch diese Sehnsucht dem Kind Gedanken kommen über die weite Welt?"

„Und wirst du dir über die Gedanken klar? Weißt du denn zu berichten von den Weiten, die du durchfliegst?"

„Nein. Ist denn das erforderlich?"

„Ich meine wohl", lachte Crotus, „sonst bist du eben ein Träumer! Weiter nichts!"

„Kennst du Träume, die uns bewegen, lange noch, wenn wir schon erwacht sind? Wenn wir inmitten unserer Arbeit stehen, lassen wir wohl das Werkzeug ruhen und sinnen unsern Träumen nach, um sie noch einmal zu durchleben."

„Ich kann nicht anerkennen, was du sagst, Ulrich."

„Weil du auf den Marktwert schaust. Aber diese Ware ist nicht feil. Sie bringt auch keinen Lohn. Viel später einmal, wenn du nicht mehr den Traum vor Augen hast, mögen dir bei einer raschen Tat wohl auch die Urgründe ins Gedächtnis kommen und die Keime, die in jenen Träumen ruhen."

„Träume machen schlaff und untätig."

„Nein, Crotus. Diese Träume machen rein und bereiten Taten vor!"

So und ähnlich brachen die Gespräche ab, Crotus war kein Mensch, der diese Gedanken billigen konnte. Denn der Mensch billigt schlechthin nur das, dessen er fähig ist oder das er selber zu erreichen wünscht. Alles andere ist für ihn nichtig und noch nicht einmal interessant!

Eines aber band Ulrich und Crotus immer wieder aneinander, das war das Buch vom Plinius, das ihnen ihr Lehrer Rhagius verschafft hatte.

Plinius, der Heide! Der, dessen Latein man allenfalls lernte, um sich in dieser Sprache zu vervollkommnen. Plinius, den man im übrigen kaum lehrte, ohne den Finger zu erheben und zu sagen: „Vorsicht, ihr Christenleute, lest die Buchstaben, aber nicht die Worte, denn die Worte sind die eines Mannes, der sich zu Christentum nicht bekannte. Und wer nicht sein Bekenner ist, der ist verdammt, auch wenn sein Wort sonst herrlich klingt. Aber der Teufel liebt es nun einmal, verführerisch zu reden!" Ja, der Plinius!

Den beiden Jungen röteten sich die Wangen, wenn sie ihn lasen, die Augen wurden ihnen hell, wenn sie seine Sätze in sich aufnahmen.

War das das geschmähte und verketzerte Heidentum? Ein Jauchzen über die Natur und kluge Worte über das Leben und das Sterben. Trunkenheit der Kraft eines Mannes, der lebte, bewußt lebte in der Welt, und Augen hatte für das Schöne der Schöpfung! Begeisterung eines Mannes, der die Schönheit kaum noch in Worte zu fassen wußte! War das das Heidentum?

Nun, dann mußten wohl die Heiden doch nicht gar so schlimm und gottlos gewesen sein, wie man es zu predigen beliebte.

„Crotus, ich meine wohl, in mir etwas Verwandtes zu fühlen!"

„Ulrich, sprich nicht so! Wie können wir Heiden sein, da wir doch getauft sind?"

„Können wir denn etwas tun gegen die Sprache unseres Blutes, wenn es die Sprache ist, die auch die Heiden sprechen?"

„Es ist nicht gut, daß man daran rührt, Ulrich. Soweit dürfen wir nicht gehen!"

„Kann man denn seinen Schritt hemmen, wenn der Lauf uns vor einen Graben führt? Sind wir nicht Manns genug, hinüberzuspringen?"
Wenn das Gespräch hier anlangte, pflegte Crotus schnell abzubrechen.



Zuweilen hielt es den Ulrich nicht mehr in den Häusern und über den Büchern, die dem Herzen und den Sinnen Gefahr brachten, über den Büchern der Heiden, den Büchern, gegen die Crotus im letzten Grunde Einwendungen hervorzubringen hatte.
Ein junger Mensch, vornehmlich ein studierender, dessen Zeit an keine Uhr, an keine Pflicht und an kein Amt gebunden ist, flieht hinaus an Flüsse, in Wälder, auf Berge, wenn die Gedanken stürmen und der Lebensraum in den Mauern von Stuben und Städten zu enge wird. So zog Ulrich wohl hinaus vor die Tore Kölns, um allein zu sein und Zwiesprache zu halten mit dem Winde und dem Wetter. Und Wind und Wetter wußten mancherlei zu reden, was nicht bei den Kirchenvätern zu lesen stand und nicht in den Kompendien und Kommentaren. Das war die Sprache des Plinius und die Sprache des Horaz! Das war die Sprache der Erde und der Luft, des Wassers und des Feuers, eine Sprache, mit der sich Ulrich durch sein Blut verbunden wußte.
So mußte es wohl sein, daß Ulrich an den Ufern des Rheins wanderte und von den Hängen der Berge hinüberschaute in die deutsche Landschaft, und daß ihm das Herz voll wurde aller Schönheit, aller Größe und aller Sehnsucht seines Landes.

Denn was war es anders als die Sehnsucht seines Landes, seines Volkes, daß es Dome baute, die den Himmel stürmten. Und war nicht alles Bauen der Deutschen ein Rufen und Fragen, ein Aufbegehren und Hoffen? Und ist nicht die deutsche Landschaft mit ihrem Dunkel und Hell, mit ihrem Hoch und Flach, mit ihrer Besinnlichkeit und ihrer trotzigen Leidenschaft ein Spiegel allen deutschen Wollens und Seins?

Wenn Ulrich auf einem gestürzten Baumstamm saß und in die Ferne sann, stiegen vor ihm die Bilder des ewigen Deutschseins auf und zogen in wechselvollem Zuge an ihm vorbei ... Da waren Männer, die Speere trugen und Beile. Wilde, entschlossene Gestalten. Da waren Flüchtlinge und Eroberer. Verfolger und Verfolgte. Da waren Friedliche und Friedlose. Da waren Könige und Knechte, Aufrechte und Gedemütigte. Und die, die das Kreuz trugen und den Nacken beugten, die hatten noch das Glänzen in den Augen, das allen Deutschen gemeinsam ist, das alle Deutschen letztlich zu Herren macht. In diesen Stunden sehnte sich Ulrich danach, der Stadt Köln den Rücken zu kehren und das Heil seines Blutes irgendwo schweifend in Deutschland zu finden.

Was hielt ihn denn schon in Köln? Etwa die Wissenschaft? Du lieber Gott, die war ja so kalt, so tot, so leer! etwa die Freunde? Ja, da war so mancher, mit dem sich trefflich disputieren ließ. Aber war nicht schließlich alles Disputieren ein Nichts gegen die ungestillte Forderung, die das Blut erhob?

Hielt ihn denn Crotus? Ach, Crotus! Der hatte ihn enttäuscht. Das war einer, an dem man sich zuletzt ärgern mußte, weil man mehr von ihm erwartete als er end-

lich bot. Und Menschen, die uns enttäuschen, sind am Ende ärgerlicher als solche, die uns feind sind. Und waren es etwa Mädchen oder Frauen, die den Ulrich halten konnten? Da war schon manche, die schön war und lustig. Aber so, wie die eine, wie die Hedda, war keine mehr gewesen.

Es ist schlimm und gut zugleich für einen jungen Menschen, wenn er einsam ist. Schlimm, weil die große Leere beängstigend und verwirrend ist. Gut, weil aus der Einsamkeit das große Fragen aufsteigt, das zur Unruhe treibt und zum Suchen.

Darum müssen wir jungen Deutschen einsam sein in unserer Jugend, wenn wir zu uns selber kommen wollen. Darum müssen wir uns immer wieder vom Lärmen und Treiben zurückziehen in unsere Wüste, weil sonst das Beste unserer Tat verlorengeht: das Fragen und Rufen, das Sehnen und Hungern.

Ja, es war schon so, daß Ulrich hungern mußte, während die andern sich den Wanst vollstopften.

Aber was bedeutet denn das Hungern für einen jungen Menschen, der erfüllt ist von der Sehnsucht? Es ist doch nun einmal ein Merkmal der Jungen, die im Reiche der Freiheit ihre Heimat haben, daß sie arm sind und daß sie das Haben und das Sattsein verachten und verlachen, je mehr sie sehen, daß die meisten der Menschen der Sucht nach Sattsein und Sattwerden verfallen sind. Wohl schickte dieser und jener der Verwandten, sonderlich der Vettern, hin und wieder dem Ulrich einen Beutel Geldes, aber das war schnell vertan!

So war und blieb der Ulrich als Student zu Köln ein armer Schlucker in den Augen der Bürger, ein Va-

gabund und Strolch und Hungerleider in den Augen seiner Feinde. Aber doch war er reich, unermeßlich reich, der Ulrich, weil ihm alle Schätze der Herrlichkeit Gottes gehörten: die Schätze eines heißen Herzens.

Und auf den Universitäten und anderswo ist es schon immer so gewesen und wird es auch immer so sein, daß nicht die Reichsten am Gelde die Freiesten und Wildesten, die Glücklichsten und Gesegnetsten sind, sondern die, deren inneres Leuchten und Jubeln den Alltag des Lebens zum Festtag des Erlebens macht.

Was hielt ihn in Köln?

Gar nichts!

Und als schon gar die Dunkelmänner, die Pfaffen und die Sturen anfingen, mit Gewalt gegen die freie Lehre vorzugehen, als die Frommen es wagten mit Bann und Grausamkeit gegen die Klugen vorzugehen, als man zuerst dem Rhagius zu Leibe ging, um sich dann auf die anderen Freien zu stürzen, da hielt es den Ulrich nicht mehr in Köln.

Es gärte allerorten an den deutschen Universitäten, als Ulrich Köln verließ. Studenten kämpften gegen Pfaffen, Dozenten gegen Finsterlinge der Wissenschaft. Studenten kämpften auch gegen das faule und den Pfaffen hörige Bürgertum.

Es war die Zeit für Ulrich, die ihn zum Wandern zwang. Und es waren viele, die Köln verließen damals. Sie zogen in alle Winde, um die Saat der Unruhe zu säen, deren Frucht der Aufstand ist.

Ulrich zog gen Erfurt, und Crotus war sein Begleiter.

Die heilige Unruhe

Wer einmal gepackt ist von der Unruhe, wird sein Leben lang nie wieder friedlich!
Warum?
Niemand weiß es. Die Unruhe ist ein Wunderwasser, daß uns verjüngt, verwandelt, gesund macht. Wer einmal von der heiligen Unruhe gekostet hat, wird nie alt. Wenn wir Deutschen einen Baum der Erkenntnis haben, so heißt die Frucht der Erkenntnis: Unruhe.
Ob es auch bei den andern Völkern so ist? Wer weiß es. Vielleicht haben sie einmal bei ihrer Schöpfung auch den Stachel der Unruhe ins Fleisch, ins Blut gesenkt bekommen und haben sich nur um des lieben Friedens willen ein Gegenmittel eingegeben, das beruhigt und einschläfert.
Überall dort, wo der Deutsche rein geblieben ist in Blut und Geist, im Glauben und Denken, da gärt es in ihm und stürmt von unerkannten Kräften und Gottheiten. Wissen wir denn von der Geschichte unserer Unruhe? Wissen wir denn die Geschichte unseres Blutes, das uns in die Adern gegossen wurde, als noch Nebel lag und Grauen und Sehnsucht nach dem Licht über den Gauen Deutschlands?
Ja, groß und heilig ist die deutsche Unruhe: sie ist wie das wehende Winken des Frühlingswindes, sie ist wie

das Brausen und Stöhnen des Herbststurms, sie ist wie der zarte Tanz der Elfen in klarer Sommernacht.
Deutsche Unruhe: da braust es auf von den Bugen der Wikingerschiffe, die Nordlandsmänner hinausführen in den ewigen Kampf.
Deutsche Unruhe: sie macht nicht einmal Halt vor dem Himmel! Kennt denn der Deutsche den Himmel des Friedens? Ist es ihm Ernst mit dem Hallelujasingen in Engelsgewand? Da lehnt sich die deutsche Seele auf und sucht Gott im Kampf! Da streiten die ewigen Helden und kämpfen im Zweikampf, Tag für Tag der Ewigkeit. Das ist die Unruhe des deutschen Himmels!
Deutsche Unruhe: da verläßt der Bauer den Pflug und schmiedet die Sensen zu Schwertern. Da schreitet er über das Feld, das eben noch Frucht trug, und mißt die Kampfbahn ab.
Wer kennt den ewig unruhigen Deutschen, der in den Tagen unerträglicher Ruhe von Herzen weinen kann und voller Sehnsucht sein Schwert liebkost und dessen Scharten wehmütig mit der Hand berührt, die Scharten, die Denkmäler vieler Schlachten!
Wer ist wie der Deutsche, der stolz auf seine Wunden zeigt und den Mann mit glattem Körper verachtet?
Wer kann sie ausmessen, die Unruhe des Deutschen? Er müßte denn den Himmel messen!
Wer kann sie ausschöpfen, die deutsche Unruhe? Er müßte dann das Weltmeer ausschöpfen!
So weit, so unversiegbar ist die deutsche Unruhe, und so ewig sind die Quellen, aus denen der Deutsche schöpft. So geheimnisvoll auch sind die Mächte, die in seiner Brust zu Hause sind!

*

Als Ulrich neben Crotus einherschritt auf Erfurt zu, die Stadt, die von der Unruhe der Unruhigen schon angesteckt war, ging ihm mancherlei durch den Sinn. Mancherlei, was auf ihn einhämmerte mit der Schwere eines Hammerwerks, über das das treibende Wasser geht. Was sollte ihm Erfurt sein? Würde er da Erfüllung finden für das, was ihn trieb?

Ein Junger, der sich, angewidert von Enttäuschungen, von einer gehaßten Gegenwart abwendet, um sich einer ungewissen Zukunft zuzuwenden, schreitet mit einer eigentümlichen Kraft vorwärts. Es ist das Vertrauen in sich selbst, das Vertrauen, stärker gewesen zu sein als das Schicksal der Gegenwart.

In Erfurt war Crotus in seinem Element. Hier ging er auf. Hier kannte man ihn, hier jubelte man ihm zu beim Wiedererkennen auf den Straßen!

Crotus war wieder in Erfurt! Habt ihr ihn schon gesehen? Den Crotus? Den Lustigen, den Listigen, den Schelm?

Es dauerte nur wenige Tage, da hatte Crotus einen lustigen und frechen und zum Teil auch geistvollen Kreis junger Studenten und Dozenten um sich versammelt. Und auch Ulrich fühlte sich wohl in diesem Kreise.

Denn es war sonderlich einer im Kreise, den er sehr bald lieb gewann wie einen Bruder, Eoban Hesse.

Und das war einer von ganz anderer Herkunft als Ulrich. Und auch eines ganz anderen Werdegangs war er. In einem armseligen Katen wurde er geboren, unter ärmlichsten und widerwärtigsten Verhältnissen wuchs er heran, bis er durch ein glückliches Geschick dem Alltag entrann und ein Scholar wurde.

Nun ist es so, daß die meisten, die, vom Glück jäh ergriffen, aus dem Dunkel ihrer Verborgenheit ins helle Licht der Beachtung gestellt werden, stolz werden und hochmütig, und daß sie dann alles vergessen, was sie einst durchgemacht haben an Schlimmem und Gemeinem, daß sie dann die Nase hochhalten, daß der Wind nur so hineinpfeift. Die Großgewordenen! Nein, so war der Eoban nicht. Er wußte zur rechten Zeit sehr wohl, daß eine Tagelöhnerhütte ihn geschützt hatte gegen die erste Unbill des Lebens und daß sein Vater ein Mann war, dessen Hände Schwielen trugen und daß seiner Mutter Stirn glich einem Ackerfeld, durch das die Pflugschar gezogen war!

Eoban war einer von denen, die man lieben muß, ein offener, fröhlicher, deutscher Mensch ohne Hinterlist, ohne Verstellung. Einer, der in seiner Gutmütigkeit vertraute, hineinfiel und immer wieder vertraute.

Ein Deutscher war er, wie ihn die Welt kennt und ausnützt: einer, dessen blaue Augen träumend sind und weit fortsehen von der Gegenwart des Tages in die Unendlichkeit der Ideen und weltweiten Gedanken. Einer, der Fäuste hat, die den Feinden die Rippen zerbrechen, und Kräfte, die Welt aus den Angeln zu heben. Aber die Fäuste benutzt er nur, um Bäume auszureißen und die Kräfte, um den Boden seiner Väter aufzuwühlen!

Ulrich und Eoban, ja das war ein Paar, wie man junge Menschen gern zusammen sieht beim lustigen und tiefen Gespräch, beim Sinnen und Grübeln.

Glücklich war die Zeit in Erfurt. Und glücklicher noch war sie, wenn die beiden hinüberfuhren nach Gotha, der Stadt, in der der herrliche Mutian wohnte. Der war

einer der Klügsten im Lande, und sein Rat wurde begehrt von Fakultäten und Räten, von Herzögen, Bischöfen und Fürsten. Da in Gotha saßen die beiden ihm zu Füßen und lauschten seinen Worten, die die Einsamkeit forderten als Wohnort des Großen. Hier wuchs beim Wein der Glaube an das eigene Ich, das herrlich ist und gewaltig und unantastbar. O das waren Worte, die Mutian sprach, Worte gegen den Schwulst und die Phrase, Worte, die man nicht wieder vergißt. Das waren Worte, die Gott und die Welt umfaßten im Natürlichen, wie es dem Menschen geziemt. Das war keine Spekulation, sondern Gegenwart. Und als Hutten einmal die Frage stellte, ob denn das alles, was wir Kultur nennen, aus dem Christentum komme, da sah ihn Mutian lange an, sann dann in die Wetterwolken und sprach:

„Seht ihr die Wolken dort? Die eine weiß, die andere grau, die dritte schwarz. Wißt ihr um das Woher und Wohin, um das Warum und Wozu? Unser Wissen ist nicht bedingt durch die Glaubenslehre der Religion, und die Bildung ist mehr als ein Kult. Aus dem Unbekannten und doch Bedingten steigt es auf, saugt aus der Erde die Kraft, steigt zum Himmel auf und steigt segnend und befruchtend in die Erde zurück."

Da unterbrach Ulrich: „Ich will nicht Bilder, Mutian, gib uns Worte!"

„Kann ich's denn in Worte kleiden? Seht, wir stehen im Anbruch einer neuen Zeit, in der alte Quellen aufbrechen aus der Erde, die vor dem Christentum da war und die nach dem Christentum da sein wird. Hat das Christentum mit seiner Lehre von Adam bis zu Jesus uns Neues gebracht an Erkenntnissen? Feilschen wir

heute nicht um Münzen, die keinen Wert mehr haben? Da holen wir die Griechen und Römer und verschlingen ihre Bücher nach Weisheiten, die wahrer und tiefer sind als die Redensarten der Kirchen. Und seht, das, was wir lesen, ist Heidentum. Und das, was wir aufklingen hören in uns, was uns verbindet über die Jahrhunderte hinweg mit jenen Schriften der Alten, ist Heidentum. Und wenn einer sich hinstellt heute und tut eine große Tat, so tut er sie als Deutscher, nicht als Christ."

Da wurde Ulrich ganz still und seufzte.

Und Eoban schrie hinaus, man klammere sich an den Rock Christi und ließ die Hand Gottes fahren, man fülle sich den Leib mit heiligen Fastenspeisen und ließe die Seele hungern und dürsten.

Und wenn die Nacht hereinbrach und die drei beim Weine saßen, daß ihr Geist Schwingen bekam, dann reichten sie sich über den durchfeuchteten Tisch die Hände zu einem Männerbund der starken Herzen.

Das ist das Schönste, dessen starke junge Menschen mit heißen Herzen fähig sind: daß sie zu einem Bunde finden, der keine Satzungen und keine Bestimmungen kennt.

Da schwiegen die drei unter dem ungeheuren Jubel ihrer Seelen und wußten sich stark und unüberwindlich als Priester eines göttlichen Geheimnisses.

Und wie es Amt der Priester ist, daß sie Gebete sprechen, so stand Ulrich auf und sprach von dem gewaltigen Brand des Feuers, das sie in sich trügen, und von dem Zehren in der Brust und dem mächtigen Leuchten. Und Eoban sprach von der Fröhlichkeit des Feuers, das da wärmt und glänzt zugleich, und von dem Beruf,

ein Feuerträger zu sein. Wenn dann die Augen glänzten von dem Feuer und das Raunen des Geistes. der von Gott ist und zu Gott führt, zu spüren war, dann stand Mutian auf und segnete sich und seine Jünger und sprach davon, daß jetzt die Zeit gekommen sei, einen Feuerstoß zu schichten, an dem die Männer des Volkes ihre Fackeln entzünden sollten, um die Nacht Deutschlands zu erhellen.

Wenn dann Ulrich und Eoban aufbrachen, trunken von Wein und Geist, dann war es ein Singen und Frohsein, das von ihren Seelen ausging, daß die Freunde in Erfurt fragten nach dem Grunde. Und wenn sie Rede und Antwort standen, wurden sie zu Aposteln der Lehre vom heiligen Feuer. Und ihr Mund floß über von der Flut des Erlebten ihres Herzens.

So kam es, daß mit den Wochen eine Gemeinde entstand in Gotha, eine Gemeinde, die stark war in sich und begeistert durch die Nähe Gottes, der sich den Seinen offenbarte auf dem Fluge ihrer Seelen.

Hei, das waren Kerle um Mutian! Waren das nicht Männer, die den Himmel stürmen konnten? Waren das nicht Titanen, die mit Steinen die Mauern von Jahrhunderten zertrümmern konnten? Waren das nicht Gefährliche?

Oh, man fing an, auf sie zu achten. Da standen die grauen Häupter der Wissenschaft auf und sprachen mit Empörung und wallendem Bart und stechenden Augen von der Pest der Jungen, die keine Ehrfurcht kannten vor Alter und Erfahrung, vor systematischer Wissenschaft und vor allem, hm – ja, vor allem vor der Lehre der heiligen Kirche, die es den Gläubigen doch so leicht mache. Und seit hundert Jahren sei doch mit Gottes

und der Obrigkeit Hilfe alles so schön in der Regel mit Ausnahme der kleinen Aufstände irgendwelcher Fanatiker und Dummköpfe, die man zur höheren Ehre Gottes dem Teufel und dem Tode überantwortet. Und nun? Das wäre fast zuviel! Nun kämen da so einige junge Leute und lachten und verachteten alles Bisherige und hätten eine eigene Gemeinde, einen eigenen Glaubenskreis.

Und war da nicht zu den Ohren der Alten gekommen, daß der Mutian gegen die Pfaffen spräche, daß sie vom Himmel predigten, um die Aufmerksamkeit vom Irdischen zu lenken? Sollte man sich denn wehrlos das Gottesrecht auf die fetten Pfründen nehmen lassen? Diese Poeten! Man müßte ihnen doch das Recht nehmen, sich Deutsche zu heißen. Denn die Deutschen, oh, die sind gutmütig und, nun ja, ein wenig dumm, die rebellieren nicht gegen die heilige Kirche und ihre Frommen, die geben ihnen, was des Papstes ist!

So predigte man denn zu Erfurt und zu Gotha von den Kanzeln gegen die geheime Bewegung der Jungen und gegen ihren Männerbund der starken Herzen, der eigentlich ein Teufelsbund der wilden, ungezähmten Leidenschaft sei. Diese Teufelsknechte, brüsteten sie sich nicht noch mit ihrer Wildheit anstatt, wie die Frommen es zu tun pflegen, tags darauf zur Beichte zu gehen und für die Sünden ein klein wenig Geld dem lieben Gott zu zahlen, der die Sünde des Fleisches nun einmal gar nicht leiden kann? Es kam mehr als einmal vor, daß Hutten und seine jungen Freunde Briefe schrieben an die Pfaffen mit vielen geheimen Hinweisen auf den Teufelskult der Jungen und auf ihre Gottlosigkeit, und daß sie darunterschrieben, diese

Nachricht sei geheim und käme von guten Freunden. Wie freuten sich die wilden Kerle, wenn die so geprellten Pfaffen des Sonntags in ihren Predigten die Briefe vorlasen mit erhobener Stimme und klagendem Ton!
Ein herrlicher Sommer war das zu Erfurt, der Sommer des Jahres 1506, und manch einer aus der Gemeinde Mutians wünschte, es müsse immer so bleiben. Man müsse hundert Jahre so jung bleiben in Erfurt und in Gotha, um dann lachend und lärmend zum Himmel oder zur Hölle zu fahren. Manch einer wünschte, jetzt die Wanderschaft abzubrechen und hier schon Hütten zu bauen. Ja, dieser und jener fing jetzt ernsthaft an, auf ein Examen hinzuarbeiten, um dann Geld zu haben für die Fortsetzung der Gemeinde.
Mutian war diese Lösung nicht unlieb, denn - aber das sollte um Himmels willen keiner erfahren - er war doch nicht ganz ohne Eitelkeit. Und seiner Eitelkeit war es sehr zu Willen, daß er im Mittelpunkt einer geistigen Bewegung stand. Aber, um die Bewegung im Zaume zu halten, war es schon nötig, daß einige Angesessene in ihr standen, gewissermaßen als Eckpfeiler im Gebäude. Solche Leute wie den Hutten konnte er auf die Dauer nicht gebrauchen, die rebellierten gegen alles und am Ende auch gegen ihn noch. Und dann - es war ja ganz schön, daß die jungen Kerle ihn in Gotha beehrten oder, besser gesagt, überfielen, aber schließlich brachten Leute wie der Hutten nicht das geringste ein, weder an Ruhm noch an sonst etwas. Im Gegenteil: sie soffen aus, was sie vorfanden und benahmen sich zum Schluß noch sehr schlecht.
Es war allmählich so gekommen, daß Hutten sich be-

unruhigt fühlte. Vielleicht deshalb, weil es ihm zu leicht gemacht wurde, sich wohl zu fühlen und weil er merkte, daß dieser und jener seiner Freunde an Gotha und Erfurt gefesselt wurde.
Und - niemand weiß wie es kam - mit der Zeit wuchs ein Groll in Hutten auf gegen Mutian und seine Gemeinde, die ernstlich anfing, gewisse Formen anzunehmen. Hutten sah darin einen Verrat, denn damals, als sie zu dritt sich die Hände reichten zum Männerbund der heißen Herzen, sollte keine Form daraus entstehen. Ob wohl der Mutian nicht einer von denen war, die schnell zufrieden wurden?
In die geistreiche Heiterkeit brachte der ungestüme Hutten das Element düsterer und verdüsternder Unruhe, darum wurden die Mienen des Mutian von Mal zu Mal finsterer, wenn Hutten kam. Und der merkte es!
Als an einem hellen Sommerabend die Wogen des Frohsinns hochgingen und das weite Meer erdgelöster Gedanken die Frohen und Starken aufnahm, spürte Ulrich einen jähen Ekel in sich aufsteigen. Gerade als Mutian eine großangelegte, geistreiche Rede an die Gemeinde begann, sprang Hutten empor, ergriff seinen Pokal und warf ihn vor den Mutian hin, daß ihm der Wein nur so um die Nase spritzte, schrie, der Männerbund sei ein großer Dreck geworden, ein Weibergeklatsch und eine Bürgerrunde, und, ehe sich die Freunde vom jähen Schreck erholt hatten zu wütendem Protest, war der Ulrich in die Nacht hinausgelaufen.



Ja, da lag er nun unter einem Baum und weinte. Erst waren es Tränen des Zornes, des Ekels, dann wur-

den es Tränen der Einsamkeit, eines gewissen Mitleids mit dem eigenen Verlassensein.

War er nicht ein Tor, so seinen Freunden ins Gesicht zu schlagen? War er denn trunken? Pfui, wie kam ihm da der Wein hoch, daß er ihn von sich spie!

Zurück? Nein, das auf keinen Fall! Sich vor den Freunden demütigen? Oh, das konnte er nicht.

Fort, nur fort! Aber wohin?

War nicht alles schließlich Enttäuschung? Sollte er nicht froh sein, endlich eine Gemeinschaft gefunden zu haben? Es war viel Hinundher in seinem Herzen, bis ihm klar wurde, daß die Zeit zu Erfurt und Gotha ein Ende hatte. Daß nun der Zeitpunkt gekommen war, sich zu trennen von den glücklichen Freunden. Und dann war es besser, gleich in die Welt zu laufen, gar nicht mehr zurückzuschauen.

Was sollte er auch nur noch eine Stunde in Erfurt suchen? Sein Bündel schnüren? Ach du lieber Gott, da war nicht viel zu schnüren! Die paar Sachen sollten sich die Freunde teilen. Die würden sich vielleicht noch freuen über dieses oder jenes. Aber wohin?

Aus Köln kam er. Das haßte er. Und Erfurt war auf die Dauer so schön, daß es zufrieden machte.

Aber winkte da nicht Frankfurt, rief ihn nicht die Stadt an der Oder, der der Eitelwolf vom Stein bei Joachim dem Ersten von Brandenburg die Hohe Schule verschaft hatte?

Ja, Frankfurt, das war ein Gedanke! Da waren doch treffliche Lehrer, die offen waren für das neue Wissen. Der Ruf der jungen Universität war schon durchs Land gedrungen. Obwohl erst Monate vergangen waren seit der Gründung!

Ulrich richtete sich auf, seine Tränen waren versiegt. Frankfurt rief. Er stieß mit dem Fuß an einen dürren Zweig, hob ihn auf und brach ihn mitten durch. So brach er in jener Nacht mit der Vergangenheit, die ihm Erfurt in einer Stunde geworden war.
Er hatte seine Fackel entzündet im Männerbund. Und sie sollte nicht mehr ausgehen.
Aber kein Freudenfeuer sollte es sein. Denn sonst hätte er ja im Männerbunde bleiben können!



Es war ein langer Weg, der vor ihm lag, der Weg von Erfurt nach Frankfurt.
Und Ulrich hatte keine Eile.
So ging er denn sehend und suchend über staubige Straßen und durch heiße Kiefernwälder.
So zog er durch Thüringen, das Land der Tannen und Täler, in die Mark, das Land des Sandes und der Seen.



Ein merkwürdiges Land, die Mark!
Ulrich sah neben kleinen, dunklen Kerlen, die in schmutzigen Katen hausten und viele dreckige Kinder zeugten, große schlankgewachsene Männer in festen Höfen wohnen, Männer, die stolz waren auf ihrer rauhen Hände Arbeit, und die Haare hatten, gelb wie der Sand des kargen Ackers.
Ein merkwürdiges Land, die Mark!
Die Männer lärmten und lachten nicht wie die vom Rhein, sie waren auch nicht gemütlich und sangesfroh wie die in Thüringen. Das waren Männer, die selten

in die Schenken gingen, weil das Geld knapp war, und die wenig lachten, weil der Acker und die ewige Sorge um ihn müde machten.
Aber ein streitbares Geschlecht waren die von der Mark. Da wurde die Sense schnell zum Schwert und der Flegel rasch zur Keule. Feinde waren immer da in der Mark. Manchmal der kleine, dunkle Nachbar und manchmal der plündernde Landsknecht. Ruhe gab es nur wenig. Und Ulrich schien es, als ob der Mann der Mark den Frieden auch wenig liebte. Vielleicht lag die Unruhe des kargen Ackers, der immer in Bewegung ist, in ihm.
In einem kleinen Fischerdorf an irgendeinem der tausend kleinen Seen der Mark hatte Ulrich Quartier genommen. Durch ein alltägliches Ereignis war das geschehen: hungrig war er zur Mittagszeit auf der Wanderung nach Frankfurt an ein Haus gekommen, das sauber und ordentlich dalag zwischen Wald und See. Und als er anklopfte, öffnete ein junges Mädchen, das ihn nur zögernd eintreten ließ.
„Seid vorsichtig, mein Vater ist krank. Stört ihn nicht, er schläft!"
Und Ulrich trat, übertreibend, so vorsichtig ein wie ein Landsknecht zu einer schönen Bäuerin, die mit dem übertölpelten Bauer in einem Zimmer schläft. Das Mädchen mußte lachen über den Ulrich, und aus dem Lachen wurde eine schnell aufspringende Herzlichkeit.
„Was hat denn dein Vater, Mädchen?"
„Ach, seit drei Wochen schon liegt er im Fieber, er hat sich das Blut vergiftet."
„Und nun mußt du deiner Mutter viel zur Hand gehen, daß ihr die Arbeit schafft?"

„Mutter? Nein, die hab ich nicht mehr. Ich bin allein mit meinem Vater, und jetzt ganz allein mit der Arbeit." Da saß nun der Ulrich mit dem jungen Mädchen am Herd und ließ sich bewirten.
Und wie das schmeckte! Hat nicht ein junger Kerl immer Hunger? Und wird der Hunger nicht immer größer, wenn ein frisches Mädel das Brot schneidet und Butter aufstreicht und Schinken hinauflegt und all das Geräucherte, was ein junger Kerl gern essen mag?
Als nun der Ulrich sich sattgegessen und viel von der kühlen, frischen Milch getrunken hatte, wischte er sich wohlig mit dem Handrücken über den Mund und - ja, das kam ganz von selbst, gewissermaßen als Nachtisch - schlang seinen Arm um das Mädchen. Denn das Mädchen mochte er gern leiden.
Aber beim Küssen wehrte es sich.
„Ich weiß noch nicht einmal wer du bist. Du nimmst, als ob du ein alter Bekannter wärst."
„Ist's denn nötig, daß du den Namen weißt? Du denkst doch an mich zurück und nicht an den Namen!"
„Mußt du ihn verbergen?"
„Nein."
„Wie fängt er denn an?"
„Mit einem U."
„Mit U? Warte mal! U ... Uhu ... Halt, ich weiß es: Ulrich heißt du. Stimmt es?"
„Wirklich, Mädchen! Ulrich heiß ich. Und du?"
Ach es war ein frohes Hin und Her und es dauerte nicht lange, bis Ulrich wußte, daß das Mädchen Anke hieß.
„Anke, nun muß ich den Kuß haben!"
„Was denkst du dir denn, Ulrich?"

„Du weißt doch nun, wie ich heiße!"
Da wehrte sich die Anke nicht länger, sondern schlug die Arme um Ulrichs Nacken und bot ihm ihren Mund.

*

Am Abend trat Ulrich ins Zimmer des Kranken.
„Anke hat mir gesagt, du hättest ihr geholfen im Stall."
„Geholfen", lachte Ulrich, „das ist wohl zuviel gesagt. Ich verstehe nicht viel von Bauernwerk und Fischerei."
„Wenn du willst, bleib eine Zeit bei uns, bis ich wieder gesund bin und Hand anlegen kann. Du hast hier dein Essen und Trinken, und ein paar Pfennige kannst du dir auch noch schaffen, bis du weiterziehst."
Da gerade kam Anke in die Tür: „Ulrich, du bleibst doch bei uns, bis der Vater wieder gesund ist?"

*

So blieb Ulrich bei den Bauern und Fischern der Mark. Anke lachte viel über die Ungeschicklichkeit, die er in den ersten Tagen zeigte, und Ulrich lachte über Ankes Freude. Das war ein Lachen in den Ställen und ein Singen, wenn auf den Seen die kurzen Netze ausgeworfen wurden. Es gab Stunden, da Ulrich träumen konnte vom Geborgensein, Stunden, da er sich sehnte nach Ruhe. Und wenn Anke zärtlich seinen Kopf in ihren Händen barg und ihren Mund auf seine Stirn preßte, fühlte er das Glück, Heimat zu haben.
Heimat!
Das war das Wunder lebenspendenden Ackers, das war das Einssein mit Tier und Pflanze, das war die heilige Natürlichkeit von Kraftfülle und Kraftwirkung.

Jeder Deutsche ist in der Kette seines Deutschwerdens einmal Bauer gewesen, der eine war es vor zehn Jahren, der andere vor hundert, der dritte vielleicht vor tausend Jahren. Aber immer ist der Quellstrom des Deutschen aus dem Acker gesprudelt. Aus dem Acker, der das Blut von Millionen deutscher Menschen getrunken hat und noch trinken wird. Der Acker, der die Leiber von Abermillionen Deutscher birgt, daß aus ihnen neues Leben wuchere! Und weil wir dem Blute nach im Bauern wurzeln, denken wir Deutschen beim Worte Heimat an den Pflüger, der durch waldumsäumten und durchsonnten Acker schreitet und die braunen Schollen bricht. Aus dem Duften des Bodens, aus dem Sonnenspiel auf der glatten Fläche stiller Seen sprang etwas auf in der Seele Ulrichs, was ein frohes Klingen brachte in sein Herz und ein helles Leuchten in die Augen. Und Anke erschien ihm wie eine junge Birke auf der Heide und bald wieder wie biegsames Schilf im See, so verwurzelt und verwandt war sie mit dem, was sie umgab.
Oh, es war eine Zeit der Verwandlung für Ulrich! Es war eine Zeit der Einkehr, in der aus einem unsteten, wilden Burschen ein fester junger Bauer und Fischer wurde.
Und manch einmal schlug Anke die Hände zusammen und rief, nein, es sei doch fast unmöglich, wie er jeden Tag zulernte, er würde noch ein ganz Rechter werden. Und dabei leuchteten ihre Augen, weil ihr Herz es nicht verbergen konnte, daß es darum betete, Ulrich möge ein Ansässiger werden – und das auf diesem Hofe!
Und der Vater Ankes bekam auch helle Augen, wenn Ulrich ins Krankenzimmer trat, und sagte ihm mehr

als einmal, er hoffe, bald neben ihm zu schaffen in Acker und See. Und ihr Sommernächte des heißen Glückes, wenn die beiden jungen Menschen sich ihrer Liebe hingaben! Es war wie ein Rausch über Ulrich gekommen, als er zum erstenmal den Nacken Ankes zurückbog und sie küßte. Und dann hatte er im frischen Heu ein Lager geschichtet im Wogen und Wiegen der durchsonnten und winddurchwehten Natur. Ein Versinken war es in das Pulsen der Schöpfung, ein Verhaftetsein in den ewigen Kreislauf des Werdens. Ulrich und Anke!

Und kein Wort des Warum, kein Fordern und Fragen war über die Lippen des Mädchens gekommen, mit der Selbstverständlichkeit des Natürlichen gab sie sich. So wie sich unter der Gewalt des Sturms die Vegetation beugt und niederschmiegt.

Wie ein Rausch war es. Und immer wieder kam der Rausch des Blutes in Ulrich auf wie der Sturm am Sommerhimmel, daß er beim Heuen und Mähen Rechen und Sense hinwarf, um zu Anke zu laufen, wenn sie weit über die Wiese winkte. Um zu ihr zu laufen und sie zu umfassen.

Und manch junger Kerl der Nachbarschaft, der sich nach Anke gesehnt hatte, der zu ihr gekommen war, um ihr etwas Liebes zu sagen, war traurig umgekehrt.



Als Anke eines Morgens aufwachte, wartete sie vergeblich auf Ulrich.

Sie lief zu seiner Kammer. Da war sie leer.

Sie lief hinter das Haus. Da war niemand.

Sie rief über den Hof. Da antwortete keiner.

Sie ging über den Acker und die Wiese. Sie spähte über den See. Ulrich war nirgends zu sehen.
Einen halben Tag wartete Anke, dann trat sie ins Krankenzimmer zum Vater: „Ulrich ist fort!"
Und dann eilte sie zu all den Stätten ihres Sichgebens und weinte an ihnen, wie man sonst nur an Gräbern weinen kann!



Und Ulrich?
In jener Nacht war er unruhig geworden, und heiß stieg in ihm die Sehnsucht auf, weiter nach Frankfurt zu ziehen. Durch das offene Fenster klangen das Rufen des Käuzchens und die sehnsüchtigen Stimmen der Nacht. War er nicht zum Verräter geworden an seiner heiligen Unruhe? War er nicht im Begriffe, seßhaft zu werden und zufrieden?
Da sprang er auf, kleidete sich hastig an und lief hinaus in die Nacht. Auf Frankfurt zu.



Wenige Wochen später fühlte Anke, daß aus ihrer Liebesseligkeit ein Kindlein in ihrem Schoße reifte.
Ein Kind – und sein Vater war ihren Armen nicht mehr erreichbar. Was der Ulrich wohl sagen würde?
Oh, sicher würde er zu ihr eilen und sie streicheln und küssen! Sicher würde er sich mit ihr auf das Kindlein freuen, und immer würde er dann bei ihnen bleiben.
Anke ging zum Pfarrer. Eine lange Stunde saß sie bei ihm und hörte manches vorwurfsvolle Wort, aber darum ging es ihr ebensowenig wie um einen Trost für ihre sündige Seele. Der Pfarrer sollte sich jedes Wort

sparen. Nur einen Dienst sollte er ihr erweisen: einen Brief sollte er ihm schreiben in ihrem und des Kindleins Namen. Und der Pfarrer schrieb:

„Lieber Ulrich. Du mußt jetzt zu mir kommen. Aus unserer Liebe ist ein Blümlein aufgesproßt. Wir warten auf dich. Und der Acker und der See warten auch.

Anke."



Der Brief ist niemals in Ulrichs Hand gekommen, obwohl der Pfarrer ihn einem Boten mitgab, der nach Frankfurt fuhr.

Anke aber starb mit ihrem Söhnlein, als es geboren wurde.

Der Kampf

Das also war Frankfurt!
Eine wenig saubere Stadt eigentlich, nur die Studenten waren neu hier und die Kollegiensäle. Und weil sie neu waren, paßten sie nicht so recht in das Ganze dieser Stadt, in der Ackerbürger und verstädterte Fischer die Vorhand hatten.
Aber eine wichtige Stadt war Frankfurt, ein Tor nach dem Osten. Und weil sie so wichtig war, darum wollte Joachim von Brandenburg, daß sie auch ein geistiges Gesicht bekäme. Nach manchem Hin und Her und Für und Wider war auf den Rat Eitelwolfs vom Stein hier eine Universität entstanden.
Man muß es schon zugestehen, ein frischer Wind wehte in Frankfurt. Da kamen junge Kerle angereist, zum größten Teil von weit her, und wollten in freier Stadt das freie Wissen lernen. Und junge Professoren kamen nach Frankfurt, und so mancher kam im heiligen Eifer, in Frankfurt die Freiheit zu lehren.
Oh, es waren schon Namen da, als die Universität Frankfurt im Frühjahr 1506 ihre Tore öffnete: Axungia war der erste, der kam, der große Redner, der scharfe Denker, und Rhagius war da und Wimpina. Hei, war das ein Leben, wenn die Scholaren durch die Gassen liefen und ihre Lieder sangen! Und wie schauten die Mädchen aus nach den vielen stürmischen, stol-

zen Burschen, die ihren Einzug hielten! Die Wirte hatten gute Zeit. Und nur die Mütter und Tanten hatten schlimme Tage, die Mädchen zu hüten.

Und weil es ein froher Anfang war in Frankfurt, hatte der frohe und freie Geist seinen Einzug gehalten bei Professoren und Studenten. Es war ein Lesen und Lernen, ein Lehren und Hören, daß es eine Freude war für jeden, der der Wissenschaft und der Freiheit diente mit ehrlichem Herzen.

Für Ulrich war es ein herrliches Schaffen. Was war Köln mit seinen Dunkelmännern, was war Erfurt mit seinem Männerbund gegen die Stadt Frankfurt!

Manches Mal kam es über Ulrich, daß er hell auflachen mußte, wenn er sich hinter Büchern und Grammatiken ertappte. Er, der Ulrich, ein Lerner! Wo war nur Crotus, um ihm diesen Anblick zu gönnen?

Ach, Crotus, der war weit, so weit wie das Gestern. Was würde der nur sagen: Ulrich ein Examenskandidat?

Ja, so war es: Ulrich trat eines hellen Morgens vor die Artistenfakultät, er, der Poet, und promovierte durch Rede und Gegenrede zum Bakkalaureus! Ein Humanist wurde graduiert! Und Ulrich war stolz darauf, in Ehren bestanden zu haben.

Ein herrlicher Anfang.

Ein Morgenrot für Deutschlands Hohe Schulen. Der Geist des Neuen und der Auflehnung hatte eine Stätte gefunden. Rhagius wurde der Geist, um den sich die Jungen scharten, zu dem auch Ulrich ehrfürchtig emporsah. Ein Mann war da, der freimütig redete von den großen Schäden in Deutschland, von den großen Nöten und der großen Hoffnung auf den Sieg des Geistes über alle Barbarei.

Da saßen sie nun des Nachts beieinander, die jungen Feuerköpfe und die alten Schwärmer und Sucher, und redeten sich heiß im Glauben an den endlichen Anbruch der neuen Zeit.

Und während sie noch redeten und sich stark wußten und unbezwinglich, da öffneten sich schon die Tore, um zwischen den Frohen und Jungen auch alle die in die Stadt zu lassen, die man soeben überwunden zu haben glaubte. Da kamen sie an, die Versteckten, die Schwachen und Feigen, die Streber und Schleicher. Und es dauerte nur Wochen, bis sie den Finger hoben und die Nase rümpften, bis sie erst raunten, dann verhalten sprachen, um endlich zu rufen und dann laut zu schreien:

„Haltet ein, ihr Stürmer! Seht ihr denn nicht, daß ihr das Ehrwürdige zertrümmert? Wißt ihr denn nicht, daß ihr zu Schädlingen werdet vor Gott und der Welt?" Ach, da merkten die Jungen, daß der Feind schon mitten unter ihnen war. Da war die Trägheit auf Schneckenrücken in die Stadt geritten, und der Schleim, der erstickende Schleim, lag an den Wegen! Seht, da waren die Kutten wieder und die Dunkelmänner. Da waren sie gekommen aus Köln und Erfurt, um das Feuer zu ersticken. Nicht zu ersticken mit Wasser und Spritzen, nein, was viel schlimmer ist, zu ersticken mit Mänteln und Umhängen der Liebe, mit schwarzen Tüchern! Wir sind tief betrübt! Wir beten für eurer Seelen Rettung! So sprachen sie, und schritten gemächlich aber sicher auf Kanzeln und Katheder zu.

Ulrich fiel es wie eine Binde von den Augen. Er ging zu Rhagius.

„Wir sind überlistet! Die Dunkelmänner sind mitten unter uns!"

„Ich hab's gesehen – und zu hören bekommen, Hutten!"
„Man sollte sie zu Paaren treiben und totschlagen, dieses Ungeziefer. Warum lassen sie uns nicht allein?"
„Warum, Hutten? Kann das Licht brennen in der Sommernacht, ohne daß die Motten kommen?"
„Aber wir verbrennen ihnen nicht die Flügel!"
„Wir sind nur erst ein kleines Licht, Hutten!"
„Und wie soll es weitergehen?"
Da stand Rhagius jäh auf:
„Hutten, wo etwas Neues auftritt in der Welt, da lassen es die Faulen und die Feigen erst gewähren und warten ab, was daraus werden kann. Wenn dann das Neue um sich greift, so weisen sie erst lachend mit den Fingern und spotten dann und schimpfen. Wenn dann das Starke groß geworden ist, dann tun die Feigen und die Bösen so, als seien sie eins mit den Starken, als seien sie von jeher eins gewesen. Sieh, und dann haben sie schon einen großen Sieg errungen, denn ihr Geschrei ist lauter als die Rede jener Freien, und der Pöbel glaubt ihnen. Sie laufen den Freien weit voraus und suchen den Weg von sich aus zu bestimmen und ruhen nicht eher, bis sie auf Umwegen zum Alten wieder alles hingelenkt haben. Das ist der Kampf der Masse, den sie gegen die Starken und Guten führt, die in der Minderheit sind!"
Und Ulrich fragte: „Ist Frankfurt verloren?"
Rhagius zögerte, um endlich seufzend ein Ja zu sagen. Ulrich war verzweifelt. Man hätte Wachen aufstellen müssen. Man hätte das heilige Feuer hüten müssen.
Da tröstete Rhagius ihn: „Hutten, wir sind noch zu wenige in Deutschland. Darum dürfen wir um der vie-

len willen, die noch keine Heimstatt haben, nicht zur Ruhe kommen. Frankfurt war ein schönes Gefühl für uns. Wir müssen noch weiter wandern, Hutten!"
Ulrich gab sich nicht zufrieden damit. Er fuhr zu Eitelwolf, er möge ihm und allen Freien helfen wider den Ansturm der Dunkelmänner!
Eitelwolf sah sich machtlos. Er verfluchte die Stunde, da ihm der Gedanke an die Universität zu Frankfurt gereift war. Aber ändern? Nein, das konnte man nun nicht mehr! Und vor allem: Was sollte der hochherzige Gönner, der Kurfürst sagen? Der verstand doch nichts vom Streit zwischen Poeten und Scholastikern!
Eitelwolf kniff die Lippen zusammen. Nein, zu ändern war nun nichts mehr, Frankfurt war verloren. Eine schöne Idee wurde zu Grabe geläutet.



Kein Jahr hatte der Traum vom freien Frankfurt gedauert. Da verließ Ulrich die märkische Stadt und folgte seinem Lehrer Rhagius nach Leipzig.
Und in der Nacht, da Ulrich Abschied nahm von Frankfurt, wurde er zwischen Liebe und Haß zum Dichter. Da fand er Vers und Reim zum Lied auf Frankfurt und den Traum von Freiheit.
Der Morgen aber sah ihn auf dem Weg nach Leipzig.



Köln, Erfurt, Frankfurt: das waren Grabsteine früher Hoffnung. Das waren Meilensteine auf dem Weg der Wanderung ins lichte Reich des freien Geistes.
Und Ulrich sah im Geiste diese Steine und erschrak vor dem unübersehbar weiten Weg, der vor ihm lag.

Ja, es war schon so, daß ihn schauderte vor dem Alleinsein auf dem Wege. Wie es einen Knaben schaudert, der durch den Nachtwald laufen muß und Ahnungen von den geheimen Dingen der Nacht in sein Herz ziehen fühlt. Da saß er Stunden um Stunden auf einem großen, moosüberzogenen Urstein am Wege und sann über sein Schicksal. Und sammelte Stein um Stein zum großen Mosaik seines Lebens. Da war die Burg ein heller Stein und das Kloster daneben ein schwarzer. Und so wurde aus Hell und Dunkel ein lebhaftes Gemälde voll eigentümlicher Reize.

Ulrich stand vor dem Bilde und sah, daß es gut war. Gut, weil es wahr und richtig erschien. Und die Wahrheit ist schön und herb und erhebend. Alles Unwesentliche ist fern von ihr.

Eine halbe Nacht hatte Ulrich gesessen und gesonnen, bis das Bild fertig war. Und als er den letzten Stein eingefügt hatte, wurde seine Seele hell wie ein Frühlingstag und die Schatten der Nacht wichen wie Eulen vor dem Morgenrot.

Ein junger Mensch hatte den Glauben an die Wahrheit seines Lebens gefunden, und was sind da noch Sorgen um den Alltag! Was sind da noch Gedanken um das tägliche Brot und die Ehre vor der Welt! Was sind da noch Rücksichten auf Beruf und Ruf!

Wahrheit des Lebens! Die zu erkennen ist höchste Offenbarung, ist tiefer Glaube und letzte Kraft.

Wer die Wahrheit seines Lebens erkannt hat, der geht den Weg seines Schicksals erhobenen Hauptes wie der Sieger, der aus hundert glückhaften Schlachten in die Heimat kehrt.

Was kümmern dann noch die Reden der Langsamen! Was sind dann noch Worte der Vorsichtigen und Mahnungen der Erfahrenen!
Als Ulrich in Frankfurt einzog, war er wie einer, der im Spiel nach den Freuden des Lebens und des Geistes hascht wie der Knabe nach bunten Faltern. Als er auszog nach Leipzig, war er der Prophet, der Gottes Wege zieht, die der Geist mit Steinen gezeichnet hat. Da fiel es wie Straßenstaub von seinen Füßen, daß er in Frankfurt noch zum Bakkalaureus promovierte.
Was sollte ihm denn Rang und Stand, was sollte ihm Lernen und Examiniertwerden, wenn er berufen ward zum großen Wandern?
So gehen die Propheten in die Stadt ihrer Verheißung: sie lassen die Herde hinter sich und wappnen sich mit der Geißel des Wortes und mit dem Harnisch des Wissens. Sie gehen voller Zuversicht gegen Mauern und Türme an und wissen nichts von der Zukunft, die die Welt ihnen bescheiden wird. Sie wissen nur um ihren Auftrag und darum auch um ihren Sieg. Sie sind geweiht zum großen Kampf und harren der Krönung. Und mag die Welt auch nur der Krone Dornen sehen und ihrer spotten, der Geist Gottes verwandelt Dornen in pures Gold und Edelstein. Und der Mantel der Armut und des Verachtetseins wird zu Purpur und Hermelin.
So sind die zum großen Kampf Erlesenen und zur Wahrheit des Lebens Berufenen die wahren Kaiser und Könige dieser Welt. Und ihre Macht ist größer als Heere und Haufen, weil sie Jahrhunderte aus den Angeln hebt und Jahrtausenden das Gesicht verleiht.

*

So zog Ulrich in Leipzig ein. Kein Volk sang ihm Hosianna, keine Eselin trug ihn.
Aber sein Herz war voller Jauchzen wie ein Pfingsttag. Bei Rhagius machte er Halt und bat um Aufnahme, die ihm der Wanderredner und Ruhelose gewährte.
„Suchst du die Weisheit Leipzigs, Ulrich? Dieser Stadt Weisheit sind die Weiber."
„Und der Geist und die Freiheit und die Wissenschaft?"
„Wieviele Ansprüche stellst du, mein lieber Hutten? In Leipzig sind die Pfaffen, darum kann hier der Geist nicht sein. In Leipzig sind Handel treibende Bürger, die die Ruhe nötig haben, darum hat hier die Freiheit keinen Platz. Und die Wissenschaft? Mein Lieber, wo Pfaffen sind und Bürger wird man die Wissenschaft nicht lieben, und dann vor allem ist Leipzig stolz auf seine Überlieferung, und die Überlieferung schlägt unsre junge Wissenschaft mit Keulen tot."
Ulrich lachte: „Ich glaub's schon. Aber doch will ich in Leipzig bleiben, um es zu kennen. Und sicher hat es manches, was mir neu ist!"
Rhagius ließ ihn gewähren.
Und Ulrich schritt und lief und taumelte durch Leipzig, grad wie es sein Herz oder der Wein ihm eingaben. O ja, Leipzig war die Stadt der Weiber! Sonst war nicht viel zu schauen in der Stadt, in der es stank nach dicken Menschen, nach Juden und nach Fellen, Gewürzen und tausenderlei Waren, die sie laut schreiend feilhielten.
Aber der Wein war gut, den sie verkauften für die Kaufherren, die zur Messe zogen. Und die Weiber waren willig. Da waren welche aus Italien und aus

Spanien, aus England und aus Polen. Blonde und Judenweiber, für jedes Mannes Geschmack und Beutel. Das Meßgewoge hatte sie in diese Stadt gespült.

In einem dunklen, schmierigen Gäßchen hatte Ulrich ein Weib gesehen, das seine Sinne reizte. Eine Italienerin, Franziska. Es war ihm nicht schwer geworden, ihre Bekanntschaft zu machen. Ja, sie schien sogar auf die Bekanntschaft gewartet zu haben.

Franziska wohnte allein in einem kleinen Häuschen. Nur ein altes, zahnloses, schmieriges Weib war noch da, das den kümmerlichen Haushalt besorgte.

Das Weib ließ langsam den Rosenkranz durch die Finger gleiten, als Ulrich, der Jungen frech und übermütig nachdrängend, seinen Fuß ins Zimmer setzte.

„Grüß Gott, junger Herr", kicherte es, „es ist nett von euch, daß ihr uns in unsrer Einsamkeit Gesellschaft leisten wollt. Junge Männer sehen wir gern bei uns."

Ulrich hatte ein unangenehmes Empfinden. Aber Franziska verstand schnell, es durch einige verheißungsvolle Blicke zu verscheuchen, so daß Ulrich sich freute, eine so rasche und aussichtsreiche Bekanntschaft gemacht zu haben. Man bot ihm ein Glas Wein an und süßes Gebäck, und es dauerte nicht lange, bis die Alte unter einem Vorwand aus dem Hause ging und Ulrich allein blieb mit Franziska. Und nach einer Stunde verriet sie ihm, daß er gut und gern ein paar Tage bei ihr bleiben könne, daß die Tante nichts dagegen hätte, daß sie ihr, der Nichte, jeden Wunsch erfülle.

Ulrich pries den Zufall, daß er ihm eine solche Gelegenheit verschafft hatte!

Ja, seine Freude ging soweit, daß er, als die Alte eine Andeutung machte, er solle doch einen kleinen Zuschuß

zu ihrem einfachen Haushalt beisteuern, schnell zu Rhagius lief und ihn, der selbst kaum wußte, wie er sich ernähren sollte, um einige Dukaten erleichterte.



Nach zwei Tagen hatte Ulrich Franziska so über, daß er sie nicht mehr ansehen mochte. Ohne Gruß ging er aus dem Hause, und der Ekel würgte ihn so sehr, daß er vor ihrem Hause ausspie.
Acht Tage danach wurde er von einem heftigen Unwohlsein befallen, dessen Grund er nicht zu enträtseln vermochte.
Er hatte nur den einen Wunsch, Leipzig zu verlassen. Aber wohin in aller Welt? Wo waren denn Menschen besser, wo gab es denn keine Gemeinheit?
Sollte er in den Westen ziehen, zum Rhein? Oder sollte er zurückkehren nach Erfurt oder nach Frankfurt?
Hatte es denn überhaupt Sinn, zu wandern, wenn immer wieder die Fieberschauer kamen und ihn schüttelten, daß seine Glieder willenlos flogen?
Wie im Delirium schritt Ulrich auf der Straße nach Grimma. Vor seinen Augen tanzten die Bäume, und Stimmen und Töne klangen an sein Ohr. Oft mußte er stehen bleiben und sich an einen Baum klammern, um nicht umzusinken, wenn der Schwindel ihn ergriff.
In seiner Not rief er einen Fuhrknecht an, der ihn auf seinem Wagen überholte.
Der Fuhrknecht brummte, es ginge zu weit, jeden Landstreicher mitzunehmen. Man könne nie wissen, ob das Gesindel einen nicht unverhofft überfiele und beraube!
Nun mag es sein, daß die Bitten Ulrichs ihm ans Herz rührten oder daß er sich überzeugte, daß diese Jammer-

gestalt ihn nie und nimmer überfallen würde, kurz und gut, er hielt den Wagen an und ließ Ulrich aufsteigen. Und bis Grimma, wo das Geleit des Kaufherrn auf den Wagen wartete, hatte Ulrich erfahren, daß die Fahrt bis nach Königsberg in Preußen ginge.

Preußen! Königsberg! Das war ihm gerade recht. Möglichst weit fort von den Stätten des Ekels und der Sattheit.

In Preußen, da sollte es ja noch Bären geben und Luchse, und die Menschen sollten dort noch echtere, rauhere Sitten haben als die, die im Westen Deutschlands wohnten. Und vielleicht gab es manches Unbekannte dort oben, dessen Erforschung sich lohnte. Der Fuhrknecht konnte nicht viel antworten auf die Fragen Ulrichs, den er nun als Lateiner erkannt hatte. Was sollte auch der Fuhrknecht wissen von dem, was den Hutten bewegte. Ein Fuhrknecht braucht sich um Himmel und Hölle nicht zu scheren, der hat sich um seine Pferde zu kümmern und um den Wagen und um die Straßen, und damit ist's genug. Ein Fuhrknecht muß eine gute Seele haben, sonst kommt er nicht weit. Und auch der Franz, der Fuhrknecht, der den Ulrich mitnahm, hatte eine gute Seele. Er ließ den Ulrich, als das Fieber wiederkam, sich auf die Säcke im Wagen legen und warf ihm noch ein paar Decken über, damit ihm wärmer würde.

Da hatte sich Franz eine schöne Suppe eingebrockt, einen Kranken mit sich zu nehmen. Die Geleitsleute verspotteten ihn oft genug, wenn er sein Brot mit ihm teilte. Wenn nun der Kranke unterwegs krepierte? Man hätte doch nichts weiter als Scherereien mit ihm. Das beste wäre schon, man würfe ihn einfach auf

die Landstraße, da könnte dann ein andrer sich als barmherziger Samariter bewähren! Und das mußte sich Franz mehr als einmal anhören.
Aber irgendwie war in Franzens Seele der Gedanke gekommen, er müßte unbedingt einmal ein gutes Werk tun, um damit ein paar schlimme Streiche - es waren ja nicht viel, allenfalls hier und dort eine kostenlose Besorgung von Heu und Hafer - entweder vom Schuldkonto zu tilgen oder doch wenigstens einen Gegenwert zu schaffen.
Ulrich kümmerte sich wenig um die seelischen Vorgänge bei Franz, er lag teilnahmslos im Wagen und wartete voller Angst und Bangen auf die immer häufiger wiederkehrenden Fieberanfälle.
Und merkwürdig: in den Stunden des Fiebers traten, von Mal zu Mal deutlicher werdend, Bilder der Kindheit vor seine Seele, daß er wie ein verlassenes Kind nach seiner Mutter weinte.
Es kam dann vor, daß Franz die Tränen über die Wangen liefen und er an seine Kindheit dachte.
Wenn der Anfall vorüber war und Franz erzählte, Ulrich habe nach der Mutter gerufen, wurde Ulrich still und sann darüber nach.
Mutter! Ach, das war jene stille, verhärmte Frau, die vor ihm geschluchzt und gebetet hatte, damals, als ihn der Pfaffe abholte ins Kloster.
Mutter! Die würde ihn jetzt wohl pflegen und nicht von seinem Lager weichen, bis er gesund würde.
Zurück zur Steckelburg? Abgerissen, krank, mit leeren Händen wie der verlorene Sohn in der Bibel? Und dann vor dem Vater niederfallen und um Gnade bitten? Und den Steckelburgern ein Schauspiel geben? Nein,

tausendmal nein! Dann lieber hier krepieren und am Wegrain verscharrt werden. Und die auf der Steckelburg würden meinen, er wäre irgendwo ein Ratsherr geworden oder ein Schreiber oder ein Landsknecht. Die würden doch nie etwas davon erfahren, daß er in der Schande krepiert sei. Es waren schlimme Wochen gewesen, bis Franz mit seiner Fracht in Königsberg eintraf. Oft hatte er geglaubt, es ginge zu Ende mit dem Kranken, und ihn in einer der vielen Städte, durch die sie fuhren, einem Spital übergeben wollen. Aber Ulrich hatte dann immer so herzzerreißend gebettelt, er wolle weiter, möglichst weit fort, daß er sich überreden ließ.

Aber in Königsberg ging es nicht mehr. Da mußte der Ulrich ins Spital. Und da er kein Geld hatte, wurde er ins Seuchenhaus der Stadt gebracht, in dem die kranken Bettler lagen und die am Wege liegengebliebenen Landstreicher.

Und wer kümmerte sich viel um das Gesindel. Mochte es doch verrecken! Jeden Tag wurde ein schmaler Fichtensarg aus dem Seuchenhaus getragen und ohne Vaterunser und Glockengeläut auf dem Armenfriedhof verscharrt.

Als der Armenarzt den Ulrich untersuchte, fand er an seinem Körper, an den Schenkeln und auf der Brust, große eiternde Geschwüre, deren Ursache er nicht enträtseln konnte. Er legte dicke Pflaster auf die Wunden, verschrieb einen Trank gegen das Fieber und überließ der Natur das übrige zu tun für die Heilung.

Aber die Natur selbst stand der Krankheit machtlos gegenüber. Sie ließ das Blut bald kochen, bald eisig kalt werden, aber konnte das Fremde, Kranke nicht abtöten. Wochen um Wochen lag Ulrich im Seuchenhaus, und

sein Körper wurde von der Krankheit ausgedörrt, daß man jede Rippe zählen und fast durch die bleichen Wangen hindurchschauen konnte.

Der Rat der Stadt drängte darauf, daß Ulrich nun endlich seinen Platz im Seuchenhaus räumen sollte. Und als die Fieberanfälle seltener wurden, entließ man den noch nicht Gesunden, gab ihm einige Groschen und nahm ihm das schriftliche Versprechen ab, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen.

Aber wohin jetzt?

Der Arzt, dem sich Ulrich anvertraute, riet ihm zu Schiff nach Greifswald zu reisen und sich dort bei der Universität zu melden.

Am andern Tag schleppte sich Ulrich zum Hafen, fand ein Schiff, das Fracht nach Greifswald geladen hatte und dessen Führer sich bereit erklärte, den Passagier für zwei Groschen und Hilfsdienste mitzunehmen.

Als das Schiff am Nachmittag die Segel setzte, war der Himmel bezogen, daß der Steuermann ängstlich wurde. Aber der Führer, ein Mann, der die Gefahr ebenso verachtete wie die Liebe, bestand auf der Fahrt.



Um Mitternacht erhob sich ein Sturm, der die Wogen über den Bug donnerte, daß zeitweise das ganze Deck unter Wasser stand. Wenn die Blitze für Sekunden das tiefe Schwarz des Himmels durchhellten, sah man die Wellen sich ringsum zu Bergen türmen. Für Augenblicke wurde das Schiff emporgeschleudert, daß man meinen konnte, das Meer wolle es von sich werfen wie ein mißmutig gewordenes Kind sein Spielzeug. Und dann wieder rissen die Fluten das Schiff wieder in sich

hinein, wie eine leidenschaftliche Geliebte den Mann zu sich reißt.
Ulrich saß unter Deck mit der Mannschaft. Der Steuermann und der Führer waren die einzigen, die oben den Elementen trotzten. Drei Seeleute saßen neben Ulrich, und die waren in Wind und Wetter erprobt. Da begann der eine und meinte, solch Wetter auf der Ostsee hätte er noch nie erlebt. Und der zweite sagte, er kenne das vom Kanal her, aber das Wetter sei dort weit gefährlicher als hier.
Der dritte war in sich gekehrt und sprach von einer schlimmen Ahnung, die ihm der Steuermann, wahrlich kein Schlapper, anvertraut habe. Und er teile die Ahnung jetzt.
Als eine besonders große Welle das Schiff zur Seite warf, wurde Ulrich mit dem Kopf gegen die Planken geschleudert, daß ihm für Minuten das Bewußtsein verging.
Als der Steuermann dreimal pfiff, erhoben sich die drei Seeleute langsam und schwerfällig und arbeiteten sich bis zur Luke vor, um auf das Deck zu gelangen. Doch bevor sie es erreichten, erhielt das Schiff einen derartigen Stoß, daß sie hinfielen, und fast gleichzeitig stürzten die Wogen über das Schiff hinweg.
Alles spielte sich ab wie ein Fiebertraum.
Ulrich, der auf unerklärliche Weise auf Deck gelangt war, sah, wie der Mast, an dem sich Führer und Steuermann hielten, über Bord ging, hörte die Schreie der Fortgespülten und fand sich wenige Augenblicke später in der aufgeregten See wieder.
Da er nicht zu schwimmen vermochte, zuckte es ihm durchs Hirn, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo

er aus dem Leben scheiden müsse. Der Gedanke tat ihm nicht weh. Er dachte vielmehr mit einer gewissen Heiterkeit daran, wie umständlich es eigentlich der Tod triebe. Mit ihm wenigstens hätte er es sich wesentlich leichter machen können. Er hätte ihn aus dem Seuchenhaus holen sollen, anstatt Wochen später aus der Ostsee!
Als der Druck des Wassers Ulrich für Sekunden an die Oberfläche trieb, sah er dicht neben sich, an eine Planke geklammert, einen der Seeleute mit den Wogen ringen. Es kostete Ulrich viel Anstrengung, die Planke, die vor ihm auszuweichen schien, zu erreichen. Und als er sie ergreifen wollte, wehrte es ihm der andre und schrie, die Planke sei nur für einen da.
Ulrich ließ nicht locker, die Todesangst verlieh ihm Kräfte, wie sie sein geschwächter Körper sonst nicht hätte aufbringen können.
Als der andre, aus Angst, Ulrich könnte sich der Planke bemächtigen, eine Hand freigab, um nach ihm zu stoßen, nahm ihn eine Woge und riß ihn davon.
Das Herz drohte dem Ulrich vor Schaudern auszusetzen, als er den andern mit einem Aufschrei versinken sah.

*

Es dauerte viele Stunden, bis die See sich beruhigte. – Einen Tag später warfen die Wellen einen völlig Erschöpften an den Strand Helas.

*

Der Bettelvogt einer kleinen Stadt in Pommern hatte einen Verlumpten und Verelendeten aufgegriffen.
Kinder hatten ihn gefunden, wie er fiebernd und sich wälzend am Boden lag hinter einer Schenke, aus der

ihn der Wirt geworfen hatte. Als der Vogt den Lumpen mit harten Stößen auftrieb und ihn anschrie, er solle mitkommen, man würde ihn ins Spritzenhaus sperren und ihn Mores lehren, trat der dicke Wirt vor die Tür und rief dem Vogt ermunternd zu, er solle den Hund am besten totschlagen, in seine Schenke sei er gekommen, hätte sich zu Fressen und zu Saufen geben lassen wie ein feiner Herr und dann, als es ans Zahlen gehen sollte, hätte er geweint und gebarmt, er hätte nichts, und dann, als er, der Wirt ihn angegangen sei, da hätte er ein Schauspiel gegeben, sei auf die Erde gefallen und hätte gezuckt und geschlagen mit Händen und Füßen und gebrüllt wie ein Tier. Das sei aber alles Verstellung, das Schwein da sei verschlagen.

Der Vogt trieb den Lumpen vor sich her und stieß ihn in die Tür des Spritzenhauses.

Der Elende schrie mit irrer, sich überschlagender Stimme nach dem Bürgermeister. Und weil das Schreien so erschütternd und der Eindruck des Gefangenen so mitleiderweckend war, riefen die Neugierigen, man solle ihn doch in Gottes Namen zum Bürgermeister führen, wenn er ihm etwas zu sagen hätte.

Der Vogt lachte: „Vielleicht sucht er einen Posten als Schreiber oder als Rat", aber er schickte doch einen Boten zum Herrn Bürgermeister, daß ein Strolch gefangen sei, der ihn auf jeden Fall zu sprechen wünsche.

Der Herr Bürgermeister war guter Laune. Er hatte gut gefrühstückt, und der Rat der Stadt hatte ihm am vorigen Tage eine kleine Zulage zum Gehalt bewilligt. Was Wunder, daß man dann guter Laune ist und christliche Regungen auch gegen Strolche und Vaga=

bunden in sich spürt. Man solle also in Gottes und aller Heiligen Namen den Kerl zu ihm bringen.
Der stand nun zitternd mit klappernden Zähnen und krankhaft flatternden Augen vor ihm.
Der Bürgermeister verschränkte die Arme über die Brust, daß der Bauch sich unter ihnen wie ein Gebirge herauswölbte, legte sich, im Bewußtsein, ein Biedermann zu sein und ein sauberer, anständiger Mensch diesem verkommenen Schwein gegenüber, weit nach hinten in seinen Lehnstuhl zurück, besah sich das Individuum von oben bis unten und begann lässig wohlwollend zu fragen. Wo er herkomme!
Er käme aus dem Meer!
Da klatschte sich der dicke Bürgermeister auf die fetten Schenkel: „Aus dem Meer! Gut so! Sehr gut! Grüß Gott, Herr Wassermann!" Und lachte, daß die feisten Backen nur so wackelten und sein Wanst hüpfte wie ein junges Zicklein.
„Aus dem Meer!" Da lachten die Schreiber pflichtschuldigst aus vollem Halse, und einer bemühte sich, lauter zu lachen als der andre, damit der Herr Bürgermeister ihren Spaß sehe. Und der Vogt lachte, und der Wirt, der als Zeuge mitgegangen war, lachte noch mehr, denn der Herr Bürgermeister war sein bester Gast.
Da erzählte der Verhörte von seiner Seefahrt, dem gewaltigen Wetter und dem Schiffbruch.
Der Bürgermeister wollte ärgerlich werden, weil der Kerl anfing, ihm durch seinen bleichen Ernst den Spaß zu verderben, aber der Vogt wußte zu berichten, daß die Fischweiber auf dem Markt erzählt hätten, es seien dieser Tage bei einem plötzlichen Sturm mehrere Schiffe untergegangen.

„Nun, wir wollen es für wahr hinnehmen", nickte der Bürgermeister gnädig, die Schreiber verneigten sich untertänig und der Protokollführer verzeichnete, der Vorgeführte sei Schiffbrüchiger.
Was er von Beruf sei!
Scholar!
So, Scholar? Der Bürgermeister war es früher auch. Ob er denn auch zu Köln gewesen sei. Da habe nämlich er, der Bürgermeister dieser Stadt, die Universität besucht.
Der Gefangene nickte.
Wie er denn hieße!
Er zögerte.
Nun, er solle doch mit der Sprache herauskommen. Er müsse doch fühlen, daß man es gut mit ihm meine. Man sei doch kein Menschenfresser! Aber die Wahrheit müsse er sagen, das sei Bedingung!
Da bekannte der Elende, sein Name sei Ulrich von Hutten. Und dabei schämte er sich seines adligen Namens.
Die andern horchten auf: ein Adliger, das war etwas Seltenes. Wie mußte der verkommen sein. Und sie empfanden das Prickeln eines unerhörten Ereignisses. Ein Schreiber meinte, das sei dem Adel recht, der müsse auch mal Dreck fressen! Ein Blick des Bürgermeisters aber ließ ihn schnell verstummen.
Ein Adliger!
Der Bürgermeister nahm sofort eine verbindliche Haltung ein und setzte eine wohlwollende Miene auf. Man konnte ja nicht wissen, wozu es gut war.
Ob sein Vater noch lebe?
Ja, der lebe noch. Und zwar auf der Steckelburg.

So, eine richtige Burg, dann muß man höflich sein, dachte der Bürgermeister.
Ob er denn kein Geld mehr habe?
Nein. Er höre nur wenig von seinen Verwandten!
Wo er denn hinwolle?
Nach Greifswald!
So. Da könne er ihm behilflich sein. Ein guter Freund von ihm, Heinrich Buckow, sei derzeit Rektor zu Greifswald, dem wolle er ihn empfehlen!
Ulrich senkte den Kopf.
Und ob er ihm wohl einen Gulden leihen solle? Er könne ihn ja später, wenn er ein reicher Mann sei, mit Zinsen zurückerstatten!
Ulrich nickte.
Nun fiel der Wirt ein: sein Essen, sein Trinken!
Der Bürgermeister winkte ab, er würde das schon mit ihm regeln, der Wirt solle nur in seine Schenke zurückgehen.
Damit winkte der Bürgermeister dem Wirt, dem Vogt und den Schreibern, abzutreten.
Als er mit Ulrich allein war, begann er freundlich mit ihm zu reden. Ulrich wisse wohl zu ermessen, was der Bürgermeister ihm Gutes tue, wenn er ihn laufen ließe. Der Turm hätte ihm gewinkt und damit unauslöschliche Schande. Hier sei der Gulden, er könne nun gehen und, wenn er einmal in eine gute Stellung käme, als Adligem stünden ihm ja Tür und Tor offen, solle er auch an ihn, seinen Freund, den Bürgermeister, denken und sich für ihn verwenden!
Ulrich steckte den Gulden ein und ging hinaus. Als er über die Straße ging, trat der Wirt in die Tür seiner

Schenke, verneigte sich und wünschte alles Gute für die Reise.
Ulrich warf ihm, ohne ein Wort zu erwidern, den Gulden vor die Füße und ging seines Weges.



Endlos schien der Weg nach Greifswald zu sein. Staubig waren die Straßen und karg gesät die Dörfer. Der Hunger nagte, und der Magen weigerte sich, noch länger die Rüben aufzunehmen, die Ulrich aus dem Acker zog. Furchtbare Wanderschaft, wenn der Körper geschwächt ist von Krankheit und Elend, wenn die Seele bedrückt ist von innerer Not und das Herz nicht mehr fähig, die Schönheit der Schöpfung in sich aufzunehmen!
Jeder Schritt erscheint sinnlos, wenn nicht Freude oder Pflicht den Fuß beflügelt.
Ulrich schleppte sich von Dorf zu Dorf und hoffte, daß ein Wagen ihn mitnehmen möchte. Aber kein Bauer und kein Fuhrknecht erbarmte sich seiner.
Nachts schlief er, wenn das Glück günstig war, in Ställen oder Strohmieten oder, wenn es nicht anders ging, auf freiem Felde. Ungeziefer plagte ihn, und durch die Anstrengungen waren die Geschwüre aufgebrochen und vermehrten seinen Ekel vor sich selbst.
Eines Tages verlor Ulrich, sinnlos vor Hunger und Mattigkeit, den letzten Stolz vor sich selbst und bettelte. Bettelte in schmutzigen Hütten, in denen die Not hauste, die Armut um eine Gabe an. Bat bei reichen Bauern um eine Suppe. Bat Kinder auf dem Felde, ihm von ihrem Brot zu geben.

die Armen gaben, und die Reichen wiesen ihn angeekelt von ihrer Tür. Auch kein Mädchen fand sich, daß ihn freundlich angeschaut hätte, so hatte der Kummer seine Spuren in sein Gesicht geschrieben. Keine Demütigung schien das Schicksal dem Ulrich vorzuenthalten. Hier knurrte ein Bauer, man müsse das Bettelvolk mit der Keule totschlagen wie tolle Hunde, dort bot ein andrer dem um ein Lager Bettelnden eine Schütte Stroh neben den Schweinen an.

Manches Mal, wenn sich ein Gewitter auf freiem Feld entlud, stellte sich Ulrich aufrecht hin und betete, ein Blitz möge ihn treffen und aus dieser Welt nehmen. Und wenn der Sturm im Walde wütete, hoffte Ulrich zu Gott, ein stürzender Baum würde ihn niederschmettern. Aber der Himmel schien ihn zu verschmähen, und so mußte Ulrich sich weiterschleppen auf Greifswald zu.

Schließlich glich er so wenig mehr einem Menschen, daß kein Bauer ihn auf seinem Hofe oder auch nur in dessen Nähe duldete. Einmal zur Nacht, als Ulrich in einen Stall gedrungen war, um neben Kühen und Pferden zu schlafen, holte ihn der Bauer mit seinem Knecht heraus, schlug ihm mit einem dicken Knüppel über den Kopf, und als Ulrich betäubt zu Boden fiel, mußte der Knecht ihn auf den Misthaufen werfen.



Als Ulrich in Greifswald vor dem Rektor Buckow stand und ihm das Schreiben des Bürgermeisters überreichte, wich der Rektor zurück, so entsetzte er sich über Aussehen und Zustand eines adligen Studenten.

Nun, in einer Stadt wie Greifswald konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß eine Sensation da war. Man bedenke: ein junger Edelmann kommt als Bettler, als Landstreicher, verlaust und verwahrlost zur Universität!

Oh, die älteren Jungfrauen witterten die Luft von Abenteuern und Liebeskonflikten, von unerhörtem Schicksal und überschäumender Tollheit. Manch eine erkundigte sich in aufgeregter Neugier nach dem Aussehen, nach dem Wohnort Ulrichs und wäre weiß Gott nicht abgeneigt gewesen, ihn für ein Geringes ins Haus zu nehmen. Wenn Ulrich gesund und übermütig genug gewesen wäre, wer weiß, ob er dann nicht ein solch günstiges Angebot angenommen hätte. So aber wollte er nicht das Zierstück einer Jungfernstube werden und neben Blumentöpfen und bunten Tellern lediglich zum Angeschautwerden dienen.

Ach, was war das für eine Sensation: habt ihr nicht gehört, der junge Ritter soll vor Bauerntüren gebettelt haben, der Acker ist sein Bett gewesen, mit den Schweinen hat er aus einem Trog gegessen! Ach, was hat er nicht alles erlebt, und ist doch noch so jung! Und gestrandet ist er auf dem Meer! Ein moderner Odysseus ist er!

Ja, so lief vor Ulrich her die Flut des Geredes, und jeder setzte ein gut Teil eigner Phantasie hinzu: die Jungfern ein Stück Frauenliebe, die Männer eine Portion Heldentaten.

Es hätte ein guter Anfang sein können für Ulrich, ein Anfang, in dem er so manches hätte hamstern können für Zeiten der Not, wenn erst die Wogen der Erregung sich geglättet haben würden.

Aber dem Ulrich war es völlig gleichgültig, was man über ihn sprach. Er machte sich auch nichts aus dem vorteilhaften Interesse, das man ihm entgegenbrachte. Er fühlte sich viel zu elend, als daß er aus den günstigen Voraussetzungen hätte Kapital schlagen können.
Er gab sich, zerschlagen und willenlos, in die Hände des Heinrich Buckow, mochte der mit ihm machen, was er lustig war.
Und Buckow feilschte mit der Ware, die ihm ein günstiges Geschick zugebracht hatte. Was war das für ein Zugmittel: der Rektor erbarmt sich eines verelendeten Ritters! Der Rektor tut Gutes, er erläßt einem völlig Mittellosen die Studiengelder! Der Rektor. Der Rektor!
Ulrich hatte ein paar gute Wochen bei ihm. Er wurde an einen berühmten Arzt verwiesen, der schon Wunderkuren vollzogen hatte. Der kam nun zu Ulrich, gab ihm Tränke, nach denen er speien oder schwitzen mußte, gab ihm Salben, die die Geschwüre aufspringen ließen oder zusammenzogen.
Allmählich aber wurde dem guten Rektor die Wohltätigkeit zuviel. Man hatte sich in Greifswald an den merkwürdigen Ankömmling gewöhnt, die Neugier ließ nach. Dafür aber forderte der Arzt vom Rektor eine Stange Geld für seinen Patienten.
Schließlich war der Rektor froh, als einer seiner Professoren, Henning Lötz, sich erbot, Ulrich zu sich zu nehmen. Ganz freiwillig war Henning Lötz nicht zu dem Entschluß gekommen. Sein Vater, der Bürgermeister von Greifswald, ein tüchtiger Kaufmann, war der Meinung, es müsse immerhin ein lohnendes Geschäft sein, einen jungen Edelmann aus der Patsche zu ziehen. Der Adel hatte doch Geld und ließ sich nicht

lumpen! Ulrich hatte nichts dagegen, daß man ihn für wohlhabend von Hause ansah, ebensowenig hatte er ein Interesse daran, den wackren Bürgern in Greifswald zu erzählen, daß man ihn in seiner Heimat als räudiges Schaf betrachtete. So ließ er sich denn als Junker bewirten und ausstatten, wie es die andern wollten. Er sagte nicht bitte und nicht danke, sondern ließ Menschen und Mittel an sich herankommen.
Wenn nur der Professor Lötz nicht ein solch ungebildeter Mensch gewesen wäre, ein so eitler Gelehrter! Wenn er doch nur außer seiner Juristerei etwas Sinn gehabt hätte für die freien Wissenschaften und die schönen Künste! Ulrich war zuweilen schier verzweifelt, wenn der Lötz ihn mit einem gewissen herablassend väterlichen Wohlwollen auf die Schulter klopfte und ihm ein erfolgreiches Studium wünschte! Dieser Jurist, dieses dicke, selbstgefällige Fleisch.
Alles behauptete der Lötz besser zu wissen, und wo Ulrich mit seinem Latein am Ende war, wußte der andre noch immer eine Formel oder ein Sprüchlein.
Ulrich begann die Juristerei und besonders die Juristen zu hassen. Was waren das auch für Menschen! Fingen sie nicht das natürliche Gefühl und die selbstverständlichen Vorgänge im menschlichen Leben ein in dem Netz ihres systematischen Denkens wie Jungen die unschuldigen Schmetterlinge? Und spießten nicht die Juristen jede Erkenntnis auf wie weltfremde Sammler die Käfer und stellten sie dann nicht ihre Paragraphen aus wie die andern ihre Käfersammlung? Schön der Reihe nach und alles numeriert? So waren die Juristen mit ihrer fürchterlichen Sprache und ihrem geschraubten Denken: wo der gesunde deutsche Mensch für Hand-

lungen ein selbstverständliches, grades Urteil hat, da fingen sie an zu debattieren und zu beweisen, zu paragraphieren und zu argumentieren, daß allmählich aus weiß schwarz, aus Recht Unrecht und aus Unrecht Recht wurde, ganz wie man es haben wollte.

Was war das für ein Kerl, der Lötz? Dick und aufgesoffen wie ein Bierwirt, der sein bester Gast selber ist. Eine abscheulich geformte Brille trug er über seinen Glotzaugen auf der Knollennase, daß es wirklich kein Wunder schien, wenn er alles verdreht sah in der Welt. Eine gute Weile ließ Ulrich um des lieben Friedens willen und vor allem der guten Pflege zuliebe das Denken und Reden des Professors über sich ergehen. Aber allmählich wurde es ihm zuviel, sein Anderssein zu verleugnen. Zunächst antwortete er ruhig und bescheiden, mit der Zeit aber brach der alte Hutten in ihm durch, der Hutten, der einen Eid geschworen hatte auf die Freiheit und die Wahrheit, der sich dem Kampf gegen Dummheit, Falschheit und Tyrannei angelobt hatte, und er hielt Widerpart mit raschen Worten und schnellen Gedanken. Er fing wieder an, sich in Feuer zu reden und Sätze zu formen voller Derbheit und Spott, daß der Lötz zuerst sprachlos, dann tückisch und zum Schluß grob wurde.

Und sein Vater, der Bürgermeister, goß Öl ins Feuer: er solle sich doch um aller Heiligen und der tausend Donnerwetter willen nichts von diesem Landstreicher gefallen lassen! Er möge bedenken, ein Vagabund und ein Professor, das seien doch keine Gegner. Und vor allem, der Hutten, ein Schwindler sei er und ein Gauner, nichts sei aus seiner Heimat eingetroffen, weder ein Brief noch Geld noch sonst etwas. Am Ende sei das

gar kein Adliger, sondern einer, der von Schwindeleien lebte! Oh, der Haß fing an zu kochen in Greifswald, und die Giftblasen stiegen bedrohlich auf.
Ulrich lachte nur über die Wut der Greifswalder Geister! War das nicht ein schlechter Witz, zu sehen, wie schnell sich aus der herablassenden Fürsorge eine bürgerliche Hochnäsigkeit, die sich auf den vollen Geldsack stützt, entwickelte? War es nicht ein Witz, wie der Pfeffersack, der Bürgermeister, kaum noch sein Barett lüftete, das er vor Tagen noch im tiefen Bogen zog?
Es war schon zum Lachen! Und Ulrich besorgte das Lachen gründlich. Von weitem schon rief er dem Bürgermeister zu, er freue sich, sein Gesicht zu sehen, daß dem Hintern eines Ochsen aufs Haar gliche! Und dem Professor legte er unverschämte Fragen vor, die der nun wirklich nicht mit seiner Juristerei beantworten konnte.
Die beiden Lötzens schäumten vor Zorn. Und der wuchs ins Unermeßliche, als sie merken mußten, daß der Hutten, nachdem er wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war, sein loses Maul in ganz Greifswald auftat und die wohlgesonnenen Bürger hänselte, sie stänken wie faule Fische und seien so dumm wie ihre Mehlsäcke. Und in den Kollegiensälen trat der Hutten auf, öffnete die Fenster und schrie, die Stunde sei gekommen, daß hier die frische Luft der neuen Zeit einzöge. Und eines Tages versammelte er die gesamten Bader Greifswalds vor der Universität und gab ihnen den Auftrag, den Professoren, diesen in Ehren und Würden ergrauten, gottesfürchtigen Herren, die wohlerworbenen Bärte abzuschneiden! Ein Ansinnen, dem sich die Dozentenschaft, wütend den Bart verteidigend, voller Entrüstung entgegenstellte.

Kurz und gut, es dauerte nicht lange, so war Ulrich den Greifswaldern ein Schrecken, ein Spuk aus der Welt der dämonischen Unruhe in der Welt der gemächlichen Ruhe. Der Bürgermeister fing an, Ulrich sehr unverblümt und eindeutig zu mahnen, das vorgestreckte Geld, die geliehene Kleidung, die Kost und Herberge und alles sonst von ihm noch Angenommene auf Heller und Pfennig zu begleichen und sich zum Teufel zu scheren.
Das hätte Ulrich liebend gern getan. Aber wie sollte er nur das Geld aufbringen?
Zunächst ging er darauf aus, durch unanständiges Betragen Hals über Kopf hinausgeworfen zu werden. Aber den Gefallen tat ihm der Bürgermeister nicht. O nein, der Bürgermeister war ein Mann der Ordnung, der dachte gar nicht daran, einen Posten als Verlust zu streichen, wenn der Gläubiger noch am Leben war.
So blieb Ulrich ganz gegen seinen Willen länger in Greifswald, als er selbst gerechnet hatte. Nahrungssorgen hatte er nicht, denn die Köchin des Herrn Bürgermeisters, eine mütterliche Frau, besaß ein gutes Herz und sorgte für ihren Schützling, indem sie ihm so manches zusteckte, was auch vor dem Gaumen ihres Brotherrn Gefallen gefunden hätte.
Das Leben in Greifswald widerte den Ulrich an, von Tag zu Tag mehr. Und er versuchte, auf seine Art es sich erträglicher zu machen. Er strich durch die Gassen, fing hier und dort Gespräche an, hetzte die Bürger gegen ihren Bürgermeister, die Studenten gegen die Professoren, die Kirchgänger gegen die Pfaffen und hatte seine helle Freude daran, zu sehen, wie allmählich die friedliche Stadt von einem beunruhigenden Mißtrauen erfüllt wurde.

Mehr als einmal ging der Professor zu seinem Vater und bat ihn, den Ulrich Hals über Kopf mit Schimpf und Schande und mit all seinen Schulden davonzutreiben. Aber der Bürgermeister wollte nichts davon wissen. Als letztes Mittel hatte er immer noch den Schuldturm zur Hand, wenn man auch nicht gut in einer Universität einen Scholaren, und noch dazu einen adligen, in den Schuldturm werfen kann, ohne die ganze Studentenschaft zur Empörung zu reizen.
Hierin trat – und das war das erste und einzige Mal – der Sohn seinem Vater mit aller Bestimmtheit entgegen. Er wollte nicht den Zorn der Studenten auf sich ziehen. Und da es Winter geworden war und keine Aussicht bestand, daß Ulrich irgendwoher Geld erhalten und seine Schulden bezahlen könnte, faßte der Professor Mut, nahm Ulrich in eine Ecke, drückte ihm einen Gulden in die Hand und nahm ihm dafür das Versprechen ab, noch in dieser Nacht Greifswald zu verlassen und mit Gottes Segen nach Rostock zu reisen. Rostock sei eine Stadt, wo seinesgleichen hingehörten!
Ulrich ließ sich das nicht zweimal sagen.
In der Nacht schnürte er sein Bündel, das mit Hilfe der Köchin einen erfreulichen Inhalt bekam, legte seine paar Bücher hinein und ein paar Seiten, die er mit Gedanken und Gedichten beschrieben hatte, und machte sich auf den Weg nach Rostock, der Stadt der Fischer und Studenten. Die Dezembernacht war kalt und klar. Der frostige Schnee knirschte unter den Schritten Ulrichs, als er die Stadt verließ. Fast nirgends mehr brannte ein Licht. Die Bürger hatten die Nasen unter die Decken gesteckt und schliefen. Nur hier und dort war noch jemand auf, vielleicht ein Gelehrter, der über

einer verschimmelten Schrift hockte, oder ein Student, der zum Examen arbeitete.
Aus einer Schenke vor dem Westtor drang Lärm, und als Ulrich eintrat, sah er eine Rotte zechender Studenten, die ihn willkommen hießen. Ulrich ließ sich nicht nötigen, setzte sich an ihren Tisch, bestellte Bier und soff mit ihnen Schmollis und Valet, bis der Gulden des Professors zerronnen war.
Dann trat der Ulrich ins Tor, ließ sich von den Studenten ein teils rauhes, teils wehmütiges Auszugslied singen und schimpfte unflätig auf die Greifswalder und ihre Stadt, auf die Professoren und besonders auf den vollgefressenen Bürgermeister. Die Studenten jubelten, und es war ein so gewaltiger Lärm, daß die Bürger aus dem Schlafe fuhren und zitternd vor Wut und Kälte, im Nachthemd und die Zipfelmütze auf dem Kopf, die Fenster aufrissen und Ruhe verlangten. Die Wächter der Stadt machten nicht viel Federlesens. Einmal besteht seit Erschaffung der Studenten ein unüberwindlicher Haß zwischen ihnen und den Hütern der Ordnung, und zum zweiten war die Person des Bürgermeisters beschimpft, und das hört kein Wächter an, der vom Bürgermeister Brot und Stellung hat. Man warf den Ulrich vor das Tor, und die, die sich für den Herrn Bürgermeister auf billige Weise aufopfern wollten - vielleicht wurde es eines Tages belohnt -, stießen ihm noch die Schäfte ihrer Hellebarden in den Rücken. Die Studenten aber trieb man auseinander.

*

Was war das für eine Winternacht! Weithin leuchtete der Schnee, auf den die Sterne einen wundersamen

Glanz zauberten. Der Mond schimmerte noch eine Zeit auf Dächern und Zinnen Greifswalds, dann ließ er ab, die Stadt der Bürger und Professoren noch länger zu vergolden und begleitete den Jungen, der in das Nichts hinauszog und doch fröhlich war! Da breitete der Mond einen goldigen Teppich aus und schmückte die schneebedeckten Bäume und Sträucher zur Rechten und Linken des Weges, daß sie zauberhaft und wundersam schön erschienen.

Und es war nicht mehr so, daß ein Vagabund und Zechpreller eine Stadt verließ, die ihm nicht länger Obdach geben wollte, sondern es war so, als wenn einer den Weg in die verborgenen Reiche der Träume und Märchen zieht, oder als ob ein Dichter seinen Weg besingt.

Was war denn Krankheit, was war denn Not gegen das Jauchzen der Seele Ulrichs, die sich frei gemacht hatte von dem Alp, der aus der Stadt und ihren Menschen aufgestiegen war!

Und als das Morgenrot über die Wälder des Ostens stieg und den Schnee purpurn färbte, vermeinte Ulrich, sein Leben lang nicht etwas so Gewaltiges in der Natur, etwas so Herrliches in der Offenbarung des Schönheitswillens des Schöpfers geschaut zu haben.

Was war ihm da die Weite des Weges nach Rostock, was die Ungewißheit der nächsten Zukunft!

Einer, der ergriffen ist von der Herrlichkeit und der Größe, einer, der frei wurde vom Alltag, denkt nicht an den Stachel der widrigen Gegenwart.

Und ist der Winter nicht etwas Herrliches, wenn er Sümpfe gerinnen läßt zu weißer Fläche, daß die Schrecknisse des Teuflischen unter ihnen mild bezwun-

gen werden? Ist der Winter nicht gewaltiger als alles Sinnen des Menschen, der einen Fluß nur überbrücken kann mit wenigen Spannen Holz und Stein? Da fährt der Winter einmal mit seinem eisigen Atem über die Wogen und gebietet ihnen, stille zu stehen und meilenweit Brücke zu sein.

Als Ulrich verzückt seines Weges schritt, waren seine Sinne so fern von den Geschehnissen um ihn, daß er nicht merkte, wie eine Schar Reiter auf ihn zusprengte.

Und er hörte nicht eher ihr Rufen und Fluchen und das Trappeln und Keuchen der Pferde, bis die Reiter ihn umzingelt hatten und mit den Lanzenschäften nach ihm stießen.

Was war das für ein Erwachen aus der Traumwelt des Wunderwinters! Es war ein Sturz durch Himmel und Wolken in die tiefsten und dunkelsten Klüfte der Erde. „Was wollt ihr von mir? Was habe ich euch denn getan?" Da schrien die Reiter, er solle sie doch nur genau ansehen, er müsse sie doch wiedererkennen. Von Lötz kämen sie mit vielen Grüßen. Und dabei sprang der Führer der Reiter von seinem Gaul, packte den Ulrich bei der Brust und schlug ihm mehrmals die harte Faust ins Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase sprang.

„Haben wir dich, du Schweinekerl, du Galgenvogel, du Betrüger! Für jeden Schlag hat uns der Lötz einen Groschen versprochen."

Damit stürzten auch die andern Reiter hinzu und schlugen blindlings auf Ulrich ein, bis er betäubt in den Schnee sank und ihn mit seinem Blute färbte. Und das Rot seines Blutes war tiefer und nicht so zart wie

das Morgenrot, das schon längst vergangen war und den Schnee wieder entfärbt hatte.
Der Führer der Reiter stand daneben und kerbte gewissenhaft für jeden Knecht die Zahl der Schläge ein, damit jeder nach Gebühr belohnt würde.
Dann rissen sie Ulrich wieder hoch, warfen ihm Schnee ins Gesicht und schüttelten ihn, bis er wieder zu sich kam. „Außer den Grüßen von Lötz haben wir eine kleine Rechnung mit dir abzuschließen", begann der Führer. Ulrich erwiderte nichts, sein Mund war so verquollen, daß er nur dumpfe Laute über die Lippen pressen konnte. Aber seine Seele brannte so sehr vor Scham, daß die Tränen ihm übers Gesicht rannen, ohne daß er es zu hindern vermochte. Und es tat ihm weh, daß er seine Tränen nicht verbergen konnte vor den Reitern, die doch glauben mußten, er weine wie ein Kind unter den Schlägen des Zuchtmeisters.
„Der Lötz hat dir Kost und Herberge gegeben, das macht fünfzig Gulden. Gib her!"
Ulrich blickte unverwandt in die Wolken.
„Du gestattest, daß wir dir dann den Rock ausziehen", höhnte der Führer.
Darauf rissen ihm die Knechte den Rock vom Leibe.
„Dann hast du unsern Herrn Bürgermeister beschimpft vor aller Stadt. Das macht unter Brüdern einen Gulden. Gib her!"
Ulrich schwieg.
„Dann gestattest du, daß wir dein Barett solange nehmen, bis du die Buße erlegt hast!"
Und sie rissen ihm das Barett vom Kopf.
„Ein paar Kollegiengelder schuldest du dem Professor. Dafür nehmen wir dein Bündel. Zeig mal her das

Ding!" Sie rissen ihm das Bündel aus der Hand, und der Führer öffnete es, um ein Stück nach dem andern hochzuhalten und es dann in den Schnee zu werfen, aus dem es die Reiter eifrig auflasen.

„Ei sieh, Brot und Schinken, das hast du dir doch sicher geklaut. Dann soll's uns um so besser schmecken. Und hier Bücher. Meinetwegen könntest du den Dreck behalten, aber der Professor ... So, und hier. Was ist denn das? Hier hast du ja selber Blätter mit Tinte beschrieben. Nun ja, du bist ja wohl ein Poet, wie man dich in Greifswald nannte!"

Hier hob Ulrich seine Augen auf zu dem Reiter, dessen Worte ihn peitschten, und flehte ihn mit seinen Blicken an, ihm doch diese Blätter zu lassen.

Der Reiter konnte den Blick nicht vertragen, der schnitt ihm ins Herz. Er wandte sich ab und murmelte, er habe nun einmal den Auftrag, ihm alles zu nehmen, was er vorfände.

Da spottete ein andrer Knecht: „Was brauchst du das Papier! Du kannst ja singen vor den Leuten, das wirkt viel besser, als wenn du ihnen das Geschreibsel unter die Nase hältst, das sie doch nicht lesen können."

Der Führer rief zum Aufsitzen, es sei genug jetzt, man habe alles. Zum Abschied gab noch jeder der Knechte dem Ulrich einen heftigen Backenstreich, und unter höhnischen Lachen und Zurufen, er möge gut nach Rostock kommen und wenn's ihn schwitze, solle er auch noch das Hemd ausziehen, galoppierten sie zurück nach Greifswald.



Es dauerte eine gute Zeit, bis Ulrich wieder zu sich kam. Er tastete an seinem Körper herunter, um festzu-

stellen, daß er nicht geträumt hatte. Du lieber Himmel, es stimmte! Der Mantel fehlte und den Rock hatten sie ihm ausgezogen. Das Barett war fort und das Bündel. Und sein Hemd war voller Blut und klebte an den Schenkeln. Mein Gott, dem Ulrich war es, als ob ein Zauber die Landschaft verwandelt hätte. Da war ja keine Schönheit mehr und keine Majestät und kein Gleißen und kein Schimmern. Da war ja alles grau in grau und trüb und traurig! Da war keine Freude und kein Mut mehr. Da war nur noch Schande und Entehrtsein! Ihn hatte man gestäubt wie einen gemeinen Dieb! Knechte, dreckige, stinkige Hunde hatten Hand an ihn gelegt. An ihn, den Ritter, den Edelmann! Unwissende Burschen hatten sich vergriffen an ihm, dem Poeten. Bankerte hatten seinen Schild besudelt!

Die Tränen waren längst versiegt und hatten Platz gemacht der Trostlosigkeit, die kein Denken mehr kennt und kein Trauern, die stumpf ist und dunkel wie ein Abgrund, dessen Schlamm das Echo fängt.

Da, wo sonst die Freude jauchzte und die Welt mit einem hellen Schein verklärte, war ein begriffloses Brüten und Dämmern, in das - wie Gewitterleuchten - hin und wieder ein Bild vom Schrecken des Überfalls zuckte.

Keiner kann sagen, wie Ulrich nach Rostock kam. Er selbst wußte es nicht. Vielleicht hatte ihn ein Mitleidiger aufgelesen und ein Stück Weges mitgenommen. Vielleicht war er in einer irrsinnigen Angst gelaufen und immer wieder gelaufen.

Ulrich hatte kein Gefühl mehr für den Hunger. Er aß nichts während seiner Wanderung nach Rostock.

Fast ohne es zu merken, griff er immer wieder in den Schnee und kühlte damit seine Augen und seine Schläfen. Oder versuchte er, die Schande abzuwaschen?
Ulrich merkte nichts von der Kälte, die durch das dünne Hemd in seinen Leib drang und nach seinen Lungen stieß.



Vor einer Schenke in Rostock brach er zusammen. Seeleute und Dirnen trugen ihn hinein und schafften ihn in ein Zimmer.
Als Ulrich aus wirren Träumen erwachte, saß ein frech aussehendes Weib neben ihm, das seine Stirn mit nassen Tüchern kühlte. Es war ein berüchtigtes Weib, eine der tollsten und wildesten Seemannsbräute, das an seinem Bette saß. Aber Ulrich schien diese von den bürgerlichen Menschen ausgestoßene und verachtete Frau eine der Edelsten und Feinsten zu sein. Seine Blicke hingen dankbar an ihr, und er empfand die Süßigkeit, gepflegt zu werden von einer Frau, die das Pflegen und Sorgen ungefragt, ungebeten und unbezahlt verrichtete.
Das Weib erschrak, als es sich beobachtet fühlte und wollte aus dem Zimmer eilen. Doch Ulrich rief es an, und weil er sehr schwach war, klang seine Stimme wie ein kaum hörbares Flüstern.
Das Weib zögerte und schritt dann langsam auf ihn zu. Ulrich sah, wie ihre Lippen zitterten und sich einige Tränen aus ihren Augen lösten und langsam über ihre Wangen glitten. Wie durch einen Schleier gewahrte

Ulrich, wie ein mütterlicher Zug um den Mund des Weibes kam und ihrem von Leidenschaften gezeichneten Gesicht einen sanften Schein verlieh.

„Es hätte nicht viel gefehlt und du wärst draufgegangen." Ulrich schaute auf und sah in des Weibes schillernde Augen und wollte fragen. Aber das Weib winkte ab, legte den Finger auf den Mund und sagte in fast gütigem Ton, er solle nur schlafen und gesund werden. Er sei jetzt ein Junge, der schön gehorchen müsse und sich ja keine Gedanken machen solle, es würde schon alles gut werden! Und als Ulrich einschlief, zauberte ihm das Gefühl, von einem Menschen gepflegt zu werden, der es gut mit ihm meinte, ein wundersames Lächeln auf das Gesicht.

Das Weib aber, zutiefst gepackt in seinem Herzen durch das mütterliche Amt, das ihm zugefallen war, ging schluchzend hinaus, wie ein sündiger Mensch wohl überwältigt wird durch das unvermutet an ihn herantretende Wort Gottes.

Als das Weib in die Kneipe hinabging zu den Seeleuten, merkten die etwas von der starken Erschütterung und trieben keinen Spaß mit ihm.

Einer war unter den Seeleuten, den das Weib am liebsten hatte. Einer, der verwegen war und gefürchtet. Der folgte ihm hinaus und fragte, was denn los wäre. Das Weib schlug die Arme um den Hals des Burschen und berichtete, der Kranke, den er ja kenne, sei zu sich gekommen und habe so wundersam geschaut, mit Augen, die aus dem Himmel zu kommen schienen, daß es sich nicht habe halten können vor Rührung und nicht viel gefehlt habe, daß es vor dem Bette niedergekniet wäre, um zu beten wie vor dem Altar.

Und um dem Liebsten zu zeigen, daß es die Wahrheit gesprochen, nahm es ihn bei der Hand und führte ihn ins Zimmer des Kranken. Und der Mann stand da, hilflos wie ein Kind und tapsig wie ein Bär, und konnte nichts sagen, nur fühlen, daß das Weib die Wahrheit redete.



Nach dem ersten langen Schlaf, der die Genesung einleitete, ging es rasch aufwärts mit Ulrich. Es schien, als ob ein starkes Feuer in seinem Körper steckte, das immer wieder die Lebensgeister entfachte.
Es dauerte nicht lange, da saß er schon in einem Lehnstuhl in warme Decken gehüllt und schaute auf das Treiben des winterlichen Hafens hinab.
Es verging kein Tag, wo nicht dieser oder jener der Seeleute zu ihm ins Zimmer kam und ihm in unbeholfener Weise Gesellschaft leistete. Der strenge Winter ließ die Schiffe im Hafen festliegen, so daß die Mannschaft mehr Zeit hatte, als ihr dienlich war.
Ulrich fühlte sehr schnell heraus, daß diese rauhen Kerle zumeist ein gutes Herz hatten, und er freute sich aufrichtig, wenn sie ihm von Abenteuern und Sturmfahrten erzählten.
Ulrich fing dann auch an, aus seinem Leben zu berichten, und die Kerle lauschten ihm und waren dankbar, Worte zu hören, die ihnen wie aus einer andern Welt vorkamen. Ja, es war so, daß das einfache Volk ein Verständnis hatte für die Dinge des Kampfes, das weit tiefer reichte als das Verständnis der bürgerlichen Menschen. Vielleicht kam es daher, daß die Seeleute durch ihre Verbindung mit Tod und Gefahr, mit

Natur und Kampf innerlich reiner geblieben waren als die Bürger, die durch den Genuß der Gegenwart sich eine Speckschicht hatten wachsen lassen, die sie vom Natürlichen und Göttlichen gleichmäßig dicht abschloß.
Dirnen und Seeleute waren es, die Ulrich den Glauben an Welt und Menschen zurückgaben, den ihm die „Guten" und „Frommen", die „Gebildeten" und „Geachteten" genommen hatten.
Und als Ulrich daran denken konnte, zum ersten Male wieder einen Schritt vor die Tür zu tun, waren es seine Freunde, die dafür sorgten, daß er nicht zu frieren brauchte. Der eine brachte einen Rock, der zwar nicht sauber und nicht heil war. Den nahm das Weib, das den Ulrich gepflegt hatte, und ging mit Essigwasser und Zwirn und Schere über ihn her, bis er wieder verwendbar wurde. Der andere brachte eine Mütze, wie die Seeleute sie tragen. Der Dritte brachte einen Mantel, der vierte ein Hemd. Als Ulrich diese Sachen anzog, mußte er von Herzen über sich lachen, so buntscheckig sah er aus. Halb wie ein Seemann, halb wie ein Scholar. Und doch kam ihm gerade diese Kleidung schön vor, weil sie von Freunden stammten, die es ehrlich meinten.



Als Ulrich daranging, Briefe zu schreiben an den Rektor und die Professoren, schrieb er sie in einer glücklichen Stimmung, die ihm Worte in die Feder gab, die ihren Eindruck nicht verfehlen konnten. Er schrieb von seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart. Von seinen Plänen und Gedanken. Er verhehlte nicht, daß er

ein Poet und Feind der Pfaffen sei. Er schrieb von seinem Kampf und seinem vielfachen Leid. Er schrieb vom Haß seiner Feinde und von der Liebe seiner Freunde. Und wenn das Gefühl bei Haß und Liebe überströmte, so wurden seine Sätze von selber zu Versen.

Und als die Empfänger die Schreiben lasen, vermeinten sie, Heldengedichte zu lesen.

Es ging ein Staunen und ein Wundern, ein Fragen und ein Rufen durch Rostock: Da hat uns der Himmel einen Poeten geschickt, einen Begnadeten, einen Erwählten! Der Rektor ließ es sich nicht nehmen, selbst in die verrufene Schenke zu gehen, um Ulrich aufzusuchen. Und er umarmte ihn und zeichnete ihn aus, wie man sonst nur einen berühmten Gelehrten auszeichnet. Professoren und Studenten kamen und brachten ihm Wünsche und Lobsprüche.

Die Seeleute und Dirnen aber waren stolz auf Ulrich, der doch einer aus ihrem Kreise war. Und sie liebten ihn, weil er sich ihrer nicht schämte und sich nicht von ihnen wandte, als die vornehmen und gelehrten Herren kamen. Wenige Wochen später war Ulrich Gast im Hause des Rektors und saß auf einem Ehrenplatz an seinem Tische. Ach, was wurde das für eine Zeit in Rostock! Rektor und Professoren achteten seine Worte, und die Studenten schauten zu ihm auf wie Gläubige zum Propheten.

Und Ulrich blühte auf in dieser Umwelt. Und weil seine Seele fröhlich war und sein Geist sich aufschwang, so schien es, daß auch der Körper gesundete.

Wenn Ulrich froh war unter Fröhlichen, dann kam es vor, daß er mitten in der Nacht aufsprang, um zu sei-

nen Freunden, den Seeleuten, zu gehen. Da setzte er sich an ihre Tische und trank mit ihnen und sang ihre Lieder und hörte ihre Scherze. Da gab es kaum einen Studenten, der zurückblieb oder sich zu fein dünkte für die Ungebildeten. Und wenn einer der Studenten die Nase gerümpft hätte über diesen Verkehr, er wäre zusammengehauen worden von den Freunden Ulrichs. Es fanden sich in Rostock die Kerle aus allen Schichten, die ein freies Herz und eine anständige Gesinnung hatten, und das Band des Verstehens und der Freundschaft, des Vertrauens und der Achtung lief von den Kollegiensälen bis zum Hafen. Hier schien es Ulrich, als ob das Reich der Freiheit seinen Anfang genommen hätte.

Und er war erstaunt über den wunderbaren Weg des Schicksals, das den Geist seinen Wohnsitz nehmen ließ fernab den Hohen Schulen, die sonst im Schwange waren. Denn es war so, daß Rostock nicht sonderlich geachtet war unter den Universitäten Deutschlands, und daß die Studenten als Stätte des Geistes den Süden annahmen. Zu der Fröhlichkeit der neuen Gegenwart trat bei Ulrich die Verachtung des dumpfen Gestern, neben dem Bilde des edlen Rektors zu Rostock stand die lächerliche Figur des Professors zu Greifswald. Neben das Bild des Herrn Bürgermeisters zu Greifswald, der fast zu fein war, seine körperlichen Bedürfnisse zu verrichten, traten die unverfälschten rauhen Gestalten der Seeleute.

Das Nebeneinander von Gut und Böse, von Stark und Erbärmlich erzeugte in Ulrich das Hochgefühl der männlichen Überlegenheit und den Drang nach Rache.

Ein Schwert her!

Ein Schwert, um es in den Wanst des Lötz zu stoßen! Was war das für eine Lust, als ritterlicher Held die Fehde zu führen. Was wurden das für herrliche Gedichte voll männlichen Zornes, voll tötender Ironie, voller dämonischen Hasses.
Da war jeder Federstrich eine Antwort, jedes Wort ein Hieb. Und Ulrich hatte viele Hiebe zurückzugeben!
Ihr habt mich verachtet! Hier habt ihr euer Teil! Und Ulrich schrieb eine Strophe gegen den fetten Bürgermeister. Du hast mich als Poeten verachtet? Hier, nimm! Und Ulrich schrieb einen Vers gegen den Professor, daß dem die Lust an seiner Juristerei verging.
Rostock freute sich am Aufbegehren seines Poeten. Man druckte die Spott- und Kampfgedichte, man warf sie auf den Markt, und sie wurden gekauft und gelesen und weitergereicht. Man nahm sie und lachte. Man wurde angesteckt von ihnen und haßte mit ihnen. Man sah auf einmal in Ulrich den Vorkämpfer der Freiheit, man stellte sich hinter ihn, man erklärte sich eins mit ihm. Hei, was sprangen da die Mucker. In Greifswald und im ganzen deutschen Reich.
Wohl erhoben die Lötzens ihre Stimme und schrieen, man solle doch um Himmels willen sich nicht von jenem Gauner, dem Hutten, hinters Licht führen lassen, der prelle am Ende doch alle!
Aber was half ihnen das? Man lachte sie aus.
Ulrich sah in seiner Sache mit den Lötzens den Kampf der Poeten gegen die satten Bürger, und darum schlug er die Trommel zum Kampf. Dem Ludwig Hutten schrieb er, er solle den alten Lötz vor Frankfurt fangen, wenn jener es wage, dorthin zur Messe zu kommen, und ihn dann alles entgelten lassen.

Und was war das für Ulrich eine Freude, dem Crotus zu schreiben und dem Mutian: Seht, ich bin hier in Rostock ein geachteter und gefürchteter Poet. Ich kämpfe wie damals in Köln und in Erfurt gegen die Dunkelmänner. Seht und lest, wie ich zuschlage!
Und dem Mutian konnte er schreiben: Du siehst, ich bin der alte geblieben.
Und der Welt konnte Ulrich schreiben: Glaubt an mich! Was Dreck, was Widerwärtigkeit im Leben; die Freiheit lebt, und ich bin ihr Vorkämpfer und Verkünder!
War das nicht Rausch und Taumel? War das nicht Kraft und Freude und Sieg und Triumph?
Im Grunde seines Herzens war der Ulrich den Lötzens und all seinen Widersachern noch dankbar für die Unbill, die sie ihm angetan hatten, denn ohne die Schmach wäre seine Leidenschaft nicht zum Glühen gekommen.
In stillen Augenblicken sah Ulrich wieder die Kette des Schicksals, die ihn durch Schiffbruch und Elend, durch Schande und Bitternis hindurch mit dem Leben verband, mit seinem Leben und seiner Sendung.
Und das ist das Letzte und Höchste, was einen jungen Menschen zum bedingungslosen Widerstand entfachen kann: daß sein Glauben immer wieder zurückfindet!
Das Rufen Ulrichs fand sein Echo. Bekannte und Unbekannte schrieben ihm jubelnd und dankbar: Ja, sein Kampf sei der ihre!
Da regten sich die Geister in Köln und in Erfurt, in Frankfurt und in Leipzig, in Greifswald und in Rostock und bekundeten, daß auch sie die Fackeln entzündet hatten. Und aus allen deutschen Gauen kam die Kunde, daß Gleichgesinnte warteten auf das Zeichen, um auch ihre Fackeln zum Brennen und Leuchten zu bringen.

Eoban und Mutian, sie alle bekannten sich zu ihrem brüderlichen Freunde. Und in Gotha und Erfurt stand der Männerbund der starken Herzen wieder auf und suchte Glieder in Deutschland und Köpfe und Hände, um ein Leib der Freiheit zu sein.
Was in Rostock nicht in Druck ging, das druckten seine alten Freunde in Frankfurt. Kaum konnten die Druckerpressen den ersten Ansturm bewältigen.
Der neue Wind der Freiheit wehte und sorgte dafür, daß die Flugblätter überall dorthin ihren Weg nahmen, wohin überhaupt ein Windhauch gelangen konnte.
Ein Dichter war beleidigt worden in Deutschland, ein Dichter kämpfte um seine Ehre!
Das war der Kampf in Rostock.
Das Feuer brannte hell und leuchtete, so daß viele deutsche Menschen an ihm sehend wurden.



Und als der Frühling kam, da stachen die Schiffe in See und verließen den winterlichen Hafen. Die Seeleute drückten ihrem Freund Ulrich die Hand und ließen die Dirnen in den Schenken warten bis zum nächsten Winter. Ulrich merkte, daß es an der Zeit sei, nun auch das herrliche Rostock zu verlassen. Er sprach es aus im Kreise seiner Freunde, daß es verfehlt sei, hierzubleiben, während es noch unendlich viel zu schaffen gebe in Deutschland. Und daß er nicht sich freuen dürfe an der Liebe, die er hier gefunden. Er müsse aus der Liebe fortgehen in den Haß und aus dem Kreis der Vertrauten in den Kampf mit den Feinden.
Zuerst gab es ein Klagen und Gegenreden, ein Bedauern und Bestürmen, bis einer der echtesten Freunde

Huttens aufsprang und rief: „Seht ihr denn nicht, daß der Ulrich gehen muß? Daß wir hier, wenn wir ihn halten, seine Feinde werden? Wollt ihr einen Propheten am Wege halten, ehe er seinen Auftrag erfüllt hat? Ihr sündigt gegen die Gottheit und ihn selber!"
Da wurden die Freunde ruhig, und der Rektor stand auf und hielt ihm, oft gehemmt durch jäh aufsteigende Rührung, eine Abschiedsrede, wie sie so leicht nicht wieder in Deutschland einer zu hören bekommen hat. Er sprach vom Geist und von der Herrschaft des Geistes. Er sprach vom göttlichen Amt und der einzigen Begnadung Huttens. Er sprach von Deutschland und der gewaltigen Zukunft. Er sprach von der Gegenwart, die Ulrich in Rostock hätte haben können und vom heldischen Verzicht um der Idee willen.
Dann rief er Ulrich zu, wann er gehen wolle.
Da stand Ulrich auf, um zu reden. Aber er vermochte nicht, zusammenhängende Sätze zu sprechen. So sehr hatten ihn der Eindruck der Liebe und die Gewalt der Stunde bezwungen.
Er konnte nur sagen, daß er sofort gehen würde, denn wenn der Geist befehle, müsse der Prophet zur Stunde aufbrechen.
Jedes Geleit lehnte er ab. Er wolle allein und arm aus Rostock gehen und sich an dieser Stadt der Offenbarung nicht bereichern.



Als Ulrich den Kreis der Freunde verließ, war tiefes Schweigen. Nur hin und wieder wurde es zerrissen durch das Schluchzen der Betrübten.

Und es gab ein großes Vermuten über das Wohin des Weges. Keinem hatte Ulrich sein nächstes Ziel gesagt. Wußte es Ulrich denn selbst, wohin der Geist ihn treiben würde? Man sagte zu Rostock, er sei sicherlich nach Frankfurt gegangen, denn Frankfurt sei nächst Rostock die einzige Stadt, wo Ulrich überhaupt gedeihen könne.
Ja, sicher sogar sei er in Frankfurt, denn dort seien ja doch gute Freunde zurückgeblieben!
Und so schrieb man Briefe an Ulrich Hutten nach Frankfurt. Briefe, die niemals ans Ziel kamen, obwohl sie durch fast ganz Deutschland irrten.



So war das Jahr 1511 heraufgezogen.
Um Ulrich war eine ungewohnte Stille eingetreten. Die Stille, die von der Arbeit mitgeführt wird als Gefolge. Ulrich war wider die Vermutung aller Freunde und Feinde nach Wittenberg gegangen.
Gegangen? Das ist wohl zuviel gesagt. Er war dorthin getrieben worden nach den unerforschten Gesetzen, die den Weg des Menschen bestimmen. Hier in Wittenberg war nichts zu spüren vom Gären und der großen Unruhe. Hier lernte man und freute sich an den Früchten des Wissens. Ulrich ließ sich ins Haus des Balthasar Phacchus treiben, den er schon kennen- und liebengelernt hatte im Kreise um Mutian.
Und Balthasar bot ihm in Wittenberg Haus und Heimat an, damit Ulrich schaffen könne.
Schaffen!
Ulrich spürte in sich den Zwang, seine Gedanken den vielen Freunden und im Geiste Verwandten zugäng-

lich zu machen, daß sie von denen ergriffen und aufgenommen würden.
Und da Ulrich ein Poet war, versuchte er, die Poetik zum Gemeingut aller freien Geister zu machen.
Da saß er nun über einer Schrift der Gesetze der Poetik, und sein dichterischer Geist suchte, sich in Formen zu ergießen und aus Gefühlen Begriffe zu schmieden.
Es entstand ein wundersames Buch über die Dichtkunst, ein Buch, dessen Geist die neu erstandenen Formen durchseelte und verlebendigte, so daß es den vielen Freunden, die es lasen, ein wahrer Führer wurde, und daß manchem, der noch im Suchen und Fragen über sein Ich und seine Bestimmung stand, die Augen geöffnet wurden für das hohe Ziel des Dichtens.
Ulrichs Buch über die Dichtkunst wurde das Handbuch aller Jungen, die zum Licht der Erkenntnis und zum Leuchten des freien Geistes sich sehnten.



In den Monaten zu Wittenberg, in den Tagen der Sammlung, fand Ulrich zutiefst den Glauben an sich zurück.
War es nicht etwas Schönes, zu leben für die Freiheit und zu arbeiten für die Wissenschaft?
Und vor allem: War er nicht einer der ersten Kämpfer und Diener der neuen Zeit?
War nicht sein Name einer der geachtetsten im Reich, und waren nicht viele, sehr viele der besten Deutschen seine Freunde? Ulrich wurde stolz und glücklich über dem Nachsinnen und Nachrechnen!
War er denn nicht als Dichter und Streiter eine Zierde deutscher Ritterschaft? War er nicht wert seines Na-

mens und Geschlechtes? In diesen Monaten des erwachenden Stolzes schien es Ulrich unerträglich zu sein, daß sein Vater ihn verachtete!

Liebe, nein, die erwartete er nicht von seinem Vater. Wenn der ihn je geliebt hätte, dann wäre der Sohn niemals im Kloster aufgewachsen.

Vaterliebe! Stößt die denn einen Sohn in Mauern und dumpfe Gänge? Nimmt die einem Sohn die reine Sonne und die klare Luft? Stößt die einen Sohn aus der Wärme des Tages in die Eiseskälte sturmgepeitschter Nächte? Ulrich dachte nicht daran, daß ihn der Vater einst gerührt in die Arme schließen würde, um ihm Segen und Kuß zu geben! Ulrich hätte nach all dem Schweren seiner Wanderschaft das auch nicht leiden mögen.

Aber Achtung! Ja, das hieß doch ein Händedrücken und Sich-fest-ins-Auge-schauen. Das hieß willkommengeheißen werden als ebenbürtiges Glied in der Reihe der Hutten und einen Platz einnehmen am Tisch der Ehrlichen. Das war es, was Ulrich wollte. Mehr nicht.

Einen ganzen Tag lang schrieb er an dem Briefe, der seinem Vater galt. Er schrieb vom Zwang des Klosters und vom Drang nach Freiheit, von Irrfahrten und Strandungen, von Leid und Erfahrung, von Verlassensein und Freundschaften, und alles klang aus in ein Bekenntnis zum Kampf. Ein feierliches Hintreten war Ulrichs Schreiben. Ein Ausbreiten des ganzen Herzens: Sieh, so bin ich. Und nun urteile, ob ich schlecht bin! Und von jeder seiner Druckschriften legte Ulrich ein Exemplar in das Schreiben, damit der Vater sehen könne, daß seine Arbeit kein Gerede sei.

Diesen Brief versiegelte er und schickte ihn an Crotus,

den ein höchst komisches Schicksal ausgerechnet ins Kloster Fulda vertrieben hatte, wo der Spötter zum Lehrer geworden war.
Crotus ein Lehrer zu Fulda! Wie hatte Ulrich gelacht, als er das vernahm. Er sah den Crotus im Geiste zwischen den Mönchen hocken und beim Gebet die Augen verdrehen und zuweilen die Heiligen anblinzeln, die - könnten sie reden - so einiges erzählt hätten von damals, als zwei junge Burschen den heiligen Geist der Kirche vergeblich zitierten beim Abendmahl, das sie sich verschafft hatten als Empörer und Ketzer.
Der Starke mißt seine Umwelt mit den Maßen seines Herzens, und darum wußte Ulrich sehr wohl, daß Crotus ihm verloren war. Denn Ulrich wäre lieber verhungert und verdurstet, als daß er noch einmal ins Kloster gegangen wäre!



Da hielt nun Crotus den Brief Ulrichs in der Hand. Eine peinliche Angelegenheit!
Der Name Huttens war verflucht im Kloster. Hin und wieder schon hatte Crotus, vorsichtig tastend, den Namen Ulrichs fallen lassen im Kreise der Mönche, aber jedesmal war ein Fluchen und Sichbekreuzigen ausgebrochen, daß Crotus immer schnell verstummt war.
Und nun der Brief mit dem Auftrag an den alten Hutten! Verteufelte Sache!
Aber Crotus war wiederum viel zu neugierig, als daß er sich eine solche Gelegenheit, den alten Hutten einmal außer Fassung geraten zu sehen, hätte entgehen lassen. So faßte er sich denn ein Herz und schritt zur Steckelburg hinauf.

Der Vater Hutten war zunächst nicht sonderlich geneigt, den Gast zu empfangen, denn er wußte wohl, daß der mit Ulrich in Verbindung stand. Aber Frau Ottilia bat so innig, daß der Vater nachgab.
Und eigentlich gab er recht gern nach, denn in der letzten Zeit war ihm so mancherlei vom Ulrich berichtet worden, was sich nicht uneben anhörte.
Aber der Vater Hutten war viel zu herrisch, als daß er sich irgend etwas hätte anmerken lassen.
Man möge dann in Gottes Namen den Crotus hereinlassen!
Oh, wie die Frau Ottilia da zu zittern begann und wie ihre Lippen und Hände bebten, daß einer hereintreten sollte, mit dem der Ulrich lange Zeit zusammen gewesen! Der Vater Ulrich merkte wohl, was in seiner Frau vorging. Er ließ sie gewähren und konnte es sich nicht verheimlichen, daß auch ihm eigentümlich ums Herz war. Crotus trat ins Zimmer, verneigte sich vor Frau Ottilia und trat dann auf den Vater Hutten zu.
„Ich bringe euch herzliche Grüße von eurem Sohn, dem Ulrich!"
Die Mutter Ottilia schluchzte auf und deckte eine Hand über die Augen, damit man die Tränen nicht sehe.
Der Vater stellte sich breitbeinig hin und fragte mit barscher Stimme, in der ein merkwürdiges Zittern lag, was denn der Herumtreiber und Abtrünnige von ihm wolle! Er habe mit ihm keine Gemeinschaft mehr!
Als Crotus mit fester Stimme entgegnete, der Ulrich sei geehrt und geachtet wie kaum ein zweiter von den Jungen in Deutschland, die die Freiheit liebten, da schrie der Vater, man solle das Maul halten mit dieser Freiheit, die nichts weiter sei als ein Vagabundie-

ren und ihm vom Leibe bleiben mit diesen brotlosen Künsten, die nur Spott und Verachtung eintrügen! Es sei die Schande seines Lebens, daß sein eigen Fleisch und Blut zu diesen Landstreichern gehöre, die jetzt Unruhe ins Volk brächten! Als die Mutter Ottilia weinend ihren Mann unterbrach und ihn bat, er möchte doch den Freund Ulrichs zu Worte kommen lassen, packte der Mann sie beim Arm und führte sie an die Tür. Er wolle seine Grundsätze nicht durch Weibertränen unterspülen lassen.

Als die Frau entfernt war, sprach der Vater zwar ruhiger, aber nicht minder scharf weiter über seinen verlorenen Sohn, der ihm nie wieder vor die Augen treten möge, es sei denn als Geschorener in Kutte und Kapuze, wie er, der Vater, es bestimmt hätte. Das sei sein heiliger Ernst und Wille!

Crotus wußte sich keinen andern Rat, als daß er den Vater fragte, ob es denn ritterlich sei, in der Kutte zu schreiten und im Staube zu liegen.

Da goß er aber Öl ins Feuer. Der Alte schrie, ob es denn zum Donnerwetter besser sei, als Landplage durch die Gaue Deutschlands zu streifen und nichts zu tun, als junge Menschen vom Pfade der Ehrbarkeit zu ziehen und sie zu vergiften mit unchristlichen Lehren und geradezu teuflischem Wandel. Er wisse genug vom Treiben seines sauberen Sohnes, als daß er sich jetzt etwas vorgaukeln ließe von Freiheit und Kampf. Da warf Crotus ein, der Vater wisse über seinen Sohn doch nur durch die Pfaffen, und das sei zumindest doch eine höchst einseitige Sache. Er solle sich doch einmal von den Freunden des Sohnes berichten lassen, sicher-

lich würde dann das Urteil weniger verächtlich und ablehnend sein.
Der Vater entgegnete, daß auch die schönsten Berichte nicht die Tatsache aus der Welt zu schaffen vermöchten, daß sein Sohn bei Nacht und Nebel unter den schimpflichsten Umständen das Kloster verlassen und ihn, den Vater, damit in die peinlichste Lage versetzt hätte. Der Vater hätte die Schande, die der Sohn über den Namen Hutten gebracht, auf sich nehmen müssen.
Da fragte Crotus, ob denn er, der Vater, anders gehandelt haben würde als der Ulrich. Ob denn der Vater ein Klosterbruder habe werden wollen. Ob denn wohl der Vater lange gewählt haben würde zwischen Kreuz und Freiheit.
Da sah der Vater eine Zeitlang zu Boden und dachte an das Stürmische und Kampferfüllte seines eigenen Lebens und vermochte nicht, sich den Worten des Crotus zu verschließen.
Nun wohl, gab er zu, es möge sein, daß aus dem Ulrich nie und nimmer ein Geistlicher geworden wäre. Aber gäbe es denn nicht genug andere Berufe, die ehrenvoller und auch einbringlicher seien als das Umherwandern seines Sohnes? Seinethalben hätte der Ulrich das Recht studieren sollen. Es gebe soviel Unrecht in der Welt und sonderlich auch hierzulande, daß ein Rechtsgelehrter immer sein Brot in Ehren verdienen könne.
Crotus sprach von dem gewaltigen Geist und von dem heiligen Feuer, das in Ulrich wohne, sprach von der Liebe und der Verehrung der Freunde, von der großen Zukunft und der Aufgabe Ulrichs, aber nichts konnte den Alten von seiner Meinung abbringen, daß eine

anständige Gegenwart tausendmal mehr wert sei als eine ungewisse, wenn auch vielleicht einmal lohnende Zukunft.
Sein letztes Wort war, er verlange die völlige Unterwerfung Ulrichs unter seinen, des Vaters, Willen.
Crotus sah, daß alles weitere Reden unnütz war. Er übergab dem Vater die Schriften des Sohnes mit der Bitte, sie sich vorlesen zu lassen, um dann ein Urteil über den Wert Ulrichs und seiner Arbeit zu bilden.
Der Vater nahm das Päckchen Schriften, warf es zu Boden und trat mit Füßen darauf herum.
Das solle er dem Ulrich als Antwort sagen!



Während draußen weinend die Mutter Ottilia sich nach Ulrichs Leben und Gesundheit, nach seinem Aussehen und nach seinen Worten bei Crotus erkundigte, las der Vater die Schriften seines Sohnes vom Boden auf, wischte den Schmutz von ihnen ab und verbarg sie in der Schublade eines Schrankes.



Als Crotus ins Kloster zurückkehrte, herrschte dort unter den Pfaffen große Aufregung. Es war ein Brief eingetroffen, in dem der Ulrich, der Entsprungene, der Ketzer, der Lästerer, das Kloster um Geld ansprach! Was für ein Brief! Da stand schwarz auf weiß zu lesen, daß Ulrich nicht abgeneigt sei, zurückzukehren, wenn man ihm einen Beutel voller Gulden schickte. Er wollte dann weiterstudieren zu Ehren Gottes und des Klosters zu Fulda!

Und während die einen schon meinten, jetzt sei die Zeit gekommen, da man den Ulrich kaufen könnte für alle Zeiten, waren die andern mißtrauischer und sagten, das sei einer der üblichen Streiche des Hutten, um zu Geld zu gelangen. Denn man solle sich doch nicht ernstlich einreden, daß der Ulrich jemals wieder nach Fulda ins Kloster käme. Man solle also abwarten. Wenn er käme, würde sich das Weitere schon finden!
Und dabei blieb es.
Crotus hörte das Hin und Her der Meinungen und dachte bei sich, daß dieser Versuch, die Pfaffen zu prellen, dem Ulrich so ganz ähnlich sei!



Ach du lieber Gott, der Ulrich!
Der hatte Tag für Tag auf eine Antwort des Vaters gewartet. Aber die blieb aus, wie auch das Geld ausblieb. Was sollte er da noch in Wittenberg? Das Buch über die Poetik war geschrieben, und die Tage wurden ihm langweilig, so daß die Unruhe ihn erfüllte.
Sollte er noch länger warten? Hieß das nicht, daß jeder Abend die Hoffnung des vergangenen Morgens äffte?
Und als es Sommer war, schritt Ulrich schon längst über die Straße, die durch Böhmen nach Wien führt.

Deutschland

Der Weg war heiß von Wittenberg bis Mähren. Und Ulrichs Stimmung war auch nicht so, daß er die Schönheit deutscher Landschaft recht genießen konnte. Schon seit Tagen hatte er weder Geld noch Nahrungsmittel, so daß ihm nichts weiter blieb, als bei reichen Bauern sich als Gast zu melden oder hin und wieder mit einem jungen Scholaren, dessen Beutel noch gefüllt war, Halbpart auf dessen Kosten zu machen.
Nach vielen Tagen, in denen die Füße wund wurden, und nach vielen Nächten, die der Hunger schlaflos machte, kam Ulrich bis nach Olmütz, wo er beim Propste Augustinus vorsprach.
Dieser Propst war einer von den wenigen unter den Pfaffen, die nicht die Pfründe zur Pflege ihres Bauches gebrauchten, sondern auch nach Empfang der Weihen sich um die geistlichen Wissenschaften und die weltlichen Erkenntnisse bemühten.
Der hielt nicht lange Rede und Gegenrede mit Ulrich, denn er kannte ihn schon aus mancher seiner Schriften, die er zwar zum großen Teil aus Überzeugung oder Unverstand ablehnte. Aber wiederum hatte der Probst Verstand genug, um in Ulrich einen Großen des geistigen Deutschlands zu erblicken.
Und da der Probst auch ein kluger Mann war und wußte, daß sein Bischof Thurzo den Erasmus ver-

ehrte und den Humanismus, so schätzte er, daß der Bischof große Freude beim Anblick Ulrichs haben würde. So führte er denn in aller Höflichkeit und mit dem Ausdruck vieler Ehrerbietung den jungen Hutten zum ehrwürdigen Thurzo. Und seine Berechnung hatte den Propst nicht getäuscht: mit offenen Armen wurde Ulrich bei ihm aufgenommen, und der Propst bekam viel Schmeichelhaftes durch den Bischof zu hören für den trefflichen Einfall, den jungen Ritter nicht fortgeschickt zu haben.

Als Ulrich vor den Bischof geführt wurde, war es, als ob man einen hohen Würdenträger des Reiches vor einen großen Fürsten geleitete. So herrlich wohnte der Bischof, so groß war sein Reichtum und so groß die Ehre, die man Ulrich erwies.

Wie im Traumland fühlte sich Ulrich: wenn er vor eine Tür trat, so öffnete sie sich, und ein Bediensteter verneigte sich vor ihm. Wenn er an einem Klingelzug zog, so eilte ein Diener herbei, um devot nach seinen Wünschen zu fragen.

Was war das für ein Gegensatz zu der Behandlung, die ihm sonst in Deutschland widerfahren war! Hier wurde der Dichter und Humanist mit Ehren überhäuft und galt mehr als Räte und Pfaffen. Hier war der Glanz des Reichtums veredelt durch den Schimmer weltoffener Geistigkeit, und die Großzügigkeit des Denkens wehte wie ein frischer Zugwind durch die Räume.

Hier fühlte sich Ulrich in seinem Element! Hier teilte er wie ein König Geschenke seines Geistes aus, und der Bischof war dankbar für die Gaben, die ihm gereicht wurden. Bei Tische führte man ihn auf den Ehrenplatz,

der sich wie ein Thron über die Tafel erhob, und kredenzte ihm den Wein wie einem hochgeehrten Boten.
Und das Feuer der Begeisterung kam über das Priestertum Ulrichs, daß seine Augen leuchteten und sein Mund überfloß in der Verkündigung des neuen Evangeliums, der frohen Botschaft vom Wissen und vom Mut zur Wahrheit.
Der Bischof verglich schaudernd die Begeisterung des Jungen mit dem Pfingstgeist, den die Kirche lehrte. Und er ahnte etwas davon, daß dieser Pfingstgeist, den die Bibel verkündet, etwas sehr Irdisches sein kann, und daß die Kirche zwischen Geist und Geist keine Schranken errichten darf.
Keiner der Gäste an des Bischofs Tische wagte sich zu entfernen oder gar den heiligen Strom der Worte Ulrichs zu unterbrechen. Und Ulrich stand auf und redete zum Bischof wie zu seinem Jünger und sprach von der großen Freude, die ihn erfülle, bei einem Diener der Kirche, die sonst ein Feind des Wissens sei, eine Bereitschaft für den Geist zu finden, wie sie selten sei. Daß er den Tag zu Olmütz sehen wolle als einen Markstein auf seinem Wege, der in die Freiheit führte. Und daß er der Welt verkünden wolle, daß auch ein Bischof Freund der Freiheit sein könne. Und wenn die Kirche Mauern errichtet habe vor den Augen des Volkes, daß es das Licht nicht mehr zu sehen vermöge, so habe er hier erfahren, daß in Olmütz ein Fenster geschaffen sei, durch das die helle Sonne scheine. Hier sei nichts Totes, hier sei Leben und Freude. Hier sei kein Zurück, hier sei ein Vorwärts im Schauen und Schreiten.

Als Ulrich erschöpft von Rede und Wein zurücksank in seinen Sessel und manch einer der Vornehmen unruhig und verlegen war, sprach der Bischof leise, das sei ein Geist, wie er der Kirche und der Wissenschaft nottue. Und der Propst nickte demütig dazu.
Ein Gesandter des Papstes zu Rom aber stand auf und sagte, das sei ein Geist, der Rom gefährlich sei, und der Bischof solle sich hüten, einem solchen Geiste Einlaß zu gewähren.
Als Ulrich des andern Morgens Olmütz verlassen wollte, gab ihm der Bischof als Gastgeschenk einen Beutel Geldes und ein rüstiges Pferd.
Der Propst wollte nicht zurückstehen und schenkte Ulrich einen kostbaren Ring, den er von einer Sterbenden bekommen hatte.



Ulrich ritt auf Wien zu und überdachte die merkwürdige Begebenheit zu Olmütz, da er freiwillig und unter großen Ehren das bekommen hatte, was ihm das Kloster zu Fulda trotz aller klugen Schliche vorenthielt.
Was war das für eine Freude, was für ein Stolz, einherzureiten auf einem edlen Pferd und frei zu sein vom Bitten und Betteln. Und war es nicht viel schöner, zu leben vom Ehrensold, als von Verwandten widerwillig ein Unterstützungsgeld zu bekommen?
Hei, wie schön war Deutschland, wenn man es vom Rücken eines Pferdes anschaute!
Und wie überlegen ist ein junger Mensch, der wie ein Kriegsmann reitet und sich den Teufel um das Morgen schert! Wie die Sonne so recht heiß über die Straßen schien und den Staub lockerte, daß er beim geringsten

Windhauch zur Wolke wurde, sang Ulrich in bunter Reihenfolge Landsknechtslieder und Choräle, Bauernweisen und Seemannssänge, so wie sie ihm gerade einfielen. Es war ein frohes Reiten gen Wien, und die schmucken Bauerndirnen winkten über die reifen Felder ihm zu, und selbst die ernsten Arbeiter auf dem Acker lächelten über den Jungen, der da ins Leben ritt.
Auf dieser Reise erwachte in Ulrich das Ritterblut zu stürmischer Gegenwart. War er nicht geboren, das Schwert zu führen? War er nicht ein Hutten, um dem Krieg zu leben?
Wo war der Feind?
Ulrich riß mit einem jähen Ruck sein fast zierliches Schwert aus der Scheide. Das Schwert, das ihn in den letzten Jahren begleitet hatte durch viel Leid und wenig Freude.
Was hatte er schon viel getan mit dem Schwert?
Gewiß, hin und wieder hatte er es wohl gezogen, wenn die Gemüter der Studenten beim Saufen erregt wurden. Aber immer wieder war ein Zweikampf vermieden worden.
Und sonst? Ach ja, da hatte er es gezogen, um nach einem wütenden Köter zu stechen, der ihn nicht zum Bauern vorlassen wollte.
Ulrich sah auf die Scheide seines Schwertes. Wo waren denn da Scharten? Höchstens ein paar Schrammen waren zu sehen. Und die mochten wohl von wilden Nächten stammen, da er, nach alter Studentensitte, lärmend durch die Gassen zog und mit der Klinge Funken aus dem Pflaster schlug.
Und dann hatte er wohl hin und wieder bei festlichen Höhepunkten mit den Freunden aufs Wohl der Nation

getrunken und den Hut durchbohrt als Zeichen der Opferbereitschaft.

Aber war dazu ihm das Schwert gegeben? Ihm, dem Ritter Hutten?

Ulrich hieb nach einem herüberhängenden Ast, daß er mit glatter Schnittfläche zu Boden fiel.

Scharf war die Schneide!

Wo war der Kampf?

Ja, da waren doch die Mucker und die Bürger, die Pfaffen und die Scholastiker! Da waren die langweiligen Professoren und die gemeinen Bürgermeister wie der Lötz in Greifswald. Da war der immer wiederkehrende Dreiklang: Dummheit, Falschheit, Tyrannei, der ihm entgegenscholl.

Und, Gott weiß es, er hatte doch einen ehrlichen Kampf gekämpft, einen Kampf, der nicht leicht war, gewiß nicht. Einen Kampf, der sehr viel Kümmernisse eingebracht hatte und sehr viel Feinde, aber nur sehr wenig Freude und kaum einen Freund. Und die Freunde, die dieser Kampf ihm geschenkt hatte, waren meist aus der Klasse der Verfolgten und Gehaßten. Die Mächtigen waren nicht darunter, die waren auf der andern Seite.

Nun ritt der Ulrich durch Deutschland und sehnte sich nach einem Kampf für Größeres, für Edleres.

Waren nicht die, die seine Freunde wurden, die Besten unter den Deutschen? Und waren seine Feinde nicht gerade Menschen, die nicht deutsch sein wollten?

Was waren denn die Feinde, die Pfaffen? Waren die deutsch?

Keineswegs! Die sprachen doch noch nicht einmal deutsch, die sangen lateinisch und lasen die Schrift lateinisch, und wenn sie deutsch predigten, so sagten sie

selbst, daß das Deutsche dabei das Geringste sei im Gottesdienst.
Und die andern Feinde, die Scholastiker?
Waren die denn deutsch?
Um Himmels willen! Diese Verdreher der Gedanken, diese Stubenhocker, diese Blaßschnäbel, diese Brillennasen. Gerade weil sie nicht deutsch waren, verdrehten und vergewaltigten sie nach Herzenslust den gesunden Verstand. So zählte sich der Ulrich seine Feinde auf, und als er ihre Reihe beschloß, als er den Schlußstrich zog, sah er, daß auf seiner Seite Deutschland war, ein armes, schwaches, geknebeltes, verhöhntes, unterdrücktes Deutschland. Und auf der andern Seite standen die Fetten, die Faulen, die Schwarzen, die Gehässigen, die Lateinischen, und alle mühten sich, ihr Deutschtum zu vergessen.
„Herrgott ja", dachte sich der Ulrich, „so ist es doch, ich bin ja Streiter für Deutschland, für die Nation. Und Deutschland ruht in mir, wie ich in Deutschland ruhe. Was ist es denn schon, wenn ich heute einen Pfaffen schmähe und morgen einen Scholastiker verhöhne und übermorgen vielleicht einem Bürgermeister das Schwert in den dicken Wanst renne. Was ist das denn schon! Wer steht denn hinter dem Pfaffen? Der Bischof? Und hinter dem Bischof? Der Erzbischof! Und hinter dem Erzbischof? Der Papst zu Rom! Und wer steht hinter dem Scholastiker? Der Professor! Und hinter dem Professor? Dekan und Fakultät! Und dahinter die Universität. Und hinter der Universität die Kirche. Und hinter der Rom! Rom! Ja, Rom! Das stand hinter allem! Das stand hinter dem Recht des Bürgermeisters. Das stand hinter

der Wahl der Kurfürsten, wenn die Stimmen durch Bestechung gewonnen werden sollten.

Das stand hinter der Kaiserwahl und hinter der Krönung. Das stand da, wenn Frankreich Deutschland höhnte. Das war überall dort, wo Deutschlands Körper oder Deutschlands Geist geknebelt wurde!

Rom!

Da liefen die Stränge zusammen, die Deutschland am Boden hielten.

Und wer war es denn, der an den Stricken zerrte?

Nun, da war erst mal er. Ein junger Kerl, ein Ritter, ein Deutscher, ein Poet, der die Freiheit suchte und sie sang. Dann waren da seine Freunde. Der Crotus und der Mutian, der Eoban und der Rhagius, der Rektor in Rostock und mancher Student. Das waren die, die den deutschen Geist zur Herrschaft bringen wollten.

Und dann waren seine Freunde da unter den Bauern und unter den Seeleuten, unter den Fuhrknechten und unter den Soldaten. Das waren Kerle, die ein freies Leben führten, aber sich den Teufel um die Freiheit selbst bekümmerten.

Und wer war noch da? Ja, du meine Güte. Da war hier und da ein Pfaffe, den das Gewissen drückte wie ein zu enger Schuh. Der schrie dann solange, bis er verbrannt wurde. Und dann zog wohl auch einmal der Ritter an dem Strick, den ihm die Kirche und die Pfaffen um den Hals gelegt. Aber wenn er das Schwert zog, war es für die eigene Burg. Die verteidigte er dann solange, bis sie erstürmt und verbrannt, er selbst aber getötet wurde. Und dann kamen der Nachbar und der Pfaff und beide teilten sich den Raub.

Sonst zogen wohl wenige an den Stricken.
Vielleicht noch die Fürsten? Ach du lieber Gott, die Fürsten! Bei denen wußte man ja nie, wo Nation und eigenes Land ihren Trennungsstrich hatten.
Und der Kaiser?
Der Teufel auch, der Kaiser! Der hätte es eigentlich wissen müssen, was Freiheit ist. Der hätte die Stricke sehen müssen, um sie durchzuschlagen.
Aber der Kaiser! Das ging ja immer hin und her in Deutschland. Da kam heute der und morgen der. Und wenn man Glück hatte, bekam man einen Kaiser, der zur Not gerade deutsch sprechen konnte, sonst aber lieber nicht in Deutschland lebte, sondern sich darauf beschränkte, das Geld der Deutschen zu verprassen, soweit nicht der Papst es ihm wegnahm.
Schon wieder der Papst!
Da war der Knoten, zu dem die Stricke hinführten!
Der Kaiser!
Ja, da war schon manchmal einer in Deutschland, der deutsch war und für die Freiheit kämpfte. Aber über den fiel die Meute der Welt, bis er todwund irgendwo zusammenbrach und sich die Aasgeier über ihn stürzten, um seinen Leichnam, weit jenseits der Grenzen Deutschlands, zu zerhacken!
Der Kaiser!
Wer war es denn jetzt?
Maximilian!
Ja, das war schon einer, der gute Pläne hatte. Aber Rom und Frankreich machten sie zuschanden.
Maximilian!
Ja, da kämpfte Deutschland!

Wo waren bloß seine Gedanken gewesen in Köln und in Gotha?
Warum hatte er nie an Maximilian gedacht?
Warum hatte er nie den Blick erheben können von den im Grunde so persönlichen Dingen zu den Dingen der Nation?
So ritt Ulrich dahin, benommen von der Offenbarung, die ihm auf dem Ritt gekommen war.



Wien! Ja, das war eine Stadt! Da war noch Freiheit! Der gute Celtis, der Konrad, hatte nicht nur schöne Worte von der Freiheit gesprochen, solange er lebte! Der hatte auch etwas getan für die Freiheit. Der hatte gewußt, daß Freiheit Frucht trägt nur in der Gemeinschaft und daß Freiheit ohne Gemeinschaft letztlich Schwärmerei bleibt, nichts weiter.
Dem Konrad Celtis war es nicht leicht gefallen, damals seine Auffassung von der Freiheit durchzusetzen, denn die jungen Kerle, trunken von der neuen Lehre des Humanismus und berauscht vom lebensverbundenen Heidentum, wollten nichts von Bindung wissen und glaubten, nun ein Recht zu haben auf Willkür und Formung des Lebens nach dem eigenen Ich.
Da bedurfte es schon eines Mannes, wie es der Celtis war, den Begriff der Freiheit leuchtend herauszustellen als einen ewigen Dienst am Geiste Gottes, am Geiste der Wissenschaft und am Geiste der Nation, bis die Jungen darauf hörten und bis sie von dem neuen Begriff gefangen waren!
In Wien hatte man begonnen, dem Geiste Häuser zu bauen. In diesen Häusern wohnten junge Menschen mit

heißen Herzen, wohnten Sucher, die über dem ewig Neuen des Findens grau geworden waren, wohnten Männer des immerwährenden Kampfes und Menschen, die dem dumpfen Zwange der Kirche entlaufen waren, die Mönchsgelübde und Pfaffeneid mit dankbarem Aufschrei gebrochen hatten.
Und aus den Häusern ging ein Wehen und Fröhlichsein über ganz Deutschland, daß die Freiheitssucher ihre Augen nach Wien richteten.
Und das Wort wurde Erkenntnis, und die Erkenntnis wurde Begeisterung. Und die Begeisterung wurde den Pfaffen eine Gefahr, daß sie beteten und fluchten, beschworen und verdammten, um diese Gefahr für ihren Staat der Dummheit und der Tyrannei zu bannen.
So wurde Wien zu einem Schlachtfeld Deutschlands. Da standen die Pfaffen mit ihrem Weltenheer, das Kreuze trug und bunte Fahnen, auf denen Segenssprüche und Flüche nebeneinanderstanden, auf denen das Lämmlein goldig glänzte oder ein flammender Scheiterhaufen. Da standen feiste Pfaffen und fanatisch ausgezehrte Prediger, die nach dem Martyrium verlangten, nebeneinander und Schulter an Schulter mit ihnen die Tyrannen der Welt, die sich dem Papste verschrieben hatten, um unter seinem väterlichen und berechnenden Segen ihre Völker in der Furcht des römischen Gottes und unter der einbringlichen Knechtschaft zu halten. Da standen die Kirchenweiber, die ihren Himmel bedroht sahen, bereit, ihren Herrn Pfarrer und Seelenhirten zu schützen.
Und ihnen gegenüber stand die Schar des Geistes.
Und es war eine Schar der Jungen, der Gläubigen, der Wenigen in Deutschland. Eine Schar, die lächeln

konnte über die Übermacht, die vor ihr stand. Sie hatte keine Lämmlein und keine Scheiterhaufen in ihrem Wappen, weil der Geist, deren Banner sie trug, ein einziges Leuchten ist, in das nur der Freie zu schauen vermag, ohne geblendet zu sein.
Und die Häuser des Geistes, die neben den Domen der Pfaffen standen, wuchsen über den Dunstkreis der Dome empor, schier in den Himmel. Und das Jauchzen aus ihnen vermählte sich mit dem Klingen des Alls und der Melodie der oberen Welten zu einem einzigen sieghaften Akkord.
Als Ulrich auf den Kampfplatz trat, wurde er von den Jungen mit offenen Armen aufgenommen. Man jubelte ihm zu als dem kampferprobten Helden, als dem bewährten, aus hundert Schlachten berühmten Vorkämpfer, als dem göttlichen Dulder und Streiter für die Idee. Und Ulrich sammelte ein Fähnlein um sich und sprach zu ihm. Er griff in die Erinnerung und sprach von seinem Weg und dem Kampf, vom ewigen Schreiten auf der Straße des Geistes und wies auf die nie abreißende Kette, die den Eidgenossen an das Schicksal bindet. Da wurden ihm der Eberbach aus Erfurt und der Vadian, der ritterliche Gesell, zu Jüngern.
Und aus der Mitte der Jungen rief Ulrich nach dem Kaiser. Und aus dem Anruf wurde ein großer Aufruf an die Macht der Nation, deren Arm der Kaiser Maximilian war.
Wo war der Kaiser? Er solle sie führen! Sie, die Jungen, die Todbereiten, die Sehnsüchtigen würden mit ihm ziehen bis ans Ende der Welt und kämpfen und siegen und sterben für Deutschland.
Ach, die herrlichen deutschen Stämme!

Sie sollten kommen und sich zu ihnen gesellen. Sie sollten stürmen in die Herrlichkeit der Macht. Sie sollten die Welt reißen aus den Fesseln der Römer, aus den Klauen der Feigen und Gemeinen.
Frei sollte die Welt sein und deutsch.
Und brannte das Feuer noch nicht hell, und loderten die Flammen noch nicht zum Nachthimmel auf, so schwelte es doch unter der Oberfläche.
Deutschland!
Oh, Ulrich sah zu gut, daß es noch ein weiter Weg war von der Idee zur Wirklichkeit.
Aber was ist die Länge des Weges für den Starken, dessen Kräfte bei jedem Schritte sich verdoppeln!
Die Wirklichkeit war so beschämend, daß nur die Idee verschönern konnte.
Die Wirklichkeit!
Da konnte noch ein Pfaffe sein Maul aufreißen.
Da konnten noch Fürsten über den Kaiser höhnen.
Da konnte noch ein verkommenes Städtepack wie die Venezianer sich dem Zuge Maximilians entgegenstellen! Darum vorwärts, Maximilian! Vorwärts, und die Venezianer überrannt und vorgestoßen bis nach Rom und über Rom hinaus!
Vorwärts zur Einheit von deutscher Idee und deutscher Macht!
Vorwärts zur Herrlichkeit für Deutschland!
Fliege, deutscher Adler, und gebrauche deine Klauen!
Schlag sie ins Fleisch der Feinde!
Fliege, Adler, und stoße vom Himmel hernieder in die Niederung der Feinde!

*

Ein wundersames Gedicht von Deutschland war es, das Ulrich an Kaiser Maximilian schrieb.
Ein Gedicht, über das die Feinde höhnten, es sei eitel Traum und besessene Überheblichkeit.
Die wenigen, die Jungen aber wußten, das es Wahrheit war und große Schau von Deutschland.



Das war ein Sommer in Wien! Der Sommer des Jahres 1511!
Und es dauerte nicht lange, da hatte Ulrich eine Schar von Studenten um sich gesammelt, der er Vorlesungen hielt über den neuen Geist in Deutschland.
Hutten und Vorlesungen?
Verflucht, gab das ein Geschrei bei den Vielen!
War das nicht unerhört? War das nicht ein Frevel an den akademischen Gesetzen, daß ein Hergelaufener Vorlesungen hielt an der Universität, an der nur Graduierte etwas zu sagen haben?
Wie sollte überhaupt einer Vorlesungen halten können, der doch gar nicht die Stufen akademischer Vorbildung durchlaufen hat? Der doch keine Ahnung hat von der höheren Logik und Methodik?
Sich einfach hinzustellen und von der Freiheit zu reden und von der Dichtkunst und von der freien Wissenschaft!
Hei, gab das einen Aufruhr!
Die Bärte zitterten vor Erregung.
Sollte das etwa der Auftakt sein für eine allgemeine Verachtung der professoralen Bildung? Um Himmels willen, wenn der Geist dieses Hutten die Studentenschaft ergreifen würde!
Was war das überhaupt für ein Kerl! Lief umher wie

ein halber Landsknecht mit Schwert und Barett und fing an zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Da stand er nun vor den Studenten und predigte vom Geist, daß die Hörer an seinen Lippen hingen, um keines seiner Worte zu versäumen. Da füllten sich die Räume, in denen Ulrich sprach, daß viele noch draußen auf den Gängen standen!

Ach, der liebe Ulrich!

Glaubte er denn wirklich, er könne wider den Stachel der Beamteten, der Pfründenträger löcken?

Die liefen hin zum Rektor, der einer der ihren war, und fingen an zu lamentieren, daß dieser Strolch, der Hutten, Unruhe in den Frieden der Alma mater bringe, und daß der Geist seiner Frechheit schon auf die Studenten überginge. Es seien leider Gottes doch eine ganze Menge unzufriedener und zu Krakeel neigender Burschen darunter, die sich einen Spaß machten mit der Universität und zu dem Hergelaufenen hielten! Ja, und dann fingen sie an, die Kollegs zu schwänzen, um zu dem Hutten zu laufen, und die alten Kollegs wollten sie auch nicht mehr bezahlen. Und auf der Straße fingen sie schon an, die Professoren nicht mehr zu grüßen, und dieser und jener hätte schon einem Professor ein Schimpfwort nachgerufen!

Man merke schon genau den Ungeist dieses Hutten. Denn zur Prüfung hätten sich dieses Mal sehr viel weniger gemeldet. Der Hutten sei ja unverschämt genug, den Studenten zu erzählen, auf ein Examen käme es nicht an! Wo sollte das denn hinführen?

Und vor allem: die Gebühren! Wer sollte die denn ersetzen, wenn erst die Auffassungen jenes Strolches sich durchsetzten?

Kurz und gut: die Professoren hatten leichtes Spiel, ein Verbot durchzusetzen, daß kein Student, der überhaupt jemals zum Examen zugelassen werden wollte, den Auslassungen jenes Hutten beiwohnen dürfe!
Zuerst lachte Ulrich, als er davon erfuhr. Aber sehr bald mußte er merken, daß die Mehrzahl der Studenten ausblieb. Denn vom Examen ausgeschlossen zu werden, das hieß ja doch: kein Amt bekommen! Und wer kein Amt bekam, der durfte gefälligst verhungern in Deutschland, denn vom Geist allein kann man nicht leben! Und wenn einer zu wählen hat zwischen Geist und Amt, dann wählt er in der Regel das Amt und verzichtet mit mehr oder weniger Bedauern auf den Geist.
Was half es dem Ulrich, daß er einen Anschlag an der Tafel veröffentlichte, in dem er Rektor und Senat und alle Professoren feierlichst aufforderte, sich zu einer Diskussion zu stellen!
Was half es dem Ulrich, daß er mit einigen Getreuen im Chore vor der Universität schrie, der Rektor möge nicht kneifen, er möge sich stellen!
Der Rektor kam nicht! Da konnte ja jeder auf der Gasse rufen! Und standen nicht Senat und Professorenschaft in seltener Einmütigkeit hinter ihm?
Wie? Er, der Rektor Heckmann, sollte sich einem Hutten stellen? Der sollte nur zusehen, unbestraft aus Wien zu kommen, dieser Lump!
Ulrich kamen die abfälligen Reden des Rektors sehr schnell zur Kenntnis wie auch die Weigerung, eine Aussprache herbeizuführen.
Was blieb dem Ulrich also anders übrig, als sich selbst das Recht zu suchen?

Als der Rektor mit durchsichtigen Ausflüchten immer wieder einen Besuch Ulrichs abwies, drang er eben unangemeldet in das Rektorzimmer ein.
Da standen sich nun plötzlich zwei Menschen, zwei Welten gegenüber: ein gepflegter Herr Professor, der sein Wissen genau so kultivierte wie seinen Bart, einer der jeden Gedanken so berechnete wie die Taler zur Erhaltung seines Hauses und ihm gegenüber einer, der in seinen Gedanken ebenso stürmisch und frei war wie in seinem Leben, einer, der aus der Höhe in die Tiefe und aus dem Abgrund in den Himmel stieg.
Da standen sich die beiden gegenüber in der mit Büchern und Bildern überfüllten Gelehrtenstube. Der eine, der sein Wissen aufspeicherte in Regalen und Kästen, in Stehpulten und kostbar verzierten Schreinen. Der andre, dessen ganzes Wissen und Können Raum hatte in Hirn und Herz.
Der Rektor versuchte zunächst, den Eindringling mit einigen gleichgültigen, herablassenden und ein wenig wegwerfenden Worten und Gesten hinauszuweisen.
Aber Ulrich hatte das Gefühl, im Auftrage aller Jungen in Deutschland vor dem Rektor zu stehen, und gab nicht nach, Auskunft zu fordern, warum der Rektor sich einer öffentlichen Aussprache entziehe.
Je mehr der Rektor sich auf den kühlen akademischen Rechtsstandpunkt versteifte, um so leidenschaftlicher, um so persönlicher wurde Ulrich.
Es ging ihm nicht um Recht oder Unrecht. Es ging ihm nicht um irgendeinen Verstoß gegen verstaubte und verkalkte akademische Sitten. Es ging ihm um das Recht, die Freiheit zu suchen und zu verkünden, wo sie sich offenbarte in Deutschland!

Der Rektor sprach sehr sachlich: die Universität sei die Schule der Wissenschaft und vornehmlich des Lernens. Sie sei nicht die Stätte des Soldatentums, auch nicht des geistigen! Landsknechte, wie er, der Hutten, gehörten allenfalls aufs Schlachtfeld, aber nicht auf die Hohen Schulen!
Ulrich entgegnete, das Schlachtfeld des Geistes sei bisher sonstwo in Deutschland gewesen, in Männerbünden oder in Gelehrtenstuben, in Städten und Burgen oder irgendwo auf freiem Feld, aber auf den Hohen Schulen, da sei es nicht. Und grade dort müsse es sein, wo junge Menschen für den Kampf herangebildet werden sollten. Aber täte man denn das? Wollte man denn das überhaupt? Wollte man denn Männer heranbilden? Den Teufel auch! Man zöge Bürger heran, die dick und ruhig wurden! Die Schande klage zum Himmel! Und Deutschland schrie auf unter der Vergewaltigung des freien Geistes!
Dort waren keine Worte für den Rektor. Der begann mit aller professoralen Eindringlichkeit dem Ulrich Bescheidenheit anzuraten.
Und Ulrich mußte sehr schnell einsehen, daß man einem, der auf Bildung hält und sich zu den Gehobeneren zählt, mit Begriffen wie Geist und Freiheit nicht beikommen kann. Und was bleibt dann noch einem jungen Menschen, der für seine Idee mit Worten streitet, anderes übrig, als grob zu werden?
Ach, war das ein Spaß!
Ulrich hatte es sehr bald heraus, daß der Rektor ein sehr gewähltes und gesuchtes Deutsch sprach und alle Mühe aufwandte, nicht alltägliche Redewendungen zu gebrauchen. Und je feiner der Rektor in der Sprache

wurde, um so derber wurde Ulrich. Je gelehrter der Rektor redete, desto deutscher und deutlicher sprach Ulrich.
Und als der Rektor schließlich sagte, der Ulrich möge ihm nicht länger molestieren und sich mit seinen undiskutablen Sententiis ante portam bequemen, warf der Ulrich in knabenhaftem Übermut gewissermaßen mit Kuhfladen und Pferdemist auf den das Feine liebenden. Wider alle akademischen Sitten nannte er ihn Du, wie man wohl gute Kameraden oder Dirnen duzt. Und als der Rektor die Nase rümpfte und das Gesicht verzog, als ob er ein faules Ei verschluckt hätte, tat der Ulrich noch ein Übriges hinzu und nannte ihn einen richtigen Dreckkerl. Halb ohnmächtig war der Rektor in seinen samtenen Sessel gesunken, als Ulrich die Tür zugeschlagen und das Weite gesucht hatte.
Das war das Ende des Aufenthalts in Wien. Wohl gab es ein schallendes Gelächter in der ganzen Stadt, aber jede Möglichkeit zu werben war Ulrich genommen.
So befahl er sich denn von neuem auf Gnade und Ungnade dem Geiste der Freiheit und zog von dannen.

Die Versuchung

Im Buch der Christen steht eine Geschichte, die von solch eigentümlichem Reiz ist, daß auch Menschen von ihr ergriffen werden, die das Christentum in Bausch und Bogen ablehnen. Das ist die Geschichte der Versuchung.

Da wird Jesus von Nazareth vom Versucher auf einen Berg geführt, vor dem sich ein herrliches Land erstreckt. Und der Versucher sagt:

„Nimm dieses Land!" Denn er wollte, daß der Nazarener sich für das Land entscheiden sollte, mit dessen Besitz er sich dem Versucher verschrieben hätte.

Und das ist der Kern der Geschichte: wer das ferne Land der Sehnsucht als Herrscher besitzt, der vergißt seine Sendung. Die Früchte des Landes bringen Vergessen, und der Wein des Landes verzückt die Augen.

Die Deutschen wissen um die Wahrheit der Versuchung. Zu ihnen ist seit fast zweitausend Jahren in jeder Geschichtsepoche der Versucher gekommen und hat sie auf einen hohen Berg geführt, von dem aus sie das ferne Land des sonnigen Südens sehen durften. Vom hohen Berge der Alpen schaute der Deutsche ins Land Italien, und die Augen gingen ihm über vor Sehnsucht nach jenem gesegneten Land.

War es mit seiner Sonne, mit seinem blauen Meer und dem satten Grün seiner Vegetation, war es mit seiner

üppigen, sinnlichen und gesättigten Landschaft nicht die Erfüllung allen Sehnens, der Endpunkt allen Suchens? Wer von den Früchten des Südens aß und wer von seinem Weine trank, der vergaß Deutschland und seinen heiligen Krieg. Und wer die dunklen, wilden Weiber Italiens umschlang, der vergaß die blonden Mütter im Norden, die dem Reich der Deutschen Söhne schenken wollten.

Italien!

Da hat so mancher Deutsche sein Blut verraten.

Da brach manch Deutscher seinen Eid.

Da vergaß manch Deutscher seine Heimat.

Am Süden scheidet sich im Deutschen Kampf von Genuß und Herrschaft von Sinnlichkeit.

Der Geist des Nordens will, daß der Deutsche versucht werde, damit die Schwachen untergehen und die Starken zur Herrschaft gerissen werden.



Als Ulrich von den Bergen auf die Ebene der Lombardei schaute, überwältigten ihn die Schönheit der Landschaft und die Majestät der Erinnerung an die Italienzüge der deutschen Geschichte. Hatten nicht Tausende und aber Tausende Deutscher hier gestanden und die Knie gebeugt vor dem heiligen Land in der Ferne? Und hatte die deutsche Sehnsucht im Land Italien nicht immer ein Echo gefunden?

Oh, der ewig nach Schönheit und Wissen durstende Deutsche konnte sich satt trinken im Süden, der konnte Himmel und Berge, Meer und Bauten in sich aufnehmen und die Bilder als verborgenen Schatz in die Heimat tragen, um in Regentagen und Nebelnächten sie

hervorzuholen aus dem Herzen und sich ihrer zu erfreuen. Benommen von der süßlichen Luft und trunken von der Schönheit des Landes zog Ulrich durch die Lombardei. Der Wein und die Früchte waren süß. Satt und zufrieden waren die Menschen. So zufrieden, daß sie den Schmutz an sich und um sich nicht merkten.

Und auch Ulrich wurde satt.

Da lebte er nun in Pavia und lernte das römische Recht! Und dieses Recht, das von römischen Menschen zur Unterdrückung des rebellierenden Geistes und zur Befriedigung des staatlichen Lebens ersonnen war, schien ihm richtig zu sein in Italien.

Ulrich begann zu glauben, daß der Vater nicht ganz Unrecht hätte, wenn er aus ihm einen Juristen machen wollte.

Und es waren Hunderte von Deutschen dort, die das römische Recht erlernten. Was nützte da das Griechisch, das Ulrich in seinen Mußestunden lernte? Er hatte sich dem römischen Recht verschrieben und begann seinen Geist zu pressen in die Formen und Formeln, die das fremde Recht dem Denken vorschrieb.

Die brennende Sonne und die heiße Luft hatten sein krankes Blut beunruhigt, daß am ganzen Körper entsetzliche Geschwüre aufbrachen und ihn lähmten. Kaum noch vermochte er zu gehen. Und wenn er schon ein Krüppel wurde, mochte auch in Gottes Namen der Geist zum Teufel gehen!

Der Vater, der ihn erst zum Pfaffen machen wollte, schickte Geld zum Studium.

Der hatte jetzt gesiegt. Der bezahlte.

Nun gut, und Ulrich lernte! Manches Mal stieg es ihm bitter auf. Wo war Rostock, wo war Wien?

Der Poet wurde zum Juristen, und das römische Recht legte sich um sein Herz und sein Hirn, das fraß die heilige Freude an den Wissenschaften, das verschlang die Sehnsucht nach Freiheit.

Und Deutschland?

Ja, das mußte warten. Ulrich hatte nur wenig Zeit! Da waren bei Ravenna Kämpfe mit den Franzosen gewesen. Furchtbare Kämpfe, bei denen Aberhunderte gefallen waren.

Was wäre das noch vor Monaten für Ulrich gewesen! Aber jetzt?

Da hörte er nur davon. Gewiß, es interessierte ihn schon, was da geschah. Aber seine Leidenschaft wurde nicht davon ergriffen.

Erst kam das Recht, das römische.

Bis die Franzosen nach Pavia kamen.

Da erwachte die deutsche Rebellion in Ulrich.

Franzosen vor Pavia!

Das schreckte den Ulrich auf hinter seinen Büchern. Hei, wie das römische Recht sich in die Ecke verkroch, als die deutsche Wut aufstand!

Und als die französischen Kolonnen durch Pavia zogen, als sie die Wälle besetzten und die Tore verrammelten, stand Ulrich mit geballten Fäusten auf der Straße und rief den Deutschen unter den Studenten zu, jetzt käme bald der Tag, an dem die Franzosen aus dem Land gejagt würden, und dann bräche die Freiheit gleich der Sonne durch die Wolken!

So. Das waren die Franzosen!

Wie sie sich spreizten in ihrem Haß gegen Deutschland, gegen Maximilian und die ihm verbündeten Schwei-

zer! Wie sie das Maul aufrissen! Als ob einer schon die Deutschen mit dem Maule verschlucken könnte!
Ulrich fühlte sich verbunden mit den Schweizern, die jetzt auf Pavia zogen.
Die wildesten Pläne zuckten durch sein Hirn.
Ob man nicht durch eine List den Schweizern die Tore öffnen könnte? Ob man vielleicht durch einen Handstreich die Wachen überrumpelte?
Ulrich lief, so schnell es sein Leiden zuließ, umher und zog bald diesen, bald jenen seiner Bekannten ins Vertrauen.
Gab es denn keine Möglichkeit, dem Kaiser zu helfen durch eine kühne Tat?
Es waren doch deutsche Studenten genug hier, um den Franzosen das Leben sauer zu machen!
Aber die Mehrzahl der Studenten wollte nichts von den Plänen Ulrichs wissen. Dem einen waren die Pläne nichts als Phantasterei. Und damit hatte er nicht ganz unrecht, denn Ulrich zerbrach sich bisher nicht den Kopf darüber, woher man sich die Waffen holen sollte. Ulrich war einer von denen, die sich über den Ausgang und die Theorie des Kampfes keine grauen Haare wachsen lassen, die vielmehr alle Hoffnung auf die Kühnheit setzen.
Der andre meinte, das Unternehmen sei aussichtslos. Und auch der hatte nicht unrecht. Denn es bestand weiß Gott wenig Aussicht, der Franzosen Herr zu werden. Aber soweit gingen die Pläne Ulrichs nicht. Ihm genügte es, den Franzosen zu zeigen, daß es Deutsche gab in der Fremde, die sich fern von der Heimat im Widerstande opferten für die Ehre ihres Volkes.

Dem dritten wieder war die ganze Aktion höchst nebensächlich, weil sie mit dem Studium doch nicht das Geringste zu tun hätte, ja, im Gegenteil, sei für einen Studenten jede politische Betätigung mit den größten Gefahren für Studium und Examen verbunden.
Mit den Vertretern dieser Anschauung ließ sich Ulrich nicht weiter in Gespräche ein, weil es ihm läppisch erschien, auf derlei bürgerliche Gedankengänge überhaupt ein Wort oder gar eine Gegenrede zu verschwenden.
Aber dann waren da welche, die meinten, sie kümmere das Geschehen in und vor Pavia überhaupt nicht. Sie seien Humanisten, die sich mit den großen Ideen der Freiheit und der Wissenschaft befaßten, und sie hätten ihre Brüder im Geist unter Italienern und Deutschen, unter Franzosen und Schweizern in gleicher Weise. Ihre Nation des Geistes sei größer und weiter als die bisherigen Nationen, die sollten sich ihretwegen nur ruhig die Köpfe einschlagen, diese Barbaren!
Das tat Ulrich weh, denn grade die Deutschen unter den Humanisten waren zum Teil seine besten Gefährten. Es dauerte nicht lange, bis die Franzosen erfahren hatten, daß der Hutten einen Handstreich gegen sie plane.
Ihr Hauptmann wollte erst nichts gegen den deutschen Studenten unternehmen, in dem er nichts weiter sah als einen letztlich ungefährlichen Schwärmer. Aber da war einer seiner Offiziere, der meinte, man müsse an diesem Deutschen ein Beispiel geben, daß Frankreichs Augen überall hinsehen könnten. Und als der Hauptmann immer wieder ablehnte, ging der Offizier umher und sammelte Zeugen gegen Ulrich. Da fanden sich in bunter Reihenfolge Bürger aus Pavia, Pfaffen und

Studenten, die alle gehört haben wollten, wie der Hutten von Aufstand und Überfall geredet hätte. Und jeder tat noch seinen Teil hinzu, so daß am Ende ein Bericht zustande kam, dem zufolge der Hutten mit einer bis an die Zähne bewaffneten Macht das Regiment in der Stadt habe an sich reißen, die Tore dem Feinde öffnen und alle Macht dem Kaiser Maximilian zuspielen wollen.

Als dem Hauptmann dieser Bericht vorlag, konnte er nicht anders als den Befehl geben, Hutten sei sofort, tot oder lebendig, einzuliefern. Wenige Stunden später schleppte man einen Gebundenen durch die Gassen der Stadt vor das französische Kommando.

Die Bürger lachten und höhnten, als sie den Gefangenen sahen. Das sei nun also der deutsche Held! Man möge sich doch diesen Kümmerling ansehen!

Ulrich spähte umher, ob er nicht unter den Bürgern einige Freunde entdecken könnte. Denn die Bedeckung war schwach, und einigen beherzten Männern wäre es wohl ein Leichtes gewesen, den Gefangenen zu befreien. Es war aber kein Freund zu sehen.

Die, denen Ulrich nahestand, hatten sich irgendwo in der Stadt verborgen aus Furcht, sie könnten auch gesucht und verhaftet werden. So sah sich Ulrich allein in der Hand der Schergen.

Die Untersuchung leitete jener französische Offizier, der die Verhaftung Huttens angeregt hatte.

Ob der Hutten bekenne, ein Späher im Solde Maximilians zu sein?

Da richtete sich Ulrich empor: er sei kein Söldner des Kaisers, er diene ihm aus Liebe zu Deutschland. Ohne Entgelt.

Dann gebe er also zu - hier lachte der Offizier höhnisch - gegen Frankreich gearbeitet zu haben! Ulrich schwieg.

Ob er denn wirklich glaube, höhnte der Offizier weiter, daß Frankreich ernstlich Schaden genommen hätte. Ulrich sagte schneidend, so ganz unverwundbar schiene ihm Frankreich nicht zu sein, denn sonst hätte es doch keinen Grund, sich in Pavia zu verschanzen und den Anschlag eines deutschen Studenten zu befürchten!

Hier sprang der Offizier auf und trat mit voller Wucht Ulrich in den Leib, spie ihn an und schrie, darüber solle er sich in der Hölle Gedanken machen.

Französische Soldaten trugen den Besinnungslosen in einen engen Kerker und warfen ihn dort auf die nassen Steine, die mit halbvermodertem Stroh dünn überschüttet waren.

Als Ulrich aufwachte, mußte er sich erst langsam an die Dunkelheit gewöhnen. Ein garstiger Anblick bot sich ihm. Die Steine an den Wänden waren mit Pilzen bedeckt, die einen ekelerregenden Gifthauch ausdünsteten. Das Stroh war belebt von Ungeziefer, und Kothaufen früherer Gefangener verpesteten die Luft.

So harrte Ulrich seines Endes.

Es mochten ungefähr zehn Stunden vergangen sein, als ein Franzose die Kerkertür öffnete und ihm etwas Brot hinwarf.

Als Ulrich um Wasser bat, höhnte der Franzose, für die paar Stunden, die er noch zu leben habe, brauche er kein Wasser. Außerdem sei es im Keller auch feucht genug, er möge nur das Stroh ausdrücken, da käme schon Wasser heraus! Überhaupt solle er doch ganz zu-

frieden sein, der liebe Gott hätte ihm sogar Pilze aus den Wänden wachsen lassen. Und diese Pilze solle er als Henkersmahlzeit fressen!
Als Ulrich einen Tag und eine Nacht im Kerker gelegen hatte, kam das Fieber und schüttelte ihn, überlief ihn abwechselnd heiß und kalt, so daß er glaubte, nur tot in die Hand seiner Richter zu fallen.
Aber dann bäumte sich sein Stolz auf, im Kerker krepieren zu sollen, und er flehte inbrünstig zu Gott, er möge ihn doch solange am Leben erhalten, bis der Tag der Hinrichtung käme, an dem er mit dem lauten Bekenntnis zu Deutschland in den Tod gehen könne.
In den wachen Minuten, die ihm das Fieber ließ, kratzte Ulrich mühselig mit einem kleinen Messer, das ihm die Franzosen gelassen hatten, seinen Grabspruch in die Mauer.
Deutschland solle wissen, wo er gestorben war!
Drei Tage hatte Ulrich im Kerker gelegen, als der Kerkermeister kam und ihn aufstehen hieß.
Zitternd tastete sich Ulrich an den Wänden hoch und sprach sich Mut zu, den letzten Gang als tapferer Mann zu gehen und als Freier den Tod zu empfangen.
Aber der Kerkermeister war nicht gekommen, ihn in den Tod zu führen. Vielmehr waren die Franzosen aus Pavia abgezogen und hatten den Schweizern das Feld geräumt. Und nun wußte der Kerl nicht, was er mit dem Gefangenen anfangen sollte. Vielleicht war er einer von den Schweizern, und da war es schon besser, ihn schnell laufen zu lassen!
Ulrich taumelte durch die Straßen und hielt die Hand vor die Augen, weil das Sonnenlicht ihn schmerzte.

Die Bürger wichen ihm entsetzt aus, denn er sah aus wie einer, der aus dem Grabe gestiegen ist. Seine Kleidung war überdeckt mit Schimmel, in dem das Ungeziefer kroch. Seine Haare waren filzig und verschmutzt, und der widerliche Geruch des Kerkers strömte von ihm aus. Als Ulrich in seine Behausung kam, waren die Schweizer grade dabei, seine Habe zu plündern. Und um ein Haar wäre er von ihnen erschlagen worden! Nur weil die Schweizer vor ihm ekelte, rührten sie ihn nicht an ...

Zweiter Teil

Die Wandlung

Von Pavia zog Ulrich, zerlumpt und verwahrlost wie ein Bettler, nach Bologna.
Es war ein dumpfes Gefühl in ihm, ein Gefühl, das nach Kerker schmeckte und nach Tod. Ein Gefühl, das keine Freude aufkommen ließ.
Was sollte er denn in Bologna? Etwa studieren? Und gar noch das römische Recht? Du lieber Himmel!
Studieren! Als ob einer, der schon seinen Grabspruch geschrieben hat, überhaupt noch studieren kann!
Und das Recht? Als ob einer, den man vergewaltigt und geschändet hat, noch an ein Recht zu glauben vermag! In Bologna war mancher unter den Professoren und Studenten, der seinem Landsmann Hutten gern geholfen hätte.
Aber dem war äußere Hilfe gleichgültig geworden, und innere Hilfe konnte ihm keiner bringen.
Ulrich sehnte sich fort von der Universität mit ihren vielen Worten. Er sehnte sich dorthin, wo Taten geschahen. Er mochte nichts mehr zu tun haben mit Begriffen und Definitionen, es trieb ihn zu den Schauplätzen der Geschichte.
Ob er wohl zu Maximilian gehen könnte? Ihm raten, mit ihm Pläne durchsprechen? Ihn anfeuern zu Taten, ihm aus dem Vermächtnis der Vergangenheit die Pflicht zu neuem Schaffen vor Augen und Herz füh-

ren? Ja, das wäre schon etwas gewesen, was ein Leben mit Werten erfüllt hätte.
Wie aber an den Kaiser kommen? Für den war ein Hutten gar nichts. Einer, der kein Amt, keine Würden und gar kein Geld hat.
Und wie der Kaiser, so waren auch seine Räte. Die ließen niemanden vor, der nicht etwas bedeutete.
Da kam eines Tages Matthäus Lang, der Rat des Kaisers, durch Bologna. In wichtiger Mission zum Papst. Und Ulrich erfaßte die Möglichkeit, an Lang zu kommen und über ihn dann möglichst zum Kaiser.
Aber wie sich Zutritt zu einem solch mächtigen Manne verschaffen? Da waren Tausende fast, die vorgelassen wurden. Pfaffen und Professoren, Bürgermeister und Kaufherrn, Italiener, die ihre Aufwartung machen wollten. Sie alle bekamen ein freundliches Wort, einen Händedruck oder mindestens doch einen ermunternden Blick.
Aber ein Hutten wurde nicht vorgelassen.
Was der denn eigentlich wolle und wer er sei?
Da wußten die Herren des Gefolges sehr schnell Antwort. Er sei ein Student, ein ganz und gar verkommener. Einer, dem niemand über den Weg traue. Er sei garstig anzuschauen und ein merkwürdiger Phantast!
Das genügte dem kaiserlichen Rat. Auf keinen Fall solle das Individuum vorgelassen werden!
Und so mußte Ulrich vor verschlossenen Türen stehen, während Feinde Deutschlands freien Zutritt hatten.
Es schmerzte ihn, zu erfahren, daß ein reicher Ausländer bei Hofe schneller vorwärts dringt als ein Armer aus dem Volke. Und daß Rang und Würde, Uniform

und vor allem Geld die Türen der Großen schneller öffnen als deutsches Blut allein und ehrliche Gesinnung.
Ach, war das ein Tanz in Bologna! Die Bürger und die Regierenden, die alle kein gutes Gewissen hatten, überschütteten die kaiserliche Gesandtschaft mit Aufmerksamkeiten und Huldigungen. Da hagelte es Einladungen und Delikatessen, goldne Ketten und Ringe, Lobgedichte und Ehrenvorstellungen in den Theatern.
Und die Gesandtschaft nahm all diese lauten und etwas aufdringlichen Huldigungen diplomatisch und verbindlich lächelnd entgegen.
Und Ulrich? Was hatte denn der zu schenken?
Geld und Gut oder irgendwelche materiellen Werte? Daß Gott erbarm! Er wußte ja nicht einmal, wie er den Hunger stillen sollte!
Aber sein Blut?
Ach, was kümmerte es schon den Herrn kaiserlichen Rat, ob ein junger Deutscher bereit war, für den Kaiser und das Reich zu sterben!
Es waren einige Deutsche in Bologna, die ähnliches fühlten wie Ulrich. Die taten sich zusammen und murrten, ob es denn im Sinne des Kaisers wäre, daß die Fremden Komplimente und die Deutschen verschlossene Türen bekämen! Hutten möge zumindest im Namen der Deutschen zu Bologna dem Herrn Rat ein Gedicht unterbreiten, daß sie vor den Italienern nicht zurückstünden.
Und Ulrich schrieb mit aller Glut seines deutschen Herzens ein Gedicht, von dem er überzeugt war, daß es gut sei. Und die andern schrieben das Gedicht fein säuberlich auf Pergament, banden es in Leder, zierten es mit

Goldschrift und schickten das Büchlein mit stolzer Geste an den Rat.
Der Erfolg?
Der Herr kaiserliche Rat nahm es zwischen zwei behandschuhte Finger, drehte es hin und her und warf es dann einem Schreiber zu, er möge es zum andern Tand legen. Und da lag es nun neben Zuckerfrüchten, Vasen, Schmuck und Kuchen.
Hatte der Rat einen Grund, so unfreundlich zu sein? Hing das etwa damit zusammen, daß Matthäus Lang Bischof war und sehr schnell vom Papst zum Kardinal ernannt wurde? War das der Grund, daß er den Ulrich überhaupt nicht ansah, geschweige denn ihn in sein Gefolge nahm?
Ulrich dachte nicht darüber nach.
Er spie aus, als der Bischof und Rat die Stadt Bologna verließ, um zum Papst zu reisen.

*

Was sollte Ulrich anfangen!
Die Universität und das Studium des römischen Rechts stießen ihn ab. Der kaiserliche Rat verschmähte seine Dienste.
Das Geld war ausgegangen, und die Krankheit meldete sich wieder. Das letzte Hemd hatte Ulrich in Lappen zerrissen, um die Wunden am Körper zu bedecken.
Sollte er denn in Bologna oder sonstwo sitzen und Gedichte schreiben, bis vielleicht einmal ein Großer kam und ihn erkannte?
Dann konnte er auch getrost einen Schritt weitergehen und die Mütze hinhalten, um in ihr ein paar Münzen Almosen aufzufangen!

Diente er denn Deutschland, wenn er Gedichte schrieb, die doch grade von denen, die Deutschlands Geschicke lenkten, nicht gelesen wurden? Ulrich wußte nicht, wohin er sich noch wenden sollte.
War nicht jeder Landsknecht, der für Deutschland in des Kaisers Solde focht, nützlicher als er?
Warum sollte er nicht Soldat werden? Grade jetzt wurden welche gebraucht in Italien. Und die Werber freuten sich, wenn sie Deutsche oder Schweizer werben konnten.
Es war kein schöner Stand, Landsknecht zu sein.
Ein Landsknecht wurde einem Galgenvogel gleich geachtet. Und es waren ja auch nicht die besten Brüder unter ihnen!
Verkommene Studenten, Heimatlose, Menschen mit dem Kainszeichen, Abenteurer, ein buntgemischtes Volk war es, was hinter der Fahne zog. Es war auch manch feiner Kerl darunter, gewiß!
Offizier, das wäre schon etwas anderes gewesen. Aber mit dem Namen allein konnte Ulrich nicht Offizier werden, das wußte er. Er hatte das Waffenhandwerk ja nicht gelernt. Und als Offizier mußte er mehr können als Griechisch und Lateinisch und römisches Recht. Und hundert Leute führen können galt mehr als hundert Gedichte machen können!
Das wußte Ulrich. Aber er hatte genug von diesem Leben, das doch letztlich keine Frucht trug. Und so wollte er lieber in Ehren Landsknecht als in Unehren ein fahrender Schüler sein.
Der Werber sah ihn lange an: „Mit dir ist nicht viel los, Bursche! Du siehst aus, als hättest du die Räude!"
„Besser ein räudiger Hund als ein glattes Schaf, wenn die Schlacht tobt", sagte Ulrich.

Der Werber lachte: „Wenn dein Schwert so sticht wie deine Zunge, bist du gut, Kerl!"
So wurde Ulrich Soldat. Und der Werber warb an diesem Tage noch manchen, der aus Deutschland stammte. Denn der Haß gegen die Franzosen ging durch alle Lande, in denen Deutsche wohnten und durch viele deutsche Herzen.
Das Handgeld, das Ulrich bekam, reichte nicht aus, um alles zu beschaffen, was ein Landsknecht brauchte. Aber Freunde und Kameraden halfen, und so wurde Ulrich ein leidlich ausgerüsteter Soldat.
Wenn nur die Krankheit nicht gewesen wäre!
Der Feldscher hatte den Kopf geschüttelt, als er die Geschwüre sah: „Mann, damit willst du in den Krieg ziehen? Wer dich totschlägt, hat nur halbe Arbeit!"
Ulrich meinte, es käme allenfalls noch auf den Versuch an und er wäre auch nicht zum Feldkaplan gekommen, sondern zum Feldscher. Gute Reden könne er vom Pfaffen bekommen. Damit sei ihm aber nicht gedient!
Der Feldscher war selbst bekannt und gefürchtet wegen seines Witzes, darum freute er sich, in Ulrich einen zu finden, der nicht auf den Mund gefallen war.
„Na, dann komm nur her, du Cicero. Wollen mal sehen, wie wir dich wieder zum Cäsar machen können."
Und dann mischte er eine Salbe zusammen. War sie wirklich gut oder heilte das neue Leben oder wirkte die Wandlung Wunder? Wer weiß es. Täglich fast war eine Besserung zu verzeichnen. Das Gehen fiel Ulrich von Tag zu Tag leichter, so daß er mit Eifer die Waffenübungen vornehmen konnte.
War das eine Lust!
Lanzenstechen und Exerzieren mit der Hellebarde! Und

im Fechten war er schon früher seinen Altersgenossen überlegen!
Soldatsein! Ja, das war etwas für Ulrich. Was sollten da die Hemmungen, die in der ersten Zeit immer wieder auftauchten, noch bedeuten! Es kam doch darauf an, wer die Waffen führte. Und Kriegsdienst war noch immer ein ritterlicher Beruf, bei dem zuletzt die Tapferkeit entscheidet. Denn wenn es Mann gegen Mann geht, gibt es keine Vorrechte mehr und keine gesellschaftlichen Schranken. Da heißt es nicht: was bist du? Da heißt es: wer bist du und was kannst du? Der Tod schaut nicht nach Wappen und Helmbusch, wenn er die Schwerter lenkt. Er sieht auf den Mut und die Fertigkeit!
So kam es, daß Ulrich nicht über sein Geschick murrte, das ihn in die Reihen der Mannschaft führte anstatt in den Verband der Offiziere. Er fand Freude am Berufe des Soldaten und dem merkwürdig geordneten Wanderleben des Kriegers. Und je ärger die Lage des Heerhaufens wurde, je mehr die Feigen flohen und sich von der Schicksalsgemeinschaft des Haufens trennten, um so mehr fühlte sich Ulrich den Kameraden auf Gedeih und Verderb verbunden. Und die wilden Landsknechte, denen nicht viel auf Erden heilig war, die dem Heute lebten und das Morgen des nahen Todes nicht bedachten, die mochten den schmächtigen Studenten gern, der so seltsame Gedanken hatte und so merkwürdige Worte sprach. Da saß Ulrich manchen Abend am Lagerfeuer und sprach von Kaiser und Reich, daß den harten Knechten eigentümlich weich ums Herz wurde, als sie die Begeisterung des Jungen sahen und ihre eigene innere Leere spürten.

Ja, das, was der Junge sagte, war schön. Und es war schöner mit dem Gedanken an das Reich zur Hölle zu fahren als mit dem Fluch gegen das eigene Schicksal. Und Ulrich wieder hörte gern den alten Soldaten zu, wenn sie von ihren weiten Zügen erzählten und den Schlachten und den Heldentaten, von den Weibern und der Beute. Da waren Kerle, die schon seit zwanzig und mehr Jahren bei der Fahne standen und sie liebten wie fromme Frauen das Jesuskind. Eine feste Zucht war untereinander und ein starkes Recht der Ehre.

Da gab es eine Sünde wider den heiligen Geist des Krieges. Das war die Feigheit! Und wer feige war, war schlecht.

Die Moral der Krieger war, daß dem Starken die Welt gehört!

Wer schwach ist, darf nicht herrschen.

Wer stark ist, ist auch gut. Und wer gut ist, vollbringt auch gute Taten. Und eine gute Tat ist, dem Kameraden in der Not zu helfen. Eine gute Tat ist, die Fahne zu retten und den Hauptmann herauszuhauen. Eine gute Tat ist, freiwillig einen gefährlichen Auftrag auszuführen, ohne dabei an Lohn und Lob zu denken.

Kriegerleben, das war Erfüllung des Mannestums!

Fahne und Trommel, das waren Symbole!

Der frische Geist Ulrichs, seine Freude am Kampfe, die mehr als Rauflust und Beutegier, seine Lustigkeit und die derben Worte, die er für die Feinde Maximilians fand, waren Bande, die ihn fest verknüpften mit der Truppe.

Hutten! Ja, den mochte man. Das war doch der Student, der krank aussah, aber ein zähes Leben hatte wie ein Dutzend Landsknechte zusammen. Und der saufen

konnte und Lieder singen auf den Krieg und auf die Weiber! Und der erzählen konnte wie kein zweiter!

Auch die Offiziere mochten Ulrich gern. Sie ließen ihn oft in ihr Zelt kommen, um mit ihm ernste Gespräche zu führen oder irgendwelche Tollheit zu treiben.

Wenn er nur ganz bei Kräften gewesen wäre! Ulrich fühlte sehr bald, daß sein Willen stärker war als sein Körper, und daß der anfing, unter den Strapazen zu leiden.

Das war weiß Gott keine Kleinigkeit, unter den Waffen zu marschieren und vom Marsch weg gleich sich zum Kampf zu stellen.

Ulrich war zuweilen so müde, daß er bei der kleinsten Rast einschlief und dann unter dem Lachen der Kameraden wachgerüttelt werden mußte.

Einige Male hatte Ulrich am Kampfe teilgenommen. Himmel, was war das für eine Lust! Mit der Waffe gegen den Feind zu gehen und singend dem Tod zu begegnen! Wenn man dann dem Feind ins Weiße seiner Augen sah, wenn man zustieß und zuschlug, daß man glaubte, durch einen roten Schleier zu sehen, dann wurde das Herz weit, und der Mund rief mutige Worte.

Ulrich sann nach über den Sinn des Krieges. War er nicht wie ein Schmelztiegel, wie ein großer Feuerofen, in dem alles verbrannte, was unwesentlich war? Aller Tand, alles Gehabe, alles Gerede, alles Gemachte?

Und übrig blieb der unverfälschte Mensch, der Wesentliche, der Nackte. An dem nichts mehr zu deuteln, nichts mehr zu verstellen war.

Wenn die Schlacht zur Entscheidung rief: wo blieb da das Prahlen, wo blieb das Pochen auf Geld und

Stand? Da rief der Geist des Krieges: Zeige mir dein Herz, und ich will dich einordnen in den Stand der Wehrhaften und Wahrhaften, der Wesentlichen und Ehrlichen, oder ich will dich verstoßen, wenn du feige bist, daß du geringer geachtet wirst als der Hund, der seinen Herrn nicht läßt in Gefahr!
Der Geist des Krieges rüttelte am Herzen Ulrichs, er bewegte sein Blut und ließ seinen Geist schwingen, daß die große Wandlung Ulrich von Grund auf ergriff.
Was war das für ein Unterschied des Schreitens! Wenn der Scholar durch die Landschaft geht, dann genießt er Schönheiten und Freuden und pflückt aus dem Mancherlei der Wanderung einen Strauß ganz nach seinem Geschmack.
Aber der Krieger schreitet durch die Landschaft zur Herrschaft. Er sieht nicht die Schönheiten, sondern die Herrlichkeiten und die Schrecknisse der Gebiete, durch die er zieht. Ein Baum, der eine schöne Krone hat, kann einen Feind verbergen. Ein Wirtshaus kann eine Mördergrube sein. Ein schönes Weib ein Lockvogel des Todes. Nicht trunken von Schönheit, nein, berauscht von seiner Kraft zieht der Krieger die Straße der Gefahren. Jeder Schritt vorwärts ist Sieg, jeder Schritt rückwärts ist Niederlage. Mit Tränen in den Augen und dankbaren Gebeten auf den Lippen erfuhr Ulrich in der Schlacht die Botschaft des Geistes, daß der Krieg ihn erwählt und berufen hatte in die Reihe der Männer, die im Gericht des Kampfes bestehen.
Ja, er war ein Ritter! War es möglich, daß er vor Monden noch Papier verkleckste, um über einen Lötz zu greinen?
Zur rechten Zeit war der Krieg gekommen, um ihn

wegzunehmen aus der bürgerlichen Welt, die fast über ihn gesiegt hätte!
Jetzt sang das Blut andre Lieder in Ulrich.
Kriegerische, politische!
Nichts da von süßlichen Gedichten, von langgezogenen Lobgesängen oder Klageliedern!
Der Geist des Krieges sprach keine überflüssigen Worte.
Er faßte sich kurz und herrisch.
So entstand Stück für Stück, Gedicht für Gedicht des Buches „Epigramme an den Kaiser Maximilian."
Hei, wo war der kaiserliche Aar?
Schlief er etwa, daß die Spatzen sich an seinem Gefieder die Zeit vertreiben konnten? Wartet nur, ihr Feinde, bis der Adler die Augen öffnet. Die Krallen schlägt er euch ins Fleisch, daß ihr schreien werdet!
Herrgott! Wie diese Gedichte einschlugen bei allen, die sie hörten und lasen.
Ulrich spähte in die Nacht um Deutschland und sah Feinde, nur Feinde. Und sein Wort, sein Lied wurde Fackel, daß das Volk der Deutschen sehen möge.
Es war keine Dichtung mehr, die Ulrich in den Epigrammen schrieb. Es war ein Aufschrei des ewigen Deutschlands.
Wer Ulrich sah in jenen Tagen, der erschrak vor ihm. Seine Augen waren weit geöffnet. Sein Haupt war nach vorn geneigt, als wollte er das Raunen in der Welt auffangen.
Wer den Ulrich sprechen wollte, mußte ihn erst in die Wirklichkeit des Tages rütteln.
Wenn der Kampf brandete, konnte Ulrich fast träumend in einem Zelte sitzen und mit der Feder über das Pergament fliegen.

Seite auf Seite, Bogen auf Bogen füllte sich.
Zwischen Pavia und Bologna, zwischen Venedig und Rom wurde Ulrich durch die Wandlung, die der Geist des Krieges bewirkte, einer der Geweihten Deutschlands.
Einer von denen, die hinfort kein Eigenleben führen können.



Als die Kämpfe vorüber waren, eilte Ulrich nach Deutschland, zur Heimat, um ihr zu dienen im eignen Hause.

Der Dienst

Der Winter des Jahres 1513 war hart und schneereich. Die Äste brachen durch die Last des gefrorenen Schnees von den Bäumen, und die Tiere des Waldes zerschnitten sich an der Eisdecke, die über Flur und Grasnarbe lag, die Zehen, so daß sie sich, rote Spuren hinterlassend, bis zu den Ansiedlungen der Menschen schleppten.

Und das Herz der Menschen mochte entscheiden, ob man die Tiere totschlug oder ob man sie hegte.

In diesem Winter zog Ulrich zur Steckelburg!

Man denke: einer, der ausgezogen war, um frei zu werden und in Freiheit zu leben, kehrte zurück!

Heimat!

Berge und Wolken, Täler und Flüsse, alles ist eigen, alles ist anders, alles ist näher und wärmer in der Heimat.

Als Ulrich die Steckelburg aufragen sah, stürzten ihm die Tränen heiß über die Wangen.

Heimat!

Kaum erkannt, hatte er sie schon verloren. Aber die Sehnsucht war geblieben bis in den letzten Tag. Die Sehnsucht nach Kindheit und Geborgensein, nach Vertrautheit und Gepflegtwerden.

Was wohl der Vater sagen mochte?

Hier waren die Gedichte. Hier die Berichte über die ritterlichen Taten.

Und die Mutter? Er hatte ihr aus der Beute des Krieges ein Kettlein mitgebracht. Ob sich die Mutter freuen würde?

Ob sie alt geworden war, die Mutter? Ob - ob sie noch lebte, die Mutter?

Und der Eggbrecht, halt, der Eggbrecht! Das Amulett von ihm, das war mitgezogen durch alle Abenteuer und durch alle Nöte. Der Eggbrecht, der treue Kerl. Der sollte sich freuen, wenn er ihm nun auch vom Kriege erzählen konnte und von wilden Streichen!

Was wohl die Geschwister machten? Was wohl aus ihnen geworden sein mochte? Ulrich hatte keine rechte Vorstellung von seinen Geschwistern.

Aber der Tyras? Nein, der war bestimmt tot. Hunde werden nicht so alt, und Tyras war schon damals nicht mehr der Jüngste.

Was gab es denn noch auf der Steckelburg?

Große Zimmer und winklige Ställe. Einen Brunnen. Mauern. Zinnen. Ulrich suchte Stein auf Stein der Erinnerung zusammen, bis sich das Bild zusammenfügte. Das Bild der Heimat!



Hinter dem Tor der Steckelburg gab es eine große Aufregung.

Der Herr Ulrich sei draußen!

Eher hätte man erwartet, der Erzengel Michael machte persönlich der Steckelburg seine Aufwartung.

Die Burgleute liefen zusammen. Nun, wie ein Ritter sah der Kerl, der jetzt über den Hof hinkte, nicht aus.

Ob es überhaupt der Herr Ulrich war? Man hörte jetzt soviel von Gaunern und Schwindlern, die an Stelle längst Gestorbener ankommen, um ihr Erbe anzutreten. Aber wie ein Schwindler sah der da draußen nicht aus. Ein Schwindler wäre mit Roß und Reitern dahergekommen und hätte gelärmt und gepocht und gefordert. Aber der da kam unscheinbar und gedemütigt an, fast schlich er. Doch! Sicher war er es. Jetzt hob er grade seinen Blick auf zu den Fenstern. Das war ein Huttensches Gesicht.

Von dem Lärm angelockt, schaute Frau Ottilia aus dem Fenster. Der Herzschlag stockte ihr. Wahrhaftiger Gott, es war der Ulrich!

„Dank, tausend Dank, Gott, daß du mir den Jungen wiedergibst."

Frau Ottilia lief die Stufen hinunter.

„Ulrich!"

„Mutter!"

Und da hielten sich die beiden umschlungen, während ihre Tränen sich vermischten.

Die Burgleute standen schweigend zur Seite. Das junge Volk sperrte vor Staunen und Neugier das Maul auf, die Alten wischten sich verstohlen mit dem Ärmel über die Augen.

Der Ulrich war da! Der Abenteurer, der Landfahrer! Der Vater Ulrich hatte ein unangenehmes, ein peinliches Gefühl. Würde der Sohn jetzt mit Vorwürfen kommen, mit Forderungen, mit irgendwelchen Nöten? All die Jahre war das Verhängnis fern von der Steckelburg, jetzt kam es höchstpersönlich hierher!

Nein, dem Vater Ulrich war es gar nicht recht, daß der Sohn so kam. Zu Fuß, schlecht gekleidet, schlecht aus-

sehend. Sicher wollte er etwas. Sonst wäre der doch nicht gekommen!
Die Mutter kam am Arme Ulrichs in des Vaters Gemach. „Der Ulrich ist da!"
„Vater!"
Der winkte ab. „Laß nur, Ulrich. Wir werden manches zu besprechen haben." Und dann brach ein klein wenig das Vatergefühl durch. „Sicher wirst du von der Reise müde und hungrig sein. Die Mutter wird für alles sorgen. Wir sprechen morgen weiter."



Ulrich lag im Bett und konnte im Überschwang des Glücksgefühls nicht einschlafen, obwohl er müde war. Zu Hause sein! Was für ein unbekanntes, herrliches Gefühl! In einem Bett zu schlafen, das die Mutter zugerichtet hatte. Brot zu essen, das zu Hause gebacken war! Alles war freundlich und schön. Die Steine in der Wand selbst strahlten Wärme aus.
Es würde schon alles gut werden, hatte die Mutter gesagt? Gewiß, alles würde gut werden. Und der Vater würde Verständnis haben. Und dann, ja dann wäre ja alles gut?
Ja! Alles!



Ulrich wachte am andern Morgen auf, als ihm eine Frauenhand mild und sanft über die Stirn fuhr.
Herrgott ja, er war ja zu Hause! Und die Mutter stand vor seinem Bett! Er möge aufstehen, es sei schon spät und der Vater ganz ungeduldig, ihn zu sprechen!

Ulrich beeilte sich. Kaum, daß er ein wenig gegessen hatte, begann der Vater, seine Fragen zu stellen. Und wenn Frau Ottilia hin und wieder versuchte, ihren Mann zu unterbrechen und den Ulrich in Schutz zu nehmen, bekam sie einen solch zornigen Blick zugeschleudert, daß sie verstummte.

Der Herr Sohn hätte ja lange genug sich herumgetrieben! Ulrich bemühte sich, jede Gegenrede zu unterdrücken. Weggelaufen sei er damals, der Herr Sohn. So mir nichts, dir nichts, und den Vater hätte er ohne jedes Bedenken in die größten Verlegenheiten gestürzt. Um Geld hätte er allenfalls gebettelt, sonst aber sich den Teufel um Vater und Mutter gekümmert. Geld ausgeben, ja, das hätte er gelernt wie kaum ein zweiter!

Ulrich dachte daran, daß der Vater mehr als geizig mit dem Geld gewesen war. Aber er sah das Flehen in den Augen der Mutter und schwieg.

Was er denn gelernt habe in all den Jahren?

Ulrich sah, daß sein Vater ihn doch nicht begreifen würde. So begnügte er sich mit der Mitteilung, die Studien des römischen Rechts habe er wegen der kriegerischen Verwicklungen, in die er hineingeraten sei, aufgeben müssen. „Aufgeben müssen", hörte der Vater.

Da richtete sich Ulrich hoch auf: Ja, müssen, aber auch wollen, denn Deutschland und der Kaiser seien ihm lieber als das ganze römische Recht zusammen!

Das hätte Ulrich nicht sagen dürfen. Denn der Vater wollte, daß sein Sohn zumindest ein Examen im Recht ablegte.

„So ist alles umsonst gewesen?"

Ulrich versuchte, seinem Vater zu erklären, daß nichts in seinem Leben und in seinem Lernen umsonst gewesen sei. Aber für den Vater genügte es, zu wissen, daß sein Sohn nach all den Jahren des Studierens ohne einen Titel nach Hause gekommen war.

Diese Schande! Einen Sohn zu haben, der verbummelt, verludert, verlumpt war!

Hätte ihn doch irgendeine Krankheit geholt, hätte ihn doch der Feind in der Schlacht erschlagen! Der Tod ist besser als die Schande. Und das Gestorbensein edler als das Verdorbensein.

In der Nachbarschaft hieß es sehr bald, der verlorene Sohn der Steckelburg sei zurückgekehrt, elender und kränker noch als der aus der Bibel? Und es gab kaum einen, der nicht den Vater Ulrich bedauerte oder aber ihm das Unglück gönnte. Für Ulrich trat niemand ein.

Nur die Mutter litt um ihn. Ein Sohn, der Leid bringt und leidet, ist dem Herzen einer Mutter am nächsten! Die Geschwister zuckten die Achseln über den verkommenen Bruder und mieden seine Nähe. Der Vater verwies zwar seinen Sohn nicht von der Burg, zeigte ihm aber bei jeder Gelegenheit seine Mißachtung, so daß Ulrich sich völlig auf ein kleines Gemach, das man ihm angewiesen hatte, zurückzog.

Da kam im rechten Augenblick die Kunde zu Ulrich, Eitelwolf vom Stein, sein edler Gönner, sei zu Mainz in des Erzbischofs Albrecht von Brandenburg Dienste getreten und wünsche ihn in seiner Nähe zu haben.

Das war die Rettung in größter seelischer Not! Das war die Genugtuung gegenüber dem Vater!

Ja, Eitelwolf vom Stein! Der war ein unverbesserlicher Schwärmer! Kaum in Mainz angekommen, begann er

abermals sein großes Werk der geistigen Erneuerung. Die besten Männer Deutschlands sollten nach Mainz. Und der Geist der neuen Bildung, der Freiheit, der Großzügigkeit sollte in Mainz seinen festen Wohnsitz nehmen. Was im fernen Frankfurt mißlungen war, das glaubte Eitelwolf nun in Mainz vollenden zu können.

Als ein Brief kam mit dem Inhalt, Ulrich möge sich umgehend einfinden, schnürte Ulrich sein Bündel und zog dorthin.

Des Vaters ein wenig spöttische Wünsche und der Mutter Segen begleiteten ihn.



Die Mainzer wußten zunächst nicht so recht, wo sie den Geist und die Tatkraft Ulrichs ansetzen sollten.

Eitelwolf vom Stein hatte alle Hände voll zu tun mit Vorbereitungen seiner Aufbauarbeit, so daß der Ulrich allenfalls eine Zeitlang hätte müßig herumstehen müssen. Und daran lag niemandem etwas. Am wenigsten dem Ulrich.

So war es ihm lieb, als ihm durch die Vermittlung Eitelwolfs beim Kurfürsten Joachim von Brandenburg eine Kommissarstelle angeboten wurde.

Ulrich mußte von Herzen lachen, als er seine Bestallung las: Zum Kommissar des Rechts hatte man ihn ernannt! Ach du lieber Himmel! War das nicht ein schlechter Witz des Schicksals? Einen, der weder Lust noch Kenntnis hat, in ein Amt zu setzen, das an ganz gewisse Voraussetzungen gebunden ist? Ulrich wäre es tausendmal lieber gewesen, man hätte ihm eine Stelle in Mainz, eine politische oder lehramtliche, gegeben. Aber nun hatte man ihn zum Juristen gemacht!

Eins stand bei Ulrich fest: Nie würde er nach Paragraphen richten, nie würde er sein Gefühl beugen unter eine blutlose Gesetzesmaschinerie. Sollte er sich zum Sklaven eines fremden Rechts machen? Kannte er nicht jene trockenen, humorlosen Kerle, die jenem Rechte dienten, mit dessen Hilfe man den Gauner vom Stricke lösen und dafür den Gerechten an den Strick bringen konnte?

Pfui Teufel! Ulrich dachte an Greifswald.

Solches Recht wollte er nicht üben.

Ach, das gab eine Aufregung, als Ulrich durch die Lande zog, um im Namen Gottes und des Kurfürsten Recht zu sprechen!

Die Juristen schüttelten die Köpfe. Die Staatsautorität schien ihnen erschüttert von diesem Hutten, der am Zaun der Paragraphen zu rütteln wagte. An diesem heiligen Zaun, der die Geweihten des Rechts von der unwissenden Menge fein säuberlich und unnahbar trennte.

Das war in Erfurt, wo Ulrich ein deutsches Recht sprach. Man hatte einen Erzgauner gefangen, einen, der es bisher immer verstanden hatte, durch ein Hintertürchen des Gesetzes zu schlüpfen und im letzten Augenblick den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Das war einer, der alten Weibern das Geld unter dem Kissen wegholte. Wohlgemerkt, er stahl es nicht! O nein, dazu war er zu klug. Er ließ es sich vielmehr selbst in die Hand drücken. Und er versprach auch keine Heilung vom Rheuma oder vom Star oder von den Krampfadern! O nein, er machte nur Andeutungen, die man so und so auslegen konnte. Er verdrehte die Augen und rieb verbindlich die Hände. Er war aalglatt, der Gau-

ner! Und darum konnte ihn keiner zum Strange überführen, weil irgendein Paragraph fehlte.
Als Ulrich diesen Galgenvogel sah, wußte er genug. Und die vielen Paragraphen kümmerten ihn einen Dreck. Und einen Dreck kümmerte es ihn, wenn der Lump frech beteuerte, er habe nie Geld verlangt, man habe es ihm im wahrsten Sinne des Wortes aufgedrängt, er bestreite, eine strafbare Absicht gehabt zu haben, er sei und er wolle und er könne und er würde - - - -
Es war ein furchtbarer Wortschwall, den der Gauner losließ, ein Wortschwall, mit dem er schon so manchesmal die Richter fassungslos gemacht und verwirrt hatte. Ulrich sprang auf und schlug auf den Tisch und schrie, daß der Angeklagte das Maul nicht zubekam, er solle in Gottes Namen reden, was ihm lieb sei, das nütze ihm gar nichts mehr. Ihm, dem Richter, genüge es, festzustellen, daß den armen Leuten Geld genommen sei, wofür ihnen wiederum nichts geboten worden wäre. Er könne es ihm, dem Richter, nicht weismachen, daß die armen Leute das Geld aus lauter Liebe an ihn gewandt hätten. Und weil er so ein gemeingefährlicher Schurke sei, müsse er daran glauben. Für ihn sei kein Platz in Deutschland! Der Gauner wurde kreideweiß. Wo da das Recht bleibe?
Ulrich höhnte, es gebe ein Recht, das aus dem gesunden Empfinden komme, und das sei das wahre Recht. Alles andere diene, wie man an jenem sehe, nur zur Verdrehung.
Die Wogen der Erregung gingen hoch in Erfurt.
Die einen, die Guten, priesen den Hutten als einen gerechten Richter, die andern, die kein reines Gewissen

hatten, und zu denen gehörte auch manch Richter von Berufs wegen, meinten, jetzt käme die Zeit der Willkür. Ach, es wurde ein Gerede groß in Erfurt. Ein Getuschel gegen das merkwürdige Recht, das der kurfürstliche Kommissar übte. Aber daß das Urteil einen Gauner traf, der sonst nie gerichtet worden wäre, das wollten die Tuschler und Denunzianten nicht sehen! Es war gut für Ulrich, daß diese Tätigkeit sehr bald ein Ende hatte.



Eitelwolf vom Stein ließ Ulrich Nachricht zukommen, es sei an der Zeit, dem Kurfürsten und Erzbischof von Mainz zu huldigen. Der Tag des feierlichen Einzugs jenes zweifachen Fürsten, des weltlichen und geistlichen, stünde bevor.

Da saß der Ulrich in einer schönen Klemme! Ein Lobgedicht schreiben auf einen Fürsten, der erst einmal beweisen sollte, daß er Lob verdiente? Nein, zu solcher Lobhudelei wollte er sich nicht hingeben!

Aber konnte man denn nicht ein Gedicht schreiben, das mehr Mahnung als Lob war?

Ulrich sann lange nach.

Und dann schrieb er Tag und Nacht.

Und es wurde ein großes Bekenntnis zu einem neuen Reich. Zu einem Reich ohne Barbarei. Zu einem Reich, dessen Stände wetteiferten in der Liebe zur Wahrheit und zur Freiheit.

Und Ulrich schrieb vom Kampf der Staufer und der Pflicht der Herrschenden, ihnen nachzutun im Eifer und in der Wachsamkeit. Eine leise Klage mischte sich in den Strom der Begeisterung: die Klage über den Unver-

stand, die Unbildung und das Nichtlernenwollen der Ritterschaft. Aber hinter dieser Klage wieder stand die Aufforderung an den Fürsten, sich zu entscheiden für das Gute und Edle und Hohe.
So wurde aus dem Lobgedicht ein politisches Epos, daß der Fürst und Eitelwolf vom Stein gleicherweise erstaunt und beglückt waren von der dichterischen Kühnheit und dem staatsmännischen Ernst des jungen Hutten.
Und es begann ein Wetteifern der Besten in Mainz um Ulrich. Es war ein Ehrbezeugen und ein Liebebeweisen, daß Ulrich allen guten Geistern dankte, die ihn und die Wissenschaft beschützten. Was heißt das auch für einen jungen politischen Dichter, wenn der Fürst ihm dankt und ihn belohnt mit zweihundert Gulden Goldes, wenn er ihm für später, nach Beendigung einiger wichtiger Studien, eine Stelle in seiner unmittelbaren Nähe verspricht!
Und war es nicht ein glückhaftes Gefühl, von einem Manne wie Eitelwolf geachtet und geehrt zu werden? Und war es nicht eine erhebende Genugtuung, daß ein Verwandter wie der Marschalk Frowin von Hutten jetzt stolz war, mit ihm, dem Ulrich, eines Blutes zu sein? Oh, Ulrich wünschte, sein Vater wäre in Mainz!



Eines Tages gab es große Aufregung in Mainz: der Erasmus sollte kommen!
Der Erasmus persönlich, der große Geist, der Gelehrte, der Entdecker des alten, verschütteten, aber ewig nahen Wissens!

Selbst die Pfaffen zu Mainz legten die Karten hin und hörten auf zu spielen: der Erasmus!

Die Humanisten bereiteten sich auf seine Ankunft vor wie alte Frauen auf das Abendmahl.

Sie prüften ihre Gedanken, ob sie wohl zu bestehen vermochten vor dem König des Geistes.

Es war ein Putzen und Scheuern, ein Ausstauben und Klopfen bei den Humanisten wie bei den Soldaten vor der Musterung.

Und auch Ulrich wurde von der Unruhe gepackt!

Erasmus! Der Neuschöpfer, der Vorkämpfer, der große Umgestalter!

Und als dann Erasmus kam, für kurze Stunden Rast machte und dann seine Reise, die von England bis Basel führte, fortsetzte, schaute Ulrich wie gebannt zu ihm empor. Lag nicht der Heiligenschein des Wissens und der Erkenntnis auf dem durchgeistigten Gesicht? Schauten nicht die Augen des Gelehrten weit über diese Welt in die Regionen der Idee? Und wenn Erasmus sprach, so klang die Stimme überlegen und klar. Und in ihr tönte die Wärme gütigen Verstehens.

Ulrich vergaß im Banne dieses Mannes all seine Gedanken vom Reich und von der Herrschaft, vom Kriege und vom lauten Kampfe um die Gestaltung der deutschen Gegenwart.

Er wäre dem Erasmus gefolgt bis ans Ende der Welt, um ihm zu dienen, um ihm nahe zu sein, dem König der Wissenschaften, dem Fürsten der Welt des Geistes, die keine Grenzen anerkennt, die Blut und Reich errichten. Bis ans Ende der Welt!

Noch Wochen später, als Erasmus längst schon in Basel

war, ging Ulrich wie im Traume einher und sann nach über den Zauber der Persönlichkeit des Erasmus, über den Bann, in den das Wissen Menschen schlagen kann, die Wanderer sind auf dem Wege, der zur Erkenntnis führt.



Ulrich fühlte sich in Mainz wie im Hause eines verstehenden Vaters. An nichts gebrach es ihm. Man förderte seine Studien und kümmerte sich bis ins kleinste um sein Wohlergehen. Er nutzte die Gelegenheiten, die sich ihm boten. Zu den gelehrten Freunden ging er zuweilen mehrmals am Tage, um sich hier einen Rat, dort ein Buch zu holen.

Und die Höhepunkte des Erlebens waren für Ulrich gelegentliche kurze Briefe, die ihm der Erasmus schrieb. Freundliche Anerkennung und manch schönes Lob stand in ihnen für die trefflichen, in aller Ehrfurcht und Bescheidenheit vorgetragenen Gedanken, die Ulrich in den Briefen an Erasmus niederschrieb.

Erasmus! Das war der Inbegriff allen freien Wissens damals. Das war der Geist, der vor nichts Halt machte, der alle Begriffe, die Menschen aneinanderbanden, durchleuchtete und verwarf.

Erasmus, der Gigant! Er zerstörte Reiche des Geistes, die man für ewig hielt. Er stürzte Könige und Priester aus jenem Reiche in den Abgrund der Verachtung und des Hohnes.



Ulrich stand im Begriff, alles Irdische der Bindungen zu verlassen, um ein Jünger des Erasmus zu werden, als die Faust des Schicksals ihn aus den Wolken traumhafter Anbetung riß und ihn vor die Entscheidung der Gegenwart stellte.

Es war ein schwüler Tag im Mai. Einer jener Tage, an denen das Herz der Menschen beschwert ist von Ahnungen, Tage, an denen sich Himmel und Sonne verhängen mit grauen, dunstigen Schleiern, die alle Freude ersticken. Es war ein Maientag zu Ems, da Ulrich in den warmen Quellen badete, um die Heilung seiner Krankheit zu beschleunigen, als ihm Kunde wurde, daß Eitelwolf vom Stein gestorben war.

Da brach der Himmel über Ulrich zusammen. Eitelwolf, der großzügige Gönner, der Wohltäter, der Geisteskämpfer!

Wo würde er, der Ulrich, da bleiben? Eitelwolf war sein Fürsprecher, sein Bewunderer, sein Freund, der ihm die Wege ebnete, daß er unbeschwert auf ihnen schreiten konnte.

Und jetzt sollte die Sonne dieses Glückes nicht mehr scheinen? Ulrich ahnte, daß es kalt um ihn werden würde und dunkel. Und daß der Platz an der Sonne nun von andern Menschen eingenommen werden würde, daß für ihn wieder die Ferne und das ungewisse Wandern Beruf sei. Und als der Himmel zusammengebrochen war, begann die Erde unter Ulrichs Füßen zu zittern: sein Vetter Hans Hutten lag erschlagen von dem Württemberger Herzog Ulrich!

Das Blut des Vetters schrie nach Rache, und die verkrampften Hände des Erschlagenen wiesen auf den

Herzog! Die Sprache des Blutes rief zum Kriege, nachdem die Sprache des Geistes verstummt war.
An diesem Tag des Schicksals wurde es Ulrich von neuem klar, daß die Gottheit sich in ihm nicht durch Taten des Friedens, sondern letztlich durch Taten des Krieges, nicht durch den Zustand beschaulichen Friedens, sondern durch den der kämpferischen Unruhe offenbaren wollte.
Ulrich fühlte den Ruf der Gottheit und folgte ihm voll stolzer Demut.

Das Blut

Das Blut eines Erschlagenen rief nach Rache!
Und wenn das Blut eines Verwandten ruft, dann findet es Echo bei allen, die eines Blutes sind, dann wird aus den vielen Tropfen Blutes der Sippe ein großes Meer, das braust und schäumt, das über die Ufer tritt und verheert. Das erst wieder Ruhe gibt, wenn es sein Opfer bekommen hat.
Das Blut ist das wahre Sakrament der Deutschen. Nichts ist heiliger, nichts ist bindender, nichts ist verpflichtender.
Das Gesetz des Blutes ist unabänderlich, und sein Recht ist nicht zu deuteln und nicht umzubiegen, weil sich die Gottheit nicht dem Menschenwillen beugt. Es zwingt das Volk zum Staat und das Reich zur Tat, es zwingt den Glauben zum Kult und wacht mit dem Schwerte über der Nation!
Das Blut!

Wer war denn schon ein Hans von Hutten?
Der Lieblingssohn des Ludwig Hutten, der seine Hand so manchesmal zur rechten Zeit über den Ulrich gehalten hatte!
Nun, das war schon eine Verpflichtung. Aber das Blut kennt nicht jene bürgerliche Dankbarkeit, die ein Ver-

gelten mit Gutem fordert um der guten Sitte willen! Was war denn an dem Hans von Hutten?
Ein junger, frischer Bursche war er. Einer, den alle lieben mußten um der natürlichen Unschuld und um der Gradheit willen. Einer, der sich Freunde schuf wegen der Verbindlichkeit und der Liebenswürdigkeit seines Wesens. Aber um solcher Freundschaft willen steht nicht Blut wider Blut auf!
Und der Grund, warum der Hans von Hutten ermordet lag? Gewiß kein ganz ungewöhnlicher. Einer, der oft zur wilden Tat führt, wenn zwei Männer dieselbe Frau lieben!
Der Herzog und Hans waren Freunde gewesen, die Tag und Nacht zusammenhielten, die gemeinsam auf Jagd gingen und in verwegene Kriege zogen, die beisammensaßen beim Wein und beim Spiel. Freunde und Gefährten in Freude und Gefahr.
Bis die Frau dazwischentrat. Die Frau voller Reize, in bestrickender Anmut, die der Glückspilz, der Hans, sich heimgeholt hatte. Die schöne Ursel.
Da kam der Stachel des Neides ins Herz des Herzogs, dem die leidige Rücksicht auf die Politik ein häßliches, garstiges Weib aus einflußreichem Hause ins Ehebett gebracht hatte.
Und der Herzog hatte schon immer die Ursel geliebt, dieses frische, frohe Menschenkind, neben der kein anderes Weib bestehen konnte. Auch keine Herzogin Sabine! Die schon gar nicht.
Wehe der Leidenschaft! Sie ist wie vergifteter süßer Wein, der gut schmeckt und das Blut verdirbt.
Wehe dem Mann, der die Leidenschaft Macht gewinnen läßt über sein Herz! Er wird zum Spielball seiner

Sinne, die ihn aufpeitschen in den Himmel hinein, die ihn stürzen in den schlimmsten Sumpf der Niederungen.

Und tausendmal: Wehe dem Fürsten, der Entbehren und Entsagen nicht gelernt hat, wenn ihn die Leidenschaft packt und zwingt! Er wird zum Tyrannen.

Angetrunken war der Herzog zur Frau Ursel ins Zimmer getreten, hatte sie bestürmt, war vor ihr in die Knie gesunken und hatte seinen Kopf in ihren Schoß gewühlt. So traf sie der Hans von Hutten an. Ursel, sein Weib, in der frechen Umarmung des Herzogs, seines Freundes! „Ulrich, bist du wahnsinnig? Laß von meinem Weib!" „Hans! Guter Hans! Du siehst mich wahnsinnig! Und ich bin's auch! Ich kann nicht leben ohne die Ursel. Hans, du mußt mich verstehen. Du bist mein Freund. Laß mich deine Frau lieben, Hans. Ich will dir alles geben. Du sollst an meiner Seite regieren über das Land. Ich will dich auszeichnen vor allen Menschen. Gib mir deine Frau, Hans!"

Der Herzog hatte die Knie seines Gefolgmannes umfaßt. Hans riß den Herzog von seinen Füßen hoch. Er dürfe vor ihm nicht knien.

Mit einer Handbewegung wies er seine Frau hinaus, die weinend zu ihrem Vater lief.

Der Herzog stand taumelnd da und hielt sich an einem Tisch.



Das war die Vorgeschichte zum Böblinger Morde.

Ein Fürst verzeiht es einem Untertan nicht, daß er ihn schwach gesehen hat.

Und der Herzog geriet in einen unglaublichen Zorn, als er erfuhr, daß seine Schmach nicht das Geheimnis von drei Menschen blieb. Daß sie vielmehr zu aller Menschen Ohren kam und seine Sippe um sie wußte. Im Wald von Böblingen fiel der Herzog über den wehrlosen Hans her und erschlug ihn meuchlings.



Da rief das Blut eines Erschlagenen zur Rache und forderte die Tat von allen, die gleichen Blutes waren. Da hallte das Land wider von den Schwertern, die sich gegen den Herzog erhoben. Und die Eide und Flüche der Versippten stiegen zum Himmel und verklagten den Württemberger Herzog.
Und was die Eide und Flüche im Himmel taten, das besorgte Ulrich auf Erden. Seine Briefe entfachten den glimmenden Zorn der Ritterschaft zum flammenden Haß gegen den tyrannischen Fürsten.
Oh, jetzt kam die Zeit Ulrichs. Jetzt kam die Zeit der Feder, die dem Schwert das Feld vorbereitete.
Da waren die Hutten eins im Geiste, und ihre mannhaften Drohungen fanden ein Echo bei den Rittern, die eine Gelegenheit sahen, gegen die Fürstenmacht sich zu erheben.
Ulrich wurde zum Wortführer der Hutten.
Sein Vater ließ ihn auf die Burg kommen, umarmte ihn als seinen Sohn, an dem er Wohlgefallen habe, bewirtete ihn mit dem Besten, was Küche und Keller hergaben, und forderte ihn auf, jetzt mit der Feder ein Ritter zu sein im Kampf des gemeinsamen Blutes.
Briefe und Gedichte entstanden, in denen Ulrich stolz die Sache der Familie und des ganzen Ritterstandes

verfocht, in denen er Worte spitzte zu Pfeilen und Sätze ballte zu Keulen, um die Tyrannei zu erschlagen. Heilige und Heiden wurden herangezogen als Zeugen der Freiheit gegen die Unterdrückung. Wie Brandgeschosse schlugen die Briefe Ulrichs in das Haus des Fürsten, daß die Flammen des Hasses hell emporzüngelten.

Aus Worten und Briefen, aus Reden und Aufrufen schichtete Ulrich den Scheiterhaufen der Feme gegen den Herzog.

Oh, er wurde zum Herold der Wahrheit gegen die Lüge, des Rechtes gegen die Ungerechtigkeit, der Ehrlichkeit gegen den Verrat. Er wurde zum Anwalt der Betrübten und Geängstigten, der Verratenen und der Geschändeten, der Hinterbliebenen und der Gemordeten.

So ritt Ulrich durchs Land als Rufer gegen den Herzog! Was sollte noch geschichtliche Wahrheit, was sollte noch richterliche Untersuchung: das Blut des Erschlagenen, das Blut eines Hutten schrie zum Himmel!

Aber Kaiser Maximilian griff nicht ein: er brauchte den Herzog. Mochten sich die Parteien gütlich einigen mit Geld! Und außerdem war die Herzogin Sabine, eine Bayerin, seine Nichte. Aber Ulrich ließ nicht ab, ins Feuer zu blasen. Und als eines Tages Sabine bei Nacht und Nebel ihren Mann verließ, da wußte sich der Ulrich vor Freude kaum zu fassen. Da wurde die häßliche, zänkische Sabine zur hohen, heiligen, schönen Frau und Dulderin.

Blut um Blut! Noch war die Tat nicht gerächt.

Schon hatten die Hutten in Gemeinschaft mit den Bayern über tausend Ritter und Knappen gesammelt. Schon begann der Herzog sich zu rüsten.

Ulrich sah im Geiste Deutschland brennen und alle Tyrannei in Flammen aufgehen, denn der Kaiser sah sich endlich gezwungen, die Acht über den Herzog auszusprechen.
Schon frohlockten die Hutten und ihre Verbündeten, als die Kunde zu ihnen kam, der Kaiser hätte durch Verhandlungen den Herzog mit einer geringen Strafe belegt. Und der Unterhändler beim Kaiser, der Rechtsverdreher sei Matthäus Lang gewesen, der Kardinal!
Oh, es war Verrat am Werke. Das Pfaffentum stellte sich auf die Seite des Mordes! Auf die Seite der Tyrannei!
Die Acht war durch geheime Übereinkünfte zurückgenommen worden, und das junge Recht ins alte Unrecht verwandelt.
Der Herzog triumphierte und ließ sich zu Gewaltmaßnahmen hinreißen. Er ging gegen seine Feinde los, überfiel sie, verbrannte die Schlösser und lachte nur höhnisch, als man die Buße für den Ermordeten, die der Kaiser bestimmt hatte, einziehen wollte.
Da mußte der Kaiser zum zweiten Male über ihn die Acht verhängen. Und das Blut schrie zum Himmel und forderte Rache.



Es war ein harter, kriegerischer Geist über Ulrich gekommen, während er für das Recht des Blutes kämpfte. Und so ist es in der Geschichte eines Menschen, daß alle Geschehnisse in einer geraden Reihe stehen, wenn erst der Mensch ein Ziel im Geist erreicht hat, von dem aus er auf die Welt herniederschauen kann.

Es kommt nicht auf die letzte Richtigkeit des Schauens an, das liegt schon außerhalb des menschlichen Könnens. Es geht vielmehr darum, die Welt einheitlich zu schauen. Als der Ulrich über die ersten Niederungen unpersönlichen Erkennens und Erlernens sich emporgeschwungen hatte zum persönlichen Anschauen und Erleben, erkannte er Deutschland und erwachte er, zum politischen Denken und Fühlen gezwungen.
Da lag Deutschland wie ein schlafender Riese, auf dem Kobolde und Unholde ihr Unwesen trieben.
Da entstand das politische Lied vom Niemand. Vom Niemand, der Deutschland geboren wurde, vom Niemand, dessen Geschichte, dessen Leben, dessen Dasein Deutschland aus dem Schlafe reißen sollte.
Der große Niemand!
Niemand lebt zum Nutzen der Nation!
Niemand verzichtet auf seinen Futtertrog, damit das Volk satt wird!
Oh, Niemand wagt in Gegenwart der Regierenden zu sprechen von den Nöten der Nation, von der Herrschaft der Minderwertigen, von der Unterdrückung der Freiheit, vom Seufzen der echten Deutschen, denen die Gesinnung mehr ist als der Lohn!
Niemand stirbt lieber, als daß er seine Ehre aufgibt!
Niemand treibt das römische Recht und das kanonische dazu zum Tempel hinaus und läßt die deutsche Gradheit, die deutsche Anständigkeit zu Worte kommen.
Ach, es war ein herrliches Gedicht, ein vernichtendes Gedicht vom Niemand.
Kommt her, ihr Dunkelmänner, ihr Privilegienpocher, ihr geistlichen Schnapphähne, Niemand wird euch in

Deutschland zu Paaren treiben. Niemand wird eurem verräterischen Tun ein Ende setzen!

Zwischen allem Hin und Her der Rüstung gegen den Herzog von Württemberg, zwischen den Kämpfen für das Blut der Hutten gegen die Willkür des Fürsten, zwischen dem Schreiben und Anklagen, zwischen dem Dichten für die Freiheit und dem Werben für den bewaffneten Aufstand, mußte Ulrich auf das Verlangen seines Vaters und unter dem Druck der Vorwürfe seiner weiteren Familie das Studium des römischen Rechtes wieder aufnehmen.

Und auch die Mainzer Freunde wollten sehen, daß Ulrich Ernst machte mit seiner Ausbildung. Da standen ja auch noch zweihundert Gulden und winkten!

Von allen Seiten bedrängte man Ulrich, die juristischen Studien zum Abschluß zu bringen, um dann in den endgültigen Dienst zu treten.

Pfui Teufel auch! Das hieß: Examen machen und sich von aufgeblasenen Professoren den Doktorhut aufsetzen lassen! Nach den politischen Kämpfen und zwischen den stürmischen Ereignissen der Zeit sich hinsetzen wie ein friedlicher, strebsamer Bürger und zum Examen arbeiten! Fünfzig Gulden von dem Mainzer Stipendium ließ sich Ulrich auszahlen und zog damit, gleicherweise traurig wie verbittert, nach Italien.

Jetzt, wo der Scheiterhaufen schon schwelte, nach Italien! Aber der Vorsatz, auf keinen Fall das Possenspiel eines Doktorexamens mitzumachen, stand bei Ulrich fest.

Wenn er doch wenigstens noch einmal den Erasmus gesehen hätte! Der war noch in Basel. Aber der Weg Ulrichs ging nicht dort vorbei.

So schrieb sich Ulrich in einem langen Briefe an Erasmus alle seine Sorgen, seine Mißstimmungen, seine Sehnsüchte vom Herzen.
Und dann zog Ulrich seine Straße nach Rom.
Seine Füße schritten zwar rüstiger, kräftiger, und sein Körper war gesunder als auf der ersten Reise nach Italien. Aber sein Blut war traurig, weil es den goldenen Kerker fürchtete, den Kerker des Hofdienstes, der winkte!



Das war also Rom! Die Stadt der Heiligen und der Wechsler! Die Stadt der Armut und der Völlerei. Ulrich faßte an die goldenen Säulen und behielt Flittergold in der Hand!
Herrgott! Das war die Stadt, die die Welt beherrschte! Hier stank es, als ob die Abflüsse aller Herren Länder in einem Tümpel zusammenflössen. Und die Narrenseile, an denen Kaiser und Könige hingen, um nach Roms Fingern zu tanzen, schleiften im Kote.
Voller Ekel lief Ulrich aus Rom in die Weite, nachdem er einen Tag dort gewesen.
Auf den Trümmern eines Hauses, das vor tausend Jahren einem reichen heidnischen Römer gehört haben mochte, saß er und sah auf Rom hinab. Hier, in den Trümmern, wehte noch der herbe, würzige Duft des Heidentums, und dort unten, in Rom, brodelten die verlogenen Weihrauchdämpfe eines reichgewordenen Christentums.
Und aus dem Grübeln und Sinnen und Vergleichen entstand ein Gedicht über Rom. Aber Rom, die große Hure. Mit dem Heiligsten triebe man Schacher und

verkaufte Gott wie eine Ware! Müßige Menschen, zu Massen geballt, liefen durch die Gassen und verpesteten durch ihre ekle Gesinnung die Luft über den heiligen Gräbern.

Wenn sich einer als Deutscher bekannte, so mußte er gewiß sein, Hohn und Spott zu ernten. Wer in Rom zu Ansehen kommen wollte, mußte sein Blut verleugnen und verraten! Und je schneller einer seine Heimat vergaß, um so schneller fand er Ohren und Herzen, Türen und Stellen offen.

Das mußte Ulrich oft genug erfahren. Wenn er als Deutscher kam, halfen ihm selbst nicht bei Humanisten die Empfehlungsschreiben des Erasmus.

Das Schwert

Von Westen her zog ein Gewitter auf. Und die Wolken trennten die Sonne von der Erde.
Die Wolken kamen aus Frankreich, das keine Ruhe geben wollte. Franz von Frankreich, der Hasser der Deutschen, der Feind der blonden Menschen aus dem Norden, hatte den Thron bestiegen und mit dem Purpurmantel des Königs den Haßgedanken und den Rachewunsch angezogen.
Franz von Frankreich zog nach Italien, um die vom deutschen Kaiser Maximilian eroberten Gebiete zurückzugewinnen.
Maximilian, der Alte, der Zauderer, der Abwägende, der Vorsichtige, und Franz, der Stürmische, der Hassende, der Wagende!
Ganz Frankreich jubelte!
Tod den Deutschen! Tod allen Feinden Frankreichs! In Italien standen allerorts die Frankreichfreunde auf. Jetzt kam ihre Stunde.
Tod den Deutschen! Tod der deutschen Wissenschaft! Da verkauften geschäftstüchtige Händler neben ihren Tintenfischen und Maronen Schimpflieder auf den deutschen Kaiser und Schmählieder auf die Deutschen. Da machte man ein Geschäft aus dem Hasse gegen Deutschland! Dicke Weiber und schmierige, faule Männer hielten sich die Bäuche vor Lachen im Theater.

Nein, was waren doch die Deutschen für Narren! Zum Bersten!
Und Kaiser Maximilian?
Seht doch, Leute, diesen Trottel, was will denn der noch bei uns in Italien? Haut ihn hinaus mit seinem saufenden Heere!
Was half es, daß Ulrich einige Freunde um sich sammelte, um dazwischenzuhauen, wenn das Pack es zu arg trieb! Was half es schon, wenn ein Italiener ein paar Zähne verlor oder einem zu frechen Französling das Blut aus der Nase spritzte? Die Schreier und Spötter liefen wohl weg, aber nach wenigen Augenblicken waren sie schon wieder da.
Ulrich reiste fast einen Tag um den andern in die Umgebung Roms, um die Schmähung Deutschlands nicht zu hören.
Da saß er denn in Schenken oder auf Ruinen, um die Schande der Gegenwart zu vergessen und vom Kampf, vom deutschen Kampf der Zukunft zu träumen.



So trieb es ihn eines Tages wieder weg, und er ritt mit einem Freunde nach Viterbo.
Wein her, um zu vergessen!
Der Wirt sprang, und die Schenkmädchen liefen, und die beiden tranken und träumten.
Wenn zwei junge Deutsche trinken, so wird ihr Geist weit, und ihr Mund strömt über von den Gefühlen, die sonst ihr herbes Herz verschweigt.
Oh, Deutschlands Macht von morgen!
O ihr gesegneten Waffen, die ihr morgen in der Feinde Herzen fahren werdet. O du heiliges Schwert, das

morgen das Blut der Feinde trinken wird. Keinem dienst du lieber als dem Deutschen. Denn der Deutsche hat dich dem Morde genommen und der Tugend gegeben. Er hat dich ritterlich gemacht.
Das Schwert erlöst den Deutschen!
Und Ulrich sprach von der Erlösung, daß beider Augen leuchteten und ihre Herzen den Kampf gelobten.
Während sie noch sprachen, wurde die Tür der Schenke aufgestoßen, und herein lärmten fünf Franzosen und verlangten zu saufen.
Als Ulrich sie sah, unterbrach er seine Rede und starrte auf die Franzosen. Sein Blick wurde stechend und bekam einen fanatischen Glanz, so daß dem Begleiter Angst wurde.
Die Franzosen merkten sehr wohl, daß sie angestarrt wurden, nur hielten sie den merkwürdig aussehenden Kerl für betrunken. Darum kümmerten sie sich nicht um ihn.
Kaum saßen sie hinter dem Wein, als auch schon ein Schimpfen und Toben, ein freches Gelächter und ein unverschämtes Sichlustigmachen begann.
Der deutsche Kaiser, dieser Narr, dieser Lump, dieser Trunkenbold gegen ihren Franz! Ha, wie sie lachten!
Da warf der Ulrich den Tisch um, daß die Kannen nur so durch die Schenke fielen, und rief, sie sollten das Maul halten!
Hei, wie da die Franzosen aufsprangen! Sie das Maul halten? In Italien? In ihrem Italien?
Sie sollten das Maul halten und nichts gegen Deutschland sagen und erst recht nichts gegen den Kaiser, schrie Ulrich und wurde rot vor Zorn.
Ach du liebe Güte, wer denn da so krähe?

Die Hähne seien sie, spottete Ulrich.
„Und du vielleicht der Adler, ja?"
Jawohl, meinte Ulrich, das sei er!
Da warf ihm der eine Franzose einen Krug vor die Füße, auf dessen einer Seite ein Adler und auf dessen anderer ein Bild Maximilians gemalt war. Da sei sein Adler und da sein Kaiser! Und die Scherben umschwirrten den Ulrich.
Da riß er sein Schwert aus der Scheide und drang gegen den Franzosen an.
„Hier, du Hahn!"
Der Franzose bebte vor dem rasenden Deutschen zurück und zog ebenfalls vom Leder.
In wenigen Augenblicken war alles geschehen. Da spritzte Blut auf aus dem Leibe des Franzosen und befleckte Wände, Tisch und Menschen. Und im selben Augenblick merkte Ulrich, wie es ihm heiß über die Wange lief.
Als der eine lag, stürzte sich Ulrich auf die andern. Doch die glaubten, den Leibhaftigen vor sich zu haben, und rissen aus wie Schafleder.
Als Ulrich von seinem Zorn ernüchtert war, sah er sich allein. Sein Freund hatte sich beizeiten aus dem Staube gemacht.
Mit einem bittern Gefühl gewann Ulrich die Erkenntnis, daß der allein ist, der das Schwert führt.
Dann beugte er sich über den am Boden Liegenden. Der röchelte noch ein paarmal und verschied dann.
Mit kalter Ruhe untersuchte Ulrich den Leichnam und stellte fest, daß er den Franzosen durch einen Stich ins Herz getötet habe.

Mit dem Recht des Soldaten nahm er ihm den Beutel ab und wischte an seiner Kleidung das Blut von seinem Schwerte.
Dann schritt er hinaus, gefolgt von dem sich bekreuzigenden und lamentierenden Wirte, bestieg sein Pferd und ritt davon.



Ulrich war ungefähr zwei Stunden geritten, als er an einer schattigen Stelle der Landstraße haltmachte. Er schlang die Zügel des Pferdes um einen Baum und legte sich ins Gras. Dann zog er behutsam, fast zart das Schwert aus der Scheide. Mit bebenden Fingern glitt er über die Klinge und zählte die Scharten. Und bei jeder Scharte dachte er, daß hier sein Schwert den Todeshieb des Feindes aufgefangen hätte.
Und er wurde stolz auf sein Schwert - und dankbar.
Als seine Wange wieder zu brennen begann, erinnerte er sich, daß er verwundet sei. Er ging in ein Bauernhaus, wusch sich und stellte fest, daß ihm der Schwerthieb des Franzosen quer über die linke Wange lief.
Voller Freude sah er das.
Jetzt hatte auch sein Körper für Deutschland Wunden erlitten! Mit ein paar Leinenstreifen ließ sich Ulrich von der Bauernfrau die Wunden verbinden und lachte, als die Frau ihm die Wunde segnete. Er dachte bei sich, daß es der Frau besser anstünde, einen Fluch daraufzulegen, denn ihrem Beichtvater wäre das sicher lieber gewesen.
Als Ulrich weiterritt, fiel ihm ein, daß er ja nicht nach Rom zurückkehren könne. Man hätte ihn dort jetzt totgeschlagen.
Aber wohin dann?

Ulrich zerbrach sich nicht lange den Kopf. Als das Pferd die Richtung nach Bologna einschlug, sah er darin einen Wink des Schicksals. Also nach Bologna!



In Bologna machte sich Ulrich an die Arbeit, die er in sich hineinfraß wie ein Kind einen übelschmeckenden Brei. Juristerei! Dieser Teufelskram! Aber er wollte diesen Berg hinter sich bringen, um dann nach Deutschland zurückzukehren. Da schwelte noch der Scheiterhaufen!

Und die Sehnsucht, nun endlich die Tat in Deutschland durchzuführen, beflügelte seine Kräfte zur gehaßten Juristerei. Und dazu kam die Angst, es könne in Deutschland das Feuer entbrennen ohne ihn, ohne seine Feder, ohne sein Schwert. *Oh, er wußte nun, daß das* Schwert zur Feder gehören müsse, um den Ideen Raum zu schaffen!

Ulrich zwang sich hinein in die Formen der juristischen Lehre und versuchte, sich in Gesprächen mit Fuchs, dem Freunde, und Johann Maria, dem Lehrer, in die fremden Gedankengänge zu finden.

Der Kreis der Juristen zu Bologna hatte für ihn manches Anziehende, allerdings war es besonders das Politische, was ihn reizte. Denn er sah in dem verhaßten römischen Recht doch wenigstens einen Widersacher gegen das kanonische. Aber das war für Hutten auch das einzige, worin er ihm einen Reiz abgewinnen konnte.

Über dem rastlosen, auf das eine große Ziel abgestellten Streben fand Ulrich noch hinreichend Zeit, sein ge-

liebtes Griechisch wieder aufzunehmen. Und bald auch verkehrte er mit einem kleinen Kreise Humanisten. Da war besonders einer, Johann Cochläus, mit dem er in einen regen Gedankenaustausch trat. Und Cochläus, einer von den Sanften und Stillen, die jedem offnen Streit und jedem derben Wort aus dem Wege gehen, war erstaunt über die Vielheit des Wissens, das in dem ungestümen, wilden und oft so rauhen Hutten steckte.
Herrgott nochmal, was war der Hutten für ein Kerl! Manieren hatte er schlimmer als ein Landsknecht. Dem Cochläus schauderte zuweilen vor dem Zuviel! Aber er war immer wieder versöhnt und verwundert, wenn er sah, daß bei Hutten alles aus einem nicht alltäglichen Zwang zur Freiheit und zur Kraft geschah.
Zu innerst blieb ihm Hutten fremd. Das wußte er ebensogut, wie es Mutian wußte. Und doch waren jene beiden Hutten gegenüber nicht frei von einem gewissen Neide, den im Grunde ihres Herzens unentschlossene Menschen gegenüber wagemutigen Stürmern haben.
Wenn Ulrich merkte, daß Cochläus und sein Kreis vor ihm und seiner Wildheit zurückschreckten, dann dachte er voll grimmiger Sehnsucht an seine Tat zu Viterbo. Und Viterbo wurde ihm zum Talisman des Geistes, wie der Stein des Eggbrecht ihm zum Talisman des Leibes geworden war.
Wenn Cochläus den Frieden der Wissenschaft und die fruchtbringende Ruhe des Geistes pries, wenn dann die jungen Humanisten dem beistimmten, dachte Ulrich ans Schwert, und der Geist des Krieges war ihm dann gegenwärtig und bewahrte ihn davor, in das schwächliche Denken seiner Umgebung zu verfallen.
Wer einmal Blut vergossen hat im Zweikampf und

wessen Blut selbst vergossen wurde, der ist geschützt vor der Verweichlichung der Bildung!
Und in Ulrich dämmerte die Erkenntnis, daß die Freiheit in Deutschland nie erstritten würde von den Humanisten allein, und er dachte in einer stillen Wehmut, die nichts Überhebliches hatte, an seine Freunde wie Mutian und Cochläus. Und auch Crotus fehlte nicht – und auch Erasmus.
Jedem dachte Ulrich im Geiste ein Schwert zu. Und bei dieser Probe versagten sie alle, die Humanisten!
Und je deutlicher und klarer sich in Ulrichs Geiste diese Erkenntnis abhob, um so bewußter stellte er seine Dichtung auf die Schneide des Schwertes. Der Anruf an den Kaiser, jetzt gegen Italien zu ziehen, wurde die Aufforderung zum Kriege um der Ehre willen.
Die deutsche Ehre, das Erbgut der Germanen, das Vermächtnis der großen ersten deutschen Kaiser, fordere den Rachezug, fordere den Tod jenes eitlen Packs, das sich wie Fliegen auf dem Körper des schlummernden Riesen tummle.
Und dann schweifte Ulrichs Sinn wieder ab und richtete sich auf jenen Herzog von Württemberg, der noch immer am Leben war. Oh, was forderten das Blut und das Schwert nicht alles von ihm! Und war nicht auch der Vater des Hans Hutten vor kurzem gestorben, an gebrochenem Herzen? Stand nicht auch dieses Mannes Blut fordernd vor ihm und seinem Schwert?
Und angesichts dieser Forderungen, die Schwert und Blut erhoben, trennte sich Ulrich von dem Wahlspruch, der bisher sein humanistisches Leben begleitet hatte, von dem Wahlspruch „Sinceriter citra pompam", der da hieß „Ungeschminkt, ohne Pomp!" und stellte das

Wort „Jacta est alea“, „Der Würfel ist gefallen“ über sein Leben. So hatte das Schwert der Entscheidung den Sieg davongetragen.
„Ich hab's gewagt“, das war der Sinn des Wortes. Und jeden Tag rief es ihm zu, daß auch der neue Tag gewagt werden müsse, um gewonnen zu werden.



Es dauerte nur kurze Zeit, bis Ulrich es wieder spüren mußte, daß das Leben eines, der um jeden Preis entschlossen ist, zu wagen, unstät und flüchtig ist.
Da waren die Studenten in Bologna. Ein wildes Volk, aus aller Herren Länder zusammengeweht. Deutsche und Spanier, Franzosen und Italiener, Böhmen und Polen. Und unter den Landsmannschaften waren besonders die Lombarden frech und anmaßend gegen die Deutschen und verspotteten sie. Das ging eine ganze Zeit gut, hin und wieder gab es Duelle oder Schlägereien, und dann war es wieder für einige Tage ruhig in Bologna.
In den letzten Tagen aber begannen die Lombarden, den deutschen Kaiser zu höhnen und Spottlieder auf ihn zu singen.
Da rotteten sich die Deutschen zusammen, verbündeten sich mit einigen den Lombarden feindlichen Landsmannschaften und sagten den Lombarden den Krieg an. Mit Feuerbüchsen und Hellebarden zogen die Studenten vor die Häuser der Gegner und begannen, sie zusammenzuschießen. Schon gab es Schwerverletzte.
Es war ein gewaltiger Aufruhr in der Stadt.
Ulrich tat sein Bestes, um die Deutschen zum Siege zu führen. Er feuerte sie durch Reden an, und überall, wo

der Kampf tobte, war er mit seinem Schwerte in vorderster Reihe.
Tagelang dauerten die Kämpfe, die Zusammenstöße, die Schießereien, bis der Statthalter Ruhe in Bologna geschaffen und eine Untersuchung anbefohlen hatte.
Und hier war es wieder Ulrich, der die Sache der Deutschen zu vertreten hatte. Da stand er nun vor dem Statthalter, einem kleinen, feurigen Italiener und sollte den Kampf der Deutschen verteidigen!
Ulrich trat vor den fremden Statthalter, wie der Gesandte des Kaisers es nicht hätte würdiger tun können. Vom deutschen Recht zum Zweikampf sprach Ulrich, vom Recht zur Verteidigung der Ehre mit dem Schwerte, und daß die Deutschen nichts weiter getan hätten als die Pflicht ihrer Nation gegenüber.
Der Statthalter zuckte geringschätzig die Schultern über solche Auffassung und meinte, die Studenten sollten lernen, nichts weiter, und alles andre, die Politik und das Kämpfen, den berufenen Stellen überlassen.
Darüber wurde Ulrich zornig und wies auf die Pflicht des Schwertes hin. Es gab einen Auftritt, von dem die Studenten noch Jahre später sprachen. Der Erfolg war, daß Ulrich aus der Stadt fliehen mußte. Hinzu kam, daß es bekannt geworden, wie Ulrich sich über eine Schandtat des Papstes lustig gemacht hatte, von der es bei Strafe des Bannes verboten war, zu reden.
So hatte Ulrich auch noch den Bann gegen sich.

*

Nach einer wilden Flucht rastete Ulrich zunächst in Ferrara, besuchte dort den neunzigjährigen Leonicenus,

den Nestor der Humanisten, den berühmten Philosophen, Redner und Mediziner und eilte von dort aus nach dem ihm sonst aus politischen Gründen verhaßten Venedig. In Venedig wollte er Abschied nehmen von zweien seiner Vettern, die nach Palästina fahren wollten. Das Schiff sollte in den nächsten Tagen den Hafen verlassen.

Die Vettern redeten auf Ulrich ein, er möge sich an der Reise beteiligen. Ulrich hätten wohl die Abenteuer in fernen Landen gereizt. Er wußte aber beim besten Willen nicht, was er im Heiligen Lande zu suchen hätte.

Ja, wenn es woandershin gewesen wäre! Seinetwegen nach Afrika oder zu den Persern. Aber in das Land, das das Blut so unzähliger deutscher Ritter und Knappen, selbst deutscher Frauen und Kinder getrunken hatte auf den Kreuzzügen, mochte Ulrich nicht ziehen.

So ließ er denn die Vettern abfahren, gab ihnen einige freche Wünsche für die Abenteuer mit und blieb eine kurze Zeit in Venedig.

Ja, Venedig! Da gab es Humanisten wie sonst in solcher Auslese an keinem andern Ort der Welt. Und weil ein gut Teil wirklicher Köpfe unter ihnen war, nahm man Ulrich mit allen Ehren auf und übersah geflissentlich, daß er ein Staatsfeind Venedigs war.

Ulrich nahm die Ehrungen gern an, um so mehr, als Crotus grade in Venedig war und die alten Freunde gern ein paar Tage oder Wochen ungestört miteinander leben wollten.

Crotus kam mit einem heftigen Haß aus Deutschland nach Venedig. Die Verhältnisse im deutschen Reiche würden immer schlimmer. Er, der Crotus, habe es satt,

die Ungerechtigkeiten mitanzusehen. Er sei jetzt als Erzieher einiger Studenten hier.

Dann überbrachte Ulrich diesem unter den Humanisten noch einen Gruß des Erasmus, jenem ein freundliches Wort des Cochläus und rüstete sich zur Reise.

Denn Deutschland rief. Es brauchte Kämpfer und Schwerter.

Der Scheiterhaufen kohlte und verlangte frischen Wind und das Brausen des Sturmes.

Unerkannt drang Ulrich auf der Heimreise noch einmal in Bologna ein, um sich von seinen Freunden zu verabschieden.

Cochläus gab ihm an den Pirckheimer, den großen Humanisten zu Nürnberg, ein Schreiben mit und zog ihn im letzten Augenblick noch, fast ängstlich, in einen Winkel seiner Stube.

Da lag, fein säuberlich verpackt und in Stoff gewickelt, eine höchst gefährliche Schrift, die, wenn man sie besaß, zumindest den Bann kostete, wenn nicht gar den Scheiterhaufen.

Es war die Schrift des Laurentius Valla, die offenbarte, daß das Papsttum nur durch Lüge und Urkundenfälschung in den Besitz seiner weltlichen Macht gekommen sei.

Herrgott, wie rief der Kampf!

Und wie groß und herrlich lockte der Krieg!

Wie stürmisch und begehrend rief Deutschland!

Der Ungeist

Es ist schon immer so gewesen, daß neben dem Geist der Ungeist steht. Er weiß geschickt zu reden und trägt die Maske des Biedermannes, die Maske des vornehmen, gesetzten Herrn oder des ruhigen, gesitteten Bürgers.

An seiner Sprache erkennt man ihn. Er spricht zumeist mit der salbungsvollen Sprache des Predigers, mit der Sprache des Mannes, der die Gefahren des Eifers kennt und darum zur Besonnenheit mahnt. Aber zuweilen, wenn der Geist mächtig zur Tat drängt, ereifert sich der Ungeist auch, dann versucht er, durch lautes Geschrei die Aufmerksamkeit der Menschen auf eine falsche Spur zu lenken.

Und weil dem Ungeist viele Masken zur Verfügung stehen und weil er alle Sprachen sprechen kann und weil er vor allem die Menschen an ihrer schwächsten Stelle zu packen weiß, an ihrer Eitelkeit und ihrer Angst, darum hat der Ungeist viele Anhänger auf der Welt, und die Zahl seiner Jünger ist größer als die Zahl der Jünger des Geistes.

Darum müssen die Jünger des Geistes das Schwert führen können, um den Ungeist zu erschlagen, wo immer sie ihn treffen.

Es stank in Deutschland! Und je mehr der Geist wehte und zur Tat rief, um so größer wurde der Gestank.

Und die Pfaffen, die es verflucht nötig hatten, schön ruhig zu sein und ihrem persönlichen lieben Gott zu danken, daß die Jünger des Geistes sie nicht erschlugen, begannen mit dem Finger auf die Humanisten zu weisen, um die Wut der Menge von sich auf jene zu lenken.

Der Ungeist war wütend, daß der Geist durch seine Jünger manchen Winkelzug manches Dunkelmannes aufdeckte, und daß die zwei Augen des Humanismus, der Erasmus und der Reuchlin, in manche Winkel sahen, in denen seit Jahrhunderten nicht gekehrt worden war!

Und da die Zeit der großen Kriege vor der Tür stand und damit die Zeit, in der der Geist sich gern offenbart und die säuberlichen Scheidungen vornimmt, mußte geschrien werden! Je lauter, um so besser.

Und weil die Dunkelmänner die Praxis fürchteten, die Tat, und damit den Umsturz, drängten sie den Kampf ab auf die Theorie, auf den Streit um Begriffe.

Selbstverständlich können Begriffe auch gefährlich werden, zuweilen gefährlicher als Kanonen, und es sind fast mehr Throne und Autoritäten von Begriffen gestürzt worden als von Kanonen. Aber die Pfaffen brauchten zunächst die Theorie nicht zu scheuen, weil sie in ihrem Kampf einen gewaltigen Bundesgenossen hatten: die Furcht der Masse.

Darum das Maul auf, Pfaffen, und geschrien.!

Im Grunde waren sie doch ganz harmlose Kerle, die Humanisten. Was wollten sie denn schon groß? Etwa Throne stürzen? Ach du lieber Gott! Die rührten keine Flinte an und waren froh, wenn sie ihrer wissenschaftlichen Muße leben konnten.

Aber irgend etwas an ihnen war ungeheuerlich, irgendwo witterte man bei ihnen Gefahr. Waren sie nicht Aufklärer? Und ist die Aufklärung nicht etwas Gefährliches? Wenn sie nun anfingen, von der Wissenschaft aus an die Religion zu gehen? Dann gute Nacht, du göttliche Ruhe. Dann ade, du schöne Pfründe!

An den Erasmus mochte man nicht gern herangehen. Vielleicht wußte man, daß er im Grunde gar nicht so sehr gefährlich war!

Aber da war der andre, der Reuchlin. Dem konnte man schon etwas am Zeuge flicken. Der war noch nicht so berühmt wie der Erasmus und auch noch nicht so geehrt von Kaiser und Fürsten wie jener. Aber gefährlich war er! Kannte er nicht drei Sprachen: lateinisch, griechisch und hebräisch? Wer das konnte, vermochte doch die Heilige Schrift zu lesen. Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes. Und wer die im Original lesen konnte, der war der Kirche und den Pfaffen zum mindesten gefährlich! Der wurde mit Leichtigkeit ein Feind des Dogmas. Und was war die Kirche ohne ihr Dogma?

Dieser Reuchlin! Dieser Barbar! Dieser Kerl, der sich anmaßte, seinen Weg zu gehen, ohne nach rechts oder links zu schauen. Der hätte mit seinen Bärenkräften lieber Landsknecht werden sollen, dann hätte er sich an Menschen austoben können, und nun, als Wissenschaftler, suchte der seine Kraft an geistlichen Dingen zu messen. Dieser verfluchte Deutsche!

Nein, dann schon lieber den Erasmus, der gern allem Druck geschickt auswich! Der würde schon rechtzeitig kehrtmachen, und am nötigen Druck würde es nicht fehlen!

Oh, im Heerlager der Pfaffen sah es gewaltig aus! Und Reuchlin merkte nichts davon, daß man gegen ihn rüstete, und daß der Ungeist alle Waffen bereitgestellt hatte.
Reuchlin wühlte sich auf dem Wege über die hebräische Sprache tief in das wirre System der jüdischen Geheimlehren hinein. Er fraß sich mit Hilfe der Lehrbücher des Grafen Mirandula durch die jüdische Gnosis bis zur Kabbala vor und suchte in der Mystik der Zahlen und der Worte nach Brücken zu Pythagoras und von dem aus nach Brücken zum Christentum.
Oh, dem Reuchlin schwebte etwas Gewaltiges vor: die Vereinigung der Mystik von Wort und Zahl mit der Mystik der Versenkung in der Gottheit. Und das Endziel sollte das Erfassen der Gottheit im Menschen sein.
Reuchlin bohrte und grub in die Tiefe, rieb verstaubte Zahlen blank und frischte halbverfaulte Worte auf. Der Reuchlin, der Hexenmeister! Die Leute auf der Straße schlugen schon ein Kreuz, wenn sie an seinem Haus vorbeigingen. Der Alchimist des Wortes, dieser Faust der Zahl! Konnte man nicht durch Wort und Zahl alles belegen und künden: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? War nicht alles vergeheimnist in ihnen? War nicht die Heilige Schrift selbst ein Buch mit sieben Siegeln, die nur der lösen konnte, der um die mystischen Geheimlehren wußte?
Reuchlin wollte nichts weiter vom Leben haben als Ruhe, um den Geheimnissen nachforschen zu können. Darum vermied er immer mehr die Berührung mit dem lauten Markt des öffentlichen Lebens.



Aber der Ungeist hatte sich einen Mann erkoren, der geschäftig genug war, durch Geschrei und Klagen auch den Ruhigsten in den Zustand der Raserei zu versetzen. Das war der getaufte Jude Pfefferkorn.
Dieser Pfefferkorn nun wollte seinen christlichen Glauben damit zum Beweis stellen, daß er mit viel Geschrei auf die koscher hinlebenden Juden fuhr. Man solle mit Feuer und Schwert gegen sie losgehen, es seien Satansviecher mit einem Höllenkult, der in verborgenen Büchern zu lesen sei!
Und die Pfaffen und die Dummen im Lande, die freuten sich und sagten: „Seht diesen trefflichen Christen, den Pfefferkorn! Wie er um des Evangeliums willen eifert!"
Ulrich spie aus beim Namen Pfefferkorn. Und die Jünger des Geistes lehnten diesen Bankert des Ungeistes ab und mieden seine Gemeinschaft.
Das war nun den Pfaffen Wasser auf ihre Mühle. Waren nicht die Humanisten samt und sonders Feinde des Evangeliums? Sonst müßten sie doch den Pfefferkorn in ihre Arme schließen!
Ach nein, das wollten die Jünger des Geistes nicht. Dazu stank ihnen der Pfefferkorn zu sehr. Aber die Anhänger des Ungeistes merkten den Gestank nicht, weil sie selbst in ihm lebten.
Und ausgerechnet zum Reuchlin kam der Pfefferkorn mit kaiserlichen Vollmachten, er, Reuchlin, solle ihm behilflich sein, der Juden heimliche Bücher aufzustöbern! Reuchlin lehnte es ab, mit dem Pfefferkorn gemeinsame Sache zu machen. Das gab ein Geschrei im Lande!

Die Dominikaner in Köln, an der Spitze der Ketzerverbrenner Hochstraaten, in Gemeinschaft mit einigen getauften Juden, die zum Teil sogar christliche Geistliche geworden waren, daneben auch die willigen und billigen theologischen Fakultäten, stellten sich auf die Seite des Pfefferkorn, um den Humanisten, um dem Reuchlin eins auszuwischen. Der Kaiser tat das einzige, was er machen konnte, er ließ den ganzen Streit zunächst liegen!

O Gott, wie boste sich der Pfefferkorn! Seine ganze Aktion war ins Wasser gefallen. War er nicht auf dem besten Wege gewesen, ein großer Mann in Deutschland, ein gewaltiger Christ zu werden? Was hätte das alles einbringen können an Geld und Ehren. Vielleicht hätte er sogar Professor werden können! Und nun hatte ihm dieser Reuchlin, dieser Hund, dieser räudige, einen Strich durch die Rechnung gemacht!

Pfefferkorn schäumte. Lange sann er auf Rache.

Dann ging er hin, schrieb das Gutachten des Reuchlin wider seine Berechtigung ab, stellte daneben das Gutachten seiner Freunde, der Dominikaner, und faßte das Ganze in einer Schmähschrift gegen Reuchlin zusammen. Oh, da hagelte es nur so von Beschuldigungen!

Ein Betrüger sei der Reuchlin! Die Juden hätten ihn gekauft! Ein Jüdling sei er! Wie jauchzten da die Pfaffen: Humanisten und Juden und Christenfeinde sind ein und dasselbe!

Der „Handspiegel", die Schrift des Pfefferkorn, wurde ein Geschäft! Was blieb nun dem armen Reuchlin anders übrig, als aus der ruhigen Versenkung wieder hervorzusteigen und auf den Tagesmarkt der Meinungen zu gehen?

Der Kaiser hatte es abermals abgelehnt, in den Streit einzugreifen. Er hatte wohl zum Reuchlin sein „Ja, ja" gesagt, damit hatte es aber auch sein Bewenden.
So mußte sich Reuchlin hinsetzen und sich mit der schmierigen Schrift des Pfefferkorn auseinandersetzen. So entstand sein „Augenspiegel".
Und jeder Satz im „Augenspiegel" war ein Faustschlag für Pfefferkorn und seine Freunde.
Wie die aufschrien! Schnell war man in Köln dabei, von Kanzeln und Kathedern gegen Reuchlin zu wettern und ihn zu verdammen. Und nach einigem Hin und Her von Briefen und Versuchen, die Spitze des Ärgernisses abzubiegen, war der große Aufruhr da.
Die Pfaffen und die Ungeister ließen es sich nicht nehmen, einen gehörigen Stank zu erregen. So leicht war nicht wieder Gelegenheit, durch geschickte Angriffe die eignen Blößen zu decken.
Pfefferkorn nahm die Konjunktur wahr und warf noch schnell eine dumme Schrift, den „Brandspiegel" auf den Markt. Das Geschäft blühte wie Jasmin im Mai. Und die Unordnung, in der die Pfefferkörner gut und gern im Trüben fischen, war gegeben.
Reuchlin tat ein übriges und schrieb einen Brief an den Kaiser, in dem er seine Wut austobte mit Ausdrücken, die einem in Schlachten ergrauten Landsknecht alle Ehre gemacht hätten. Das war nun wieder den feinen Leuten unter den Humanisten zuviel! Erasmus war empört und Pirckheimer beleidigt. Mutian wollte nicht, daß die Lehre der Kirche in aller Öffentlichkeit bloßgestellt würde. Kurzum, jeder seiner Freunde fand einen Grund, sich vorsichtig von ihm zurückzuziehen.

Wie die Hunde über einen Knochen fielen die Pfaffen jetzt über den Einsamen her. Man verbrannte seine Schriften, es regnete Erlasse auf Erlasse. Da schleppte man den Reuchlin vor ein Ketzergericht, und Hochstraaten sah ihn schon brennen.

Eine verwirrte und verfahrene Angelegenheit!

Dann erfolgte zwischendurch wieder ein Spruch, der dem Reuchlin Recht gab und die Kölner verurteilte. Schließlich wußte man nicht aus noch ein und gab die ganze Sache nach Rom weiter. Der Kaiser war froh, den leidigen Streit vom Halse zu haben.

Hochstraaten mußte nach Rom kommen, und da Rom schwankte, drohten die Dunkelmänner mit Abfall und Aufruhr.

Pfefferkorn nahm die Gelegenheit wahr und schrieb noch schnell eine Schrift „Sturmglocke", die wegging wie warme Semmeln. Er wünschte, die Zeiten möchten immer so bleiben!

Und als ein Spaßmacher schrieb, der Pfefferkorn sei ja schon längst verbrannt, beeilte sich Pfefferkorn, auf den Büchern hinzuzusetzen, daß nicht er es sei, den man verbrannt habe.

Und als es bekannt wurde, daß mittlerweile die Dunkelmänner doch noch nicht gesiegt hätten, daß vielmehr eine ganze Reihe einflußreicher Männer zu Reuchlin hielten, kamen auch die Humanisten wieder hervor und bekannten sich zu ihrem Bruder im Geist. Da wurde sehr bald eine Front der Reuchlinisten gebildet. Da hatte man wieder Mut, sich zu bekennen.

Rom sagte nicht ja und nicht nein. Es gab keinem recht und keinem unrecht, sondern schlug die ganze Angelegenheit als unentschieden nieder.

Der Ungeist zog in Gestalt des Hochstraaten mürrisch von Rom aus wieder nach Deutschland zurück. Mürrisch, weil die Gelegenheit, einen neuen Scheiterhaufen, einen Scheiterhaufen für den Geist, zu errichten, verpaßt war. Ulrich sah in diesem Streit die beiden Welten gegeneinander ringen: die Welt des Geistes und die Welt des Ungeistes. Er sah, wie die wenigen bestürmt wurden von der Masse, und sah, wie die Söhne der Finsternis den Jüngern des Lichtes nach dem Leben trachteten.
Und ob er in Italien war oder in Mainz oder auf der Steckelburg während des Ringens Reuchlins: immer dachte er voller Liebe und Sorge an den Einsamen.
Noch war der Kampf der Geister nicht entschieden, als Ulrich schon ein Jubelgedicht auf Reuchlin schrieb: „Reuchlins Triumph." Aber Erasmus, der Zögerer, wollte nicht, daß es herauskäme, bevor Rom das letzte Wort gesprochen hätte!
Und wieder sah Ulrich in seiner Schrift vom Triumph des Geistes über den Ungeist nur Deutschland, nichts als Deutschland.
Deutschland, das gerissen werden sollte aus der Hand der Schleicher und Götzendiener, der Goldsklaven und der Titelgelehrten.
Wie wurden jetzt in Deutschland, nachdem der Ungeist seine Maske gelüftet hatte, die Dunkelmännerbriefe gelesen und belacht!
Die Dunkelmännerbriefe! Diese freche Fälschung, dieser hanebüchene Unsinn, diese groteske Veralberung des Ungeistes!
Und so sehr waren die Briefe echt in dem Geist, den sie

ans Licht zerrten, daß die Dunkelmänner selbst nicht mehr wußten, ob sie diese Briefe nun wirklich geschrieben hatten oder nicht.

Wie wurden die Scholastiker vorgenommen in ihrer wüsten und verdrehten Denkart.

Der Ungeist verkroch sich wütend: gegen die Lächerlichkeit hatte er keine Waffe!

Und neben aller ausgelassenen Fröhlichkeit in den Briefen der Dunkelmänner las die Welt die ernste Klage über die Verderbtheit der Kirche, die das Maul voller guter Worte nehme und nichts Gutes zu tun verstünde. Da standen Worte gegen den Ablaß und das Wohlleben der Pfaffen, die in keiner Bibel hätten ernster und eindringlicher stehen können.

Jahre und Jahrzehnte haben die Pfaffen sich Mühe gegeben, zu erforschen, wer ihnen diesen Streich gespielt hatte. Sie hatten wohl Verdacht auf Ulrich und Crotus, aber bewiesen werden konnte den beiden nichts!

Ein befreiendes Lachen ging durch Deutschland, und der Geist wehte aus den Briefen.

Und von Erasmus sagte man, er habe beim ersten Lesen derart lachen müssen, daß ihm ein sehr gefährliches Geschwür sprang. Aber dann wurde es ihm schon wieder zuviel der frechen Fröhlichkeit. Und auch Reuchlin wollte von den Briefen nicht viel wissen.

Und noch einer war da, dem sie nicht gefielen, einer, der wenig Sinn für das Geplänkel des Geistes hatte: Luther! Es stank in Deutschland!

Und der Ungeist glaubte, er dürfe unbekümmert vorstoßen. Denn die Mauer der Kutten war fest, und das

Geschrei der Frommen und der Dummen war ohrenbetäubend.



Der Geist aber trug Ulrich über das Geplänkel mit dem Ungeist fort zu größeren Kampfplätzen.
Es war gegen Ende Juni, Anfang Juli des Jahres 1517, als sich Ulrich mit einem Freunde, Georg von Streitberg, in Augsburg befand und im Hause des reichen und klugen Patriziers Konrad Peutinger aufgenommen wurde.
Peutinger war einer jener, denen man ihr Geld gönnt. Einer, der wahrhaft Gutes tat, indem er die Kunst und alle echten Wissenschaften unterstützte.
Ulrich hatte schon in Nürnberg lange mit dem Pirckheimer über die Fragen der Verwertung der Vermögen gesprochen. Anfangs war Ulrich dafür, daß man den Bürgern, den Pfeffersäcken, das Geld ebenso nehmen sollte wie den Klöstern, um mit dem gewonnenen Gelde der Nation zum Blühen und zum Wohlstand zu verhelfen. Im Hause des Pirckheimer aber hatte er sich belehren lassen müssen, daß die richtige Anwendung des Geldes den Besitz veredele, und daß es auch Edelleute des Geldes geben könne. Der Pirckheimer war selber einer von ihnen.
Peutinger hatte Ulrich aufgenommen wie einen Sohn und ihm die besten Gemächer angewiesen. Er habe schon viel Gutes vom Hutten gehört und werde versuchen, ihm zu Ehren zu verhelfen, die ihm gebührten!
Ulrich winkte lächelnd ab, er möge sich um ihn keine sonderlichen Gedanken machen, und vor allem solle er

nicht Versprechungen geben, die hätte er in seinem Leben schon oft genug bekommen!
Da begehrte der Peutinger auf. Er sei kein Schwätzer, er wisse, was er sage, und zum Beweise wolle er umgehend mit dem Kaiser sprechen.
Ulrichs Augen weiteten sich: der Kaiser! Maximilian! Gewiß, der war ja grade zu Augsburg. Wenn er ihn sprechen könnte! Nur eine Stunde!
Peutinger nickte belustigt, was denn schon Großes dabei sei, den Kaiser zu sprechen!
Heute abend noch würde er dem Kaiser Maximilian von Ulrich von Hutten berichten. Die Hand drauf!
An diesem Abend noch. Ulrich bebte vor Aufregung. Der Kaiser! Der mußte alle seine Sorgen kennenlernen und alle seine Gedanken. Der sollte hören vom Geist und vom Ungeist, der sollte wissen von den Dunkelmännern und ihren Umtrieben.
Ob der Kaiser wirklich alles unverfälscht wußte vom Herzog von Württemberg und vom Reuchlin?
Himmel, welche Gelegenheit!
Als am Abend Peutinger beim Kaiser war und ihm von Ulrichs Kampf um Deutschland erzählte, von Viterbo, von Bologna und von allen Nöten, die der junge Ritter erduldete, saß Ulrich mit fieberglänzenden Augen neben der schönen Tochter Peutingers und starrte vor sich hin oder lief aufgeregt durchs Zimmer, so daß Konstanze immer wieder sagte, so aufregend finde sie die Anwesenheit des Kaisers wirklich nicht. Das sei doch auch nur ein Mensch wie tausend andre. Und der Vater meine, der Kaiser sei noch nicht einmal wesentlich klüger als andre Menschen. Da hätte Ulrich der Konstanze am liebsten die Faust in die Zähne ge-

schlagen. Konstanze war nur kein Schenkmädchen, das man auf den Mund schlagen konnte, wenn es vorlaut sprach.
So wartete Ulrich die ganze Nacht bis zum frühen Morgen auf den Peutinger, und als der, schwer vom Wein und müde, ankam, taumelte ihm der Hutten entgegen: Was nun sei?
„Alles besoffen", lallte Peutinger.
„Was ist mit dem Kaiser? Darf ich kommen?" Ulrich riß den Trunkenen am Arm, daß der schwere Mann um ein Haar hingeschlagen wäre.
„Ach so ... ja ... Maximilian ... Hutten ... du wirst in vier Tagen ... zum Dichter gekrönt."
In jäher Aufwallung beugte sich Ulrich über die Hand des Betrunkenen und küßte sie.
Dann lief er ziellos durch die Gassen Augsburgs und suchte es zu fassen, daß er in wenigen Tagen vor dem Kaiser stehen, daß er zum Dichter gekrönt werden sollte!



Die Tage vergingen wie im Traume.
Im Hause Peutingers war ein Flüstern und Tuscheln, wie es sonst wohl nur zur Weihnachtszeit ist.
Peutinger schaute den Ulrich hin und wieder voller herzlicher Freundschaft an, und Konstanze drückte ihm immer wieder die Hand.
Welche Ehre auch für das Haus Peutingers! Einen Dichter zu beherbergen, der vom Kaiser gekrönt werden würde.
Unter allen möglichen Vorwänden kamen gute Freunde und getreue Nachbarn zum Hause, um vielleicht einen

Blick oder gar ein Wort des Dichters haschen zu können. Oh, die Bürger sind mit dem Lobe schnell bei der Hand, wenn erst einmal ein Großer, und nun gar der Kaiser, den Anfang gemacht hatte! Und wenn Ulrich auf den Gassen erkannt wurde!
„He, Nachbar, da ist der Ritter Hutten!"
„Himmel, was hat der für eine Zukunft!"
Die Bürger machten sich schon Gedanken über Ulrichs Zukunft, und der konnte bis morgen kaum denken!



Und dann kam der Tag der Krönung! Fahnen flatterten, und Böller dröhnten. Ehrengarden zogen auf, und Fenster und Straßen wurden bekränzt. Ganz Augsburg wußte sich geehrt. Ein Dichter wurde gekrönt!
Das war der zwölfte Juli des Jahres 1517. Ein Sonnentag für Augsburg.
Für Ulrich aber war es der Anfang des ewigen Reiches, die Machtergreifung durch den Geist.
Ulrich war es, als steige der Himmel auf die Erde hinab, als verkläre der Schein der Gottheit die Dumpfheit der Menschenwelt, als sprenge das Licht die dunkle Enge der Erde.
Da schritt er nun hin zum Kaiser.
Die Edelsten der Bürgerschaft standen Spalier. Die Humanisten waren gekommen, soweit sie um diesen Tag wußten, und huldigten seinem Wege. Da warfen die Töchter der ersten Familien Blumen und grünende Zweige, junge Rosen und frisches Moos auf die Straße. Und die Reichen hatten kostbare Teppiche ausgebreitet, daß der junge Ritter einherschreiten sollte wie die Majestät des Kaisers.

Der Kaiser wartete inmitten des Prunkes seiner Umgebung auf den Hutten. Angetan war er mit den Insignien seiner Herrlichkeit und seiner Würde. Die Besten der freien Deutschen standen entblößten Hauptes an seiner Seite und warteten auf den Großen des Geistes. Als Ulrich sich dem Throne näherte und das Knie beugte in Ehrfurcht, da trat ihm der Kaiser einen Schritt entgegen und verneigte sich vor ihm und hieß ihn aufstehen. So grüßt ein Fürst den andern.

So erkannte der Kaiser des Reiches den Ulrich als ebenbürtig an und ehrte ihn als Fürsten des Geistes.

Und Ulrich stand auf und trat vor des Kaisers Angesicht. Aufrecht und stolz, mit der Rechten am Knauf des Schwertes.

Eine kurze Zeit standen sich beide schweigend gegenüber. Und das Schweigen ergriff den Hofstaat und das Gefolge, die Ritter, die Humanisten, die Bürger.

Dann trat auf einen Wink des Kaisers die errötende Konstanze vor und legte das Kissen, auf dem sich der Lorbeerkranz befand, demütig vor den Thron des Kaisers. Der Herold nahm es und überreichte es mit tiefem Verneigen dem Herrn.

Da kniete Ulrich nieder und senkte sein Haupt, während ein unnennbares Glücksgefühl seinen Körper durchrann. Der Kaiser krönte Ulrich mit dem Kranze, legte sein Szepter darauf und segnete den Dichter. Dann zog er ihn zu sich empor, führte ihn auf einen kostbaren Stuhl neben dem seinen und hieß ihn, Platz zu nehmen.

Lächelnd wies der Kaiser auf einen kleinen Tisch in der Nähe, auf dem Ulrich seine Schriften erkannte.

Es sei nur ein kleiner Dank, sagte der Kaiser, den er ihm abstatten könne für den Mut und die Treue, die sein Dichter ihm bewiesen. Ulrich drückte seine Lippen auf die Hand des Kaisers und sagte, es sei sein sehnlichster Wunsch, für die Majestät des Kaisers und die Herrlichkeit der deutschen Nation sein Leben zu lassen.
Wieder winkte der Kaiser, und der Herold trug auf einem goldnen Tablett ein zierliches Kästchen herbei. Das öffnete der Kaiser und entnahm ihm einen kostbaren Ring, den er auf des Dichters rechten Ringfinger streifte.
Diese Hand, begann der Kaiser, habe für ihn gestritten in Italien und Deutschland, diese Hand solle das Zeichen des Dankes tragen.
Schwer tropften die Tränen Ulrichs über den Ring. Und auch des Kaisers Augen wurden feucht, als er die Erschütterung des Dichters sah.
Nun schmetterte ein Hornstoß durch den Saal, und der Herold entrollte eine Urkunde, die in kunstvoller Schrift die Ernennung Ulrichs zum Dichter und Redner enthielt. Welche Anerkennung für den Kampf und das Leid der letzten Jahre! Er, der Ulrich, sei einer der Ersten in Deutschland, und die Welt schaue voller Stolz auf ihn. Zum Zeichen der Achtung verleihe ihm der Kaiser vor aller Welt das Recht, nur unmittelbar dem Kaiser verantwortlich zu sein als weltlichem Richter.
Ulrich dachte an Greifswald und den Übermut jenes Bürgermeisters! Des weiteren verlieh ihm der Kaiser das Recht, an den Hochschulen die Dichtkunst und die Kunst der Rede zu lehren.
Ulrich dachte an Wien!

Und im übrigen hätte man dem Dichter und Ritter Hutten alle Ehren zu erweisen und alle Freiheiten zu gestatten, die seinem Stande zukämen.

Da dachte Ulrich an all die Schande und Schmähung und Verfolgung, die ihm in den Jahren seiner Wanderung zuteil geworden waren, und pries den Geist, der die Freiheit errungen hatte. Und dann gedachte Ulrich aller Humanisten und Kämpfer für die Freiheit, in deren Namen und an deren Statt er sich hier stehen wußte. Das sollte Deutschland das Zeichen sein, daß die neue Zeit angebrochen und daß die alte in Trümmer zerfallen sei. Bekannte sich nicht die deutsche Nation im Kaiser zur neuen Wissenschaft, zum großzügigen Denken?

Ulrich flehte zum Geist, daß er die Großen in Deutschland erfüllen möge!

Und braucht nicht der Dichter so nötig für sein Werk, für die Betätigung des Geistes in ihm, die Anerkennung, das Verständnis, das Lob, die Bewunderung der Großen, der Regierenden? Denn wem dient der Dichter anders als der Nation, deren Erste in der Macht die Herrschenden sind?

Und wehe über die Herrschenden, die den Dichter nicht verstehen, die zeigen, daß sie nicht vom Geiste sind und daß sie dem Blut des Volkes fremd sind.

Hier in Augsburg stand Deutschland auf und bekannte sich zum Geist. Hier fanden sich Kaiser und Dichter zu einem Bekenntnis. Hier wich der Ungeist zurück in das Land der Nächte!

Das Rufen

Ein Aufatmen und ein Fluchen zugleich ging durch Deutschland: Hutten gekrönt! Hutten vom Kaiser anerkannt und ausgezeichnet! Die Humanisten und die Revolutionäre in Deutschland jubelten. Die Dunkelmänner schäumten vor Wut! Und die Gewaltigen im Reich versuchten, Ulrich zu sich zu ziehen, ihn in ihrer Nähe zu haben. Denn es steht einem Großen wohl an, sich durch den Schimmer des Geistes verklären zu lassen. Da kamen die Mainzer und sagten: „Mein Lieber, du gehörst uns!"

Und die Bamberger kamen und boten: „Komm zu uns, da wirst du ein angesehener und geehrter Mann!"

Und der Pirckheimer wollte ihn nicht von sich lassen, als Ulrich für einen Sprung nach Nürnberg fuhr.

So manchen hätte das Drängen und Sichreißen der Großen stolz und hoffärtig gemacht. Manch einer wäre ohne viel Überlegen dem gefolgt, der den höchsten Preis bot.

Ulrich aber schnürte, ohne viel auf die Angebote zu antworten, sein Bündel und reiste zur Steckelburg. Denn in ihm war das Rufen des Geistes!

Und der Geist erhob seine Stimme im Gewissen Ulrichs, wenn die Mächtigen die verlockenden Angebote machten, und raunten: „Tu's nicht, Ulrich! Verkaufe dich nicht! Du mußt frei sein für das Werk!"

Und Ulrich folgte der Stimme.
Denn einer, der einmal die Wahrheit erblickt hat, muß ihr nachgehen wie einer schönen Frau. Und wer der Wahrheit einmal ins Auge geschaut hat, kann nicht eher Ruhe geben, als bis er sie ganz besitzt.



Man stritt sich noch um Ulrich, als der schon längst auf der Steckelburg war.
Diesmal trat der Vater ihm mit hellen Augen, fast herzlich entgegen. Und die Mutter schluchzte ein um das andre Mal auf vor Glück über den Ulrich!
Was er denn nun eigentlich wolle, fragte der Vater nach wenigen Tagen, als Ulrich keine Anstalten machte, von seinen Plänen und Zielen zu sprechen. Wie weit es mit dem juristischen Doktorexamen sei!
Ulrich entgegnete, er hätte so vielerlei zu tun, daß er etwas Bestimmtes noch gar nicht sagen könne. Er wolle sich nur in den großen Strom der Arbeiten stürzen und getrost darauf vertrauen, daß der Strom ihn schon an der richtigen Stelle an Land treiben werde. Und was den Doktor anbeträfe, je nun, das sei doch jetzt überflüssig. Denn den Doktorhut könne man allenfalls leichter erwerben als den Dichterkranz. Demnach hätte einer, der zum Dichter gekrönt sei, den Doktorhut schon von Rechts wegen überholt.
Der Vater hörte Ulrich ungern so reden und meinte, ein Dichterkranz verwelke rasch, ein Doktorhut sei schon beständiger. Und Ruhm verginge schneller als das Amt!



Der Ruf klang in Ulrich, und der Geist trieb zur Tat. Hatte nicht Cochläus die Schrift des Laurentius Valla gezeigt?
Es kostete einiges Hin und Her, bis eine Abschrift angefertigt war. Herrgott, was stand darin! Was waren das für Möglichkeiten! Die Dunkelmännerbriefe waren ja frech und witzig. Sie waren Pfeile. Aber die Schrift des Valla war Keulenschlag, war Schwertstreich, war Hellebardenhieb! Ulrich, frech, wie er in solchen Lagen immer war, schrieb einen frommen Spruch an den Anfang und widmete die neuentstandene Schrift des Valla dem Papst! Gewiß nicht, um ihm eine Freude zu machen. Denn einer, der ein Testament gefälscht hat, um in einem schönen Schloß zu wohnen und ein herrliches Gut um sich zu haben, ist in derlei Dingen leicht empfindlich!
Welche Versuchung für den Papst! Was würde Leo sagen? Da standen doch Lobpreisungen auf die Gerechtigkeit und auf die Wahrheit, da standen Hinweise auf die bösen und gottlosen Päpste in der Schrift, daß jeder, der gegen sie sprach, sich in eine Reihe stellte mit den Betrügern und Gaunern, den Fälschern und Erbschleichern.
Herrgott, und was hatte der Ulrich noch in die Vorrede für Zündstoff hineingelegt!
Die ganze Frage des Pfründenverkaufs, des Seelenschachers durch Rom, die üblen Geldschneidereien durch die Pfaffen, die Erpressungen durch die kirchlichen Würdenträger, alles flocht Ulrich geschickt ein mit einem klugen Hinweis darauf, daß das gestern noch möglich gewesen sei! Und jeder, der es las, wußte, daß das Heute gemeint war.

Das gab wieder Fluch und Freude!
Fluch bei den Römern, aber diesmal verbissenen Fluch und verhaltenen Grimm! Man schwieg vorsorglich.
Und Freude bei allen, die gegen Rom, gegen die Pfaffen, gegen den Betrug sich bekannten.
Dem Erzbischof von Mainz war die Schrift gar nicht so unlieb. Er hatte eine Wut auf Rom, das sich das Bischofsamt so teuer bezahlen ließ. Und war er nicht wegen des verfluchten Abstandgeldes so tief in Schulden geraten bei den Fuggern?
Mochte der Papst sich auch einmal ärgern. Vielleicht wurden dann die zu Rom bescheidener in ihren Forderungen.
Ja, der Mainzer hatte schwere Sorgen: der Ablaß ging nicht ein, und die Fugger wollten Geld sehen, denn ihre Prozente am Ablaß waren ihnen noch zu wenig Zinsen. Seinetwegen mochte der Hutten ruhig nach Mainz kommen, er hatte nichts dagegen, der Erzbischof.
Und wirklich traf der Ulrich eines Tages wohlgemut in Mainz ein.
Er lernte dort vor allem, daß das Pfaffentum andre Ideen, andre Absichten, andre Ziele verfolgte, als sie das Wohl der Nation forderte.
War das nicht ein Staat in der Nation? Ein Staat mit eigner Organisation, mit eigner Politik, mit eignen Botschaften? Und wer jenem Staate diente, konnte der ein Diener der Nation sein?
Ulrich sprach einmal von der Burg der Frechheit, der Kanzel! Fühlten sich dort nicht die Gesandten jenes fremden Staates sicher genug, gegen das Deutsche zu schmähen? Wagten sie nicht von dort unter Anrufung

ihres Gottes ihre Politik zu machen, die darin bestand, Deutschland nicht einig werden zu lassen. Und hatten nicht alle jene Gesandten eine geheime Verbindung, durch die es möglich war, daß zugleich an hundert Orten hundert Pfaffen gegen einen Deutschen zu Feld zogen, um mit ihm auch seine Idee zu töten?

War nicht der Kampf um Reuchlin ein Flammenzeichen des Verrates, war nicht auch das Schreien gegen ihn, den Hutten, ein leuchtendes Fanal vom Vorhandensein jenes Staates?

Ulrich bemitleidete zuweilen den Erzbischof, der zwischen seinem angeborenen Blut und seinem angenommenen Glauben schwanken mußte wie ein Stück Eisen zwischen zwei Magneten. Ulrich sah es am Leben und am Leibe des Erzbischofs, daß auch der Stärkste mit der Zeit zerrieben werden mußte zwischen diesen teuflisch berechneten Gegensätzen des Körpers und der Seele.

Und er sah, daß jener fremde Staat am besten regieren konnte mit den Zerriebenen, die keinen Halt mehr hatten, die nachgeben und mit der Zeit gleichgültig und unbewegt Verrat an ihrem Blute übten. Ulrich traute auch dem Streit der Pfaffen nicht.

Was war es denn schon Großes, wenn die sich in die Haare bekamen über die Jungfrau Maria oder über den Auferstehungsleib des Herrn oder über die Person Gottes im Paradiese! Sicher hing davon weder das Leben noch die Seligkeit des einzelnen, geschweige denn das Heil des Volkes ab.

Da war schon wieder solch ein Rufen losgegangen von Wittenberg aus!

Sollte der Luther sich doch mit dem Disputieren vor der Universität begnügen. Und seinethalben mochte er

auch die Thesen an öffentlichem Ort anschlagen. Aber daß er sogar anfing, Schriften drucken zu lassen, als wäre es eine große und wichtige Sache, die er betriebe, das ging dem Ulrich zu weit.

Wo sollte denn diese übertriebene Druckerei hinführen, wenn jeder sich berechtigt fühlte, seinen Privatglauben und seine Seelennöte mit großem Lärm der Öffentlichkeit vor Augen zu führen? Deutschland würde bald überschwemmt sein von diesen Traktätchen, keiner mehr würde den Glauben ernst nehmen, und vor allem würde man die gedruckte Schrift zu verachten beginnen, die heute noch das Vorrecht der ersten Geister war.

Ulrich wußte sich nicht zu fassen vor Zorn. Wurde nicht durch das Geschrei zu Wittenberg die Aufmerksamkeit des Volkes abgelenkt von den großen Dingen, die im Werden und Gären waren? Wurde nicht durch Pfaffengeschrei das Rufen des Geistes übertönt?

Darum die Fahne des Humanismus hochgehalten und vorgestürmt zur Freiheit!

Der Krieg für Deutschland stand vor der Tür!

Ulrich sah die Gefahr des Türkeneinfalls als eine wunderbare Fügung des Geistes zur deutschen Einigung, die nur durch die Not, durch den Krieg erreicht werden konnte.

Und voll flammender Begeisterung schrieb Ulrich den Bericht über die Türkengefahr nieder.

Mochte er dem Kaiser Kraft zur Tat geben und den Deutschen den Sinn für Größe und Einigkeit!

Was schierte es den Ulrich, daß auch der Papst zu klingeln begann und zur Sammlung von Geldern gegen

die Türken aufforderte. Der Krieg war nicht Sache des Papstes, sondern des Kaisers.
Der Papst wollte ja doch nur das Geld in den unergründlichen Taschen seiner Kutte verschwinden lassen. Aber Deutschland sollte aufstehen und in einem gigantischen Ringen seine politische Freiheit gewinnen. Stand es erst einmal im Kampfe, dann würde die zweite Schlacht gegen Rom geschlagen werden. Darum mußte Deutschland zu einem Heerlager werden!
Darum mußte Deutschland Waffen haben. Denn wenn Deutschland Waffen trug, wich Rom zurück.
Und der Deutsche, der das Schwert führt, ist geweiht vom Geist und gefeit gegen die Einflüsterungen der Zwietrachtsäer!
War nicht Deutschland ein Volk ohne Land? Ein Volk, das erstickte in seiner Enge? Wohlan, da war der Krieg! Und der Krieg ist großzügig, er nimmt den Schwachen, um den Starken zu geben. Er verteilt Länder, wie Gott die Schöpfung.
Darum, Deutschland, tritt mit Waffen vor die Welt und fordere Leben für die Enkel! Fordere Land!
Kämpfe für das Morgen oder stirb im Heute! Aber kämpfe und dämmere nicht ins Elend. Sei Schöpfer, nicht Geschöpf!
Oh, Ulrich machte sich zum Sprachrohr des Rufens, und seine Stimme klang bald wie die eines Propheten, und wie die eines Herolds, bald wie die eines Feldherrn. Und er wußte, daß nur aus dieser Dreiheit der Verkündigung der Aufruf kommen könne.
Der große Reichstag stand bevor. Möge er zum Tag des deutschen Reiches werden!
Sprich dein Wort, du Kaiser Maximilian! Gibst du

nicht den Befehl zum Marsch, wird Deutschland in der Selbstzerfleischung zur Freude seiner Feinde fallen von innen her, und die schon geschlagene Welt wird es mit Füßen treten. Ulrichs Geist sah seherisch in die blutige Zukunft Deutschlands, das die Bürgerkriege durchzittern würden wie Fieberschauer, wenn nicht jetzt die Tat erfolgte.

Sprich dein Entscheidungswort, Kaiser, die Deutschen gehorchen, wenn es zum großen Kriege geht! Und wenn die Fürsten nicht die Not des Volkes sehen, wenn sie, um ihre Macht zu halten und um in Ruhe und Behaglichkeit die Freuden ihres Reichtums zu genießen, sich dem Kriege entgegenstellen, dann jagt sie zum Teufel!

Deutschland wird Führer aus sich gebären. Und Führer ist nur der allein, der höchster Opfer fähig ist.

So zog Ulrich nach Augsburg zum Reichstag, und Deutschland zog mit ihm.

Da saßen die Gewaltigen der deutschen Nation um den Kaiser und wachten sorglich, daß kein frischer, verwegener Geist die aristokratische Ruhe störte. Da saßen die Fürsten und Pfaffen und hüllten sich in Vornehmheit. Da saßen sie und soffen die Tage tot und ertränkten die Gedanken an die Größe Deutschlands in Strömen kostbaren Weins.

Da dauerte es nur wenig Tage, bis man darüber einig war, daß Deutschland kein Geld, keinen Pfennig besäße, um ein so ungewisses Werk wie einen Krieg zu beginnen. Oh, man hatte schon zu tun in Augsburg!

Da gab es mancherlei zu beraten, wie man das Gären im Volke unterdrücken könnte. Wie man diese und jene Einnahmen verbesserte. Und dann mußte man auch

wieder einmal die Acht gegen den Herzog von Württemberg erneuern. Als ob der sich daraus etwas gemacht hätte!

Und dann gab es für diesen und jenen noch etwas Erfreuliches in Augsburg. Der eine fand ein munteres Mädchen, der andre eine einträgliche Pfründe.

Und der Erzbischof von Mainz bekam sogar einen Kardinalshut vollkommen kostenlos und gratis vom Papste zugeschickt. Und mir nichts dir nichts war der neugebackene Kardinal ein Freund des Papstes. Denn wenn man zu Ehren kommt auf so billige Weise, warum sollte man dann dem Urheber nicht dankbar sein?

Man war allgemein zufrieden in Augsburg, nachdem die lästige Kriegsfrage so schön zu den Akten gelegt worden war.

Ach, es lebte sich doch sehr schön und sicher in Deutschland! Und als grade noch zur gelegenen Zeit eine anonyme Schrift auftauchte, die da meinte, der Türkenkrieg sei ein aufgelegter Schwindel, an dem ein paar Leute - sicher auch die zu Rom - reich werden wollten, hatten auch die Patrioten zu Augsburg einen guten Grund, ihre echt deutsche Gesinnung in der Ablehnung des Krieges zu bekunden.

Ulrich schäumte vor Zorn, als er sah, daß der Ungeist sein Schlafpulver in den Wein der Begeisterung gemischt hatte, den Ulrich den deutschen Männern als Labetrunk geboten hatte.

Und daß der Luther just in Augsburg war, um seine Sache durchzufechten, das schierte den Ulrich einen Dreck! Was ging ihn der Luther an, nachdem man schon den Türken nicht ernst nahm.

Wo man schon kein Ohr für einen Hutten hatte, war erst recht kein Raum für einen Luther!
Mußten denn immer die Theologen dazwischen kommen, wenn es um letzte Entscheidungen der Nation ging? Ulrich lag verbittert in seinem Zimmer zu Augsburg. Ein Arzt doktorte an seinem Leibe umher, um die verfluchte Pest herauszukurieren.
Allerdings, Luther war ein Deutscher, und der Cajetan war ein aufgeblasener italienischer Fant. Deshalb mochte seinethalben der bäurische Luther den Italiener verprügeln. Das war nur gut so.
Aber weiter hatte Ulrich auch kein Interesse daran. Überhaupt: der Ulrich hatte das ganze Leben wieder einmal gründlich satt bekommen!
Was sollte er denn anfangen?
Seine Türkenrede war unter den Tisch gefallen. Sein Rufen war über dem Schreien des Ungeistes verhallt. Er selber lag da und ließ fremde Menschen an sich herumpfuschen und wartete auf sein Gesundwerden.
Und dann?
Etwa wieder nach Mainz gehen?
Wieder den höfischen Dienst mitmachen, diese Liebedienerei nach oben und das Neiden und Hassen, das Stoßen und Treten nach unten?
Nein, das war keine fröhliche Zukunft für Ulrich.
Bei Hofe ging es ja doch nur um Kronen und Hüte. Da war der Goldschmied nützlicher und der Hutmacher besser am Platze.
Und in seiner Wut schrieb Ulrich all den Ekel von sich in seiner kleinen Schrift über das Hofleben.
Da legte er alles hinein, was er in dieser Zeitspanne

zu Mainz und anderswo erlebt hatte an Schranzentum und Schönrederei.
Es war eine Schrift, die keinem zur Freude geschrieben war, der einen Hofstaat hielt oder in einem Hofstaat lebte. Und der Pirckheimer schrieb darauf an Ulrich, es sei nun Zeit, daß er die Lehren daraus zöge und aus dem Hofdienst verschwände.
Ulrich hatte während der teuflischen Kur, die man mit ihm zu Augsburg trieb, hinreichend Zeit, sich selbst zu beobachten, und ehrlich, wie er auch gegen sich selbst war, untersuchte er die französische Seuche, ihren Ursprung und die Vernichtung, die sie im menschlichen Körper anrichtet. Ulrich brauchte nur auf seinen Körper zu sehen und an die unzähligen Leiden zu denken, die er durchgemacht hatte wegen der Blutseuche, die er sich vor zehn Jahren in Leipzig geholt hatte.
Ulrich wußte, wie ungeheuer verheerend die Seuche wütete in Deutschland, und darum lag ihm daran, daß man sich vor ihr hütete, daß man sie ausrottete.
Darum schrieb er in aller Offenheit über sich und seine Erfahrungen. Und, ein Schalk wie er war, widmete er seine Schrift mit munteren Worten dem Erzbischof, dem jungen Kardinal, er möge sich in acht nehmen, daß er nicht auch die Seuche ins Blut bekomme!
Es waren undenkbar schlimme Tage in Augsburg. Wochenlang nicht das im Sommer überheizte Zimmer verlassen dürfen. Wochenlang keinen Atemzug frischer Luft trinken können. Wochenlang in schwere Tücher gehüllt sein und zum Speien schlechtschmeckende Wasser und Medikamente schlucken!
Eine furchtbare Zeit für Ulrich, die Zeit in Augsburg, körperlich und seelisch.

Oft war er in jenen Wochen drauf und dran, Schluß zu machen mit seinem Leben.
Aber immer, wenn er mit solchen Gedanken spielte, hörte er in sich das Rufen, das von seinem Amt an Deutschland sprach, und beschämt bat Ulrich die Gottheit, die er in sich am Werke fühlte, um Vergebung für die Schwachheit.
Aber endlich, nach all den Wochen der Krankheit und des verdoppelten Ekels, fühlte sich Ulrich soweit wieder hergestellt, daß er auf dem schnellsten Wege zur Steckelburg reiste, um all die schlimmen Eindrücke zu vergessen. Die Aufnahme im elterlichen Hause gestaltete sich von Mal zu Mal herzlicher, denn der Vater konnte mit der Achtung nicht mehr zurückhalten, als er sah, daß die ganze Welt, freundlich oder feindlich, auf seinen Sohn sah. Und da konnte der Vater nicht als einziger beiseitestehen. Hier, auf der Steckelburg, sammelte Ulrich viel Kraft, daß er den Kampf aufnahm gegen die Vorsichtigen und Ängstlichen, gegen alle sogenannten guten Freunde, die ihm die Türkenrede um die besten Stellen beraubt und fast ein Traktätchen daraus gemacht hatten.
Hier gewann er als Ritter den Mut zurück, sich allein hinzustellen und gegen alle Verdrehungen für die Wahrheit zu streiten. So wurde die Vorrede, die er der von allem Halben gereinigten Türkenrede mitgab, ein Bekenntnis gegen die Unentschiedenen in Deutschland.
Waren nicht diese guten Freunde, die einen Stürmenden von der Gefahr zurückzureißen suchten, die schlimmsten Feinde? Verhinderten sie nicht die Tat selbst, die nur vom Stürmenden, niemals vom Zaudernden verrichtet werden kann?

Darum: ob Liebe oder Haß, wer sich dem Gang der Entwicklung, wer sich der Geschichte in den Weg stellt, muß zerschlagen werden. Wer gestern noch in seiner guten Gesinnung ein Baustein des Staates gewesen sein mag, kann heute schon ein Feind der Nation sein. Vor der Geschichte gilt nicht das Verdienst um den gestrigen Tag, es geht ums Heute und ums Morgen. Darum schlagt euch nicht voll Rühmens auf die Brust, ihr Wohlgesinnten!

Es waren Sätze, die sich für viele Ohren böse anhörten in Deutschland!

Manch einer wünschte, der Hutten wäre an seiner Seuche krepiert zu Augsburg, und wunderte sich, daß der Kerl immer wieder gestärkt und erfrischt und noch dreister und draufgängerischer aus dem Fegefeuer hervorging.

Und weil Ulrich grade gut im Zuge war und seinem Herzen Luft machen mußte, schrieb er noch das Büchlein vom „Fieber" dazu.

Hei, nahm er hier den Cajetan vor. Der stand ihm noch in der Erinnerung an Augsburg vor Augen. In den Fieberträumen war er dem Ulrich oft genug erschienen als einer, den römischer Ungeist persönlich gezeugt hatte. Darum her mit dir, Kardinal!

Laß du deine Finger von dem deutschen Bauern, vom Luther. Wenn einer mit dem zu rechten hat, dann sind wir Deutschen es selber. Wenn ihr Römlinge aber das tut, schlagen wir euch aufs Maul, dann stehen wir als Deutsche hinter dem deutschen Luther.

Ein drolliges Gespräch wurde da geführt zwischen Hutten und dem Fieber.

Das Fieber solle ihn doch nun bitte endlich verlassen, er sei nun genug gequält. Da sei so ein pfäffischer Prasser, der Cajetan, den solle das Fieber nehmen und ihn nur so zusammenschlagen! Aber nein, das Fieber will nicht zu diesem Cajetan, der ist ihm widerlich. Und zu den Fürsten und Pfeffersäcken will das Fieber auch nicht, da hat es keine Wohnung für die Dauer, weil gleich die teuren Ärzte gesprungen kommen!

Aber wie es denn mit den Mönchen sei?

Nein, da wollte das Fieber auch nicht heran. Denn die Mönche haben soviel heidnischen Zauber bei der Hand, und der ist wirksam! Und wie ist es mit den Domherren? Die führen doch ein wildes Leben! Ach, aber auch die will das Fieber nicht, denn die Domherren seien von soviel andern Seuchen befallen, daß eine so harmlose wie das Fieber einfach keinen Platz mehr habe!

So ging es hin und her in dem Gespräch, bis das Fieber einem grade aus Rom kommenden Pfäffling aufgeschwatzt wird.



So, jetzt war der Zorn verraucht, den Hutten aufgespeichert hatte. Jetzt war er so weit, daß er wieder ernsthaft an die Arbeit gehen konnte.

Aber dazu ließ ihn der Württemberger Herzog diesmal nicht kommen. Der hatte das Schwert gezogen, denn die Gewalt des Staates war schwach geworden.

Maximilian war in Wels gestorben. Nicht unerwartet, denn er war ja alt. Aber plötzlich war er gestorben, und es war nicht viel vorbereitet, um die Autorität des Staates zu wahren.

So hatte der Herzog einen erwünschten Grund benutzt, um seiner Herrschaft die bis dahin kaiserliche Reichsstadt Reutlingen einzuverleiben.
Der Herzog von Württemberg, der Geächtete, der Mörder. Wie ihn Ulrich haßte, diesen Landfriedensbrecher, diesen Aasgeier, der die Ohnmacht Deutschlands nützte, um sich am Fleisch der eignen Nation zu weiden.
Das war der Tag der Rache!
Der Schwäbische Bund erhob sich gegen den Herzog. Manch Ritter stieß hinzu, und binnen kurzem stand ein Heer bereit.
Auch der Sickingen war übergegangen zu den Schwaben. Franz von Sickingen!
Ulrich freute sich, daß der Krieg ihn zu diesem Mann gesellte. War das nicht ein göttliches Rufen, das der Krieg ausstieß? Der Sickingen hatte das Rufen gehört, und nach mancherlei Verhandlungen hatte er den Franzosen und dem Herzog abgesagt und sich zu den Huttenschen geschlagen.
Ulrich eilte zum Sickingen, um ihm seine große Freude und seinen Stolz über diese edle Waffenbrüderschaft auszusprechen. Und Sickingen, froh den Hutten bei sich zu haben, von dem er mancherlei schon gehört, saß vor ihm und konnte nicht aufhören, sich über die Mannigfaltigkeit des Jungen zu wundern.
Ulrich war froher Laune, er scherzte und trank und sprudelte witzige und geistvolle Sätze!
Jetzt wahr dich, Herzog!
Der Hutten hatte den Sickingen gefunden. Der Kopf war zum Rumpf gekommen. Jetzt fühlte sich Ulrich unüberwindlich.
Mochte die Welt gegen sie stehen, sie würden sie in

Stücke hauen. Und auch Franz von Sickingen wurde angesteckt vom Siegesübermut Ulrichs.
Ja, es war schon richtig, Hutten und er gehörten zusammen. Schade, daß sie sich jetzt erst fanden. Sie hätten schon die halbe Welt zu Füßen. Nun hieß es eilen, um das Versäumte nachzuholen! Sickingen sagte, daß er Kunde habe, Franz von Frankreich würde dem Württemberger helfen.
Was, Franz von Frankreich?
Ulrich lachte nur. Und er schrieb einen übermütigen Brief an den Franzosen, er möge sich hüten, dem Scheusal von Württemberg zu helfen. Denn es sei schon so: wer unglücklich kämpfen wolle, müsse mit Deutschland kämpfen! Deutschland, das waren die beiden: Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten!
Dann schrieb Ulrich sein Testament, denn ein Funken konnte genügen, das Pulverfaß Deutschland und darüber hinaus Europa in die Luft zu sprengen.
Erasmus solle nach seinem Tode sein Werk ordnen und herausgeben. Bei Erasmus war er sicher, denn der würde nie und nimmer dort sein, wo die Kugeln ihr kurzes Todesliedlein summten.



Ein starkes Heer war es, das unter dem Baiernherzog gegen den Württemberger zog.
Und den verließen seine besten Truppen, die Schweizer, vor der Schlacht. Da heulte er auf vor Wut und Ohnmacht.
Und Frundsberg war bei den Schwaben und Sickingen, bei dem der Ulrich stand.
Ein gewaltiges Heer!

Und was für ein Siegeslauf war es! Eine Jagd fast. In zehn Tagen war ganz Württemberg überrannt und Stuttgart genommen. Der Herzog war mit wenigen Rittern in die Pfalz geflohen, und seine Getreuen verteidigten Tübingen.

Vom Feind war kaum etwas zu sehen.

Stuttgart mußte den Siegern einen feierlichen Einzug bereiten. Stuttgart, die Stadt Reuchlins.

Mit entflößtem Haupte traten Ulrich und Franz von Sickingen über die Schwelle des Gelehrtenhauses und verneigten sich tief vor dem Greise, der seine Hände segnend über Ulrich erhob.

Da vermählte sich im Kriege noch einmal Wissenschaft und Kampf. Nur kurze Zeit blieben die beiden Ritter im Hause des Alten, dann ging es weiter. Und noch im Feldlager vor Tübingen waren die Gespräche der beiden erfüllt vom Gedenken an Reuchlin und die Wissenschaften.

Von da ab waren sie unzertrennlich, und auch als die Huttenschen die Leiche des ermordeten Hans nun endlich ausgraben und überführen konnten, war Sickingen an Ulrichs Seite.

Oft saßen die beiden Hand in Hand im Zelte und sannen über die Zukunft. Sollte man dieses treffliche Heer entlassen, wo es im Siegeszuge begriffen war? Was galt denn Württemberg?

Sollte man nicht, da man die Macht hatte, durch ganz Deutschland ziehen und die Herrschaft aufrichten? Denn Macht verpflichtet doch zur Herrschaft.

Vergeblich versuchte der Erasmus, Ulrich vom Kriege abzulenken und ihn der reinen, das heißt der am Ringen der Nation unbeteiligten Wissenschaft wieder zuzufüh-

ren. Wohl schrieb Ulrich nach wie vor Briefe an seine humanistischen Freunde in der Welt, aber nichts galt ihm neben Sickingen und den Plänen für Deutschland.
Erasmus und manch andrer der Humanisten fühlten, daß Hutten ihnen immer ferner wurde.
Die Briefe, die Ulrich erreichten, erregten ihn zuweilen stark. War es nicht vielleicht doch recht, daß er sich für eine Weile zurückzog? Denn der Krieger träumt oft von der Ruhe. Und wenn es hart hergeht um ihn, bewegt er zarte Gedanken.
Doch dann kam der Sturm wieder, der zarte Nebelschleier nicht duldet, der sie zerreißt und zerstiebt.
Der Feldzug ging zu Ende, ohne daß man das Heer halten konnte. Sickingen und Hutten ritten enttäuscht und verstimmt auseinander und schworen sich, die Brandfackel nicht ausgehen zu lassen und sie möglichst bald in den nächsten Holzstoß zu werfen.



So kehrte Ulrich für eine Zeit nach Mainz zurück.
So wenig konnte er sich wieder an den ihm innerlich fremden Hof gewöhnen, daß auch der Erzbischof es sah und ihm eine Summe Geldes aussetzte, ohne seine Dienste zu beanspruchen.
Es gab Tage, an denen Ulrich stundenlang in seinem Zimmer auf und ab schritt. Er konnte keine Ruhe finden. Was sollte aus Deutschland werden?
Die Kaiserwahl war vorüber. Am 28. Juni des Jahres 1519 hatte sie endlich stattgefunden zu Frankfurt.
Was war das für ein Ringen der Mächte gewesen!
Der Papst hatte auf den Franzosen gesetzt, um ihn zum

deutschen Kaiser zu machen. Und alle Dunkelmänner hatten gejubelt!
Der Franzose mußte deutscher Kaiser werden! Dann hatte man sie in der Hand, die Rebellen, die Revolutionäre! Dann war ihr Untergang gewiß.
Und was wurde ausgespielt in diesem Kampf!
Was bot Rom nicht auf, um Karl von Spanien, der doch wenigstens ein halber Deutscher war, nicht Kaiser werden zu lassen!
Da rasten Kuriere von Rom aus in aller Herren Länder. Da wurden Staaten zur Rebellion verpflichtet, um das Chaos über Deutschland kommen zu lassen. Da wurden Eide geschworen und gebrochen. Da wurde Gift geschickt. Da wurden Weiber ausgespielt und Länder. Mit Kronen und Ämtern wurde gehandelt. Der Himmel wurde versprochen und die Hölle angedroht.
Einen Eiertanz tanzte Rom. Es wußte, worum es ging in Deutschland. Einmal nur einen echten Franzosen als Kaiser über Deutschland, dann war es aus mit dem Land des Nordens, dann fahrt zur Hölle, ihr blonden Söhne. Dann Schluß mit dir, du Land der Unruhe und Ketzerei! Und, o Wunder, Karl von Sickingen siegte!
Wieder einmal war das Rufen des Geistes stärker gewesen als das Raunen des Ungeistes. Wieder einmal war das Blut stärker als die Berechnung, und die Treue größer als der Verrat.
Ulrich sann: durfte man den Ruf des deutschen Schicksals verhallen lassen, ohne die Tat zu vollenden?
Rom hatte in verfrühter Siegesfreude die Karten aufgedeckt. Der Grund war da, die Dunkelmänner zu erschlagen! Deutschland für alle Zeiten zu befreien! Deutschland!

Die Bresche

Der erste Stein war ausgebrochen aus der Mauer, die Rom um die Welt gelegt! Die erste Bresche war geschlagen. Rom hatte einen Schachzug verloren.
Die Patrioten im deutschen Reich freuten sich zwar, daß der Franzose nicht durchgekommen war, dachten aber nicht im geringsten daran, nun irgendwie Rom für seine Hetze zur Verantwortung zu ziehen oder doch wenigstens dem Papst bei passender Gelegenheit einen derben Denkzettel zu verpassen.
O nein. Es blieb schön alles beim alten. Die Pfaffen, die noch gestern für Franz von Frankreich gebetet hatten, beteten heute für Karl von Spanien und schworen ohne Rücksicht auf die Kenntnis des Volkes frech und unbekümmert, die Wahl des Kaisers geschähe ganz nach dem Willen Gottes und dem des Papstes und seiner ganzen heiligen Kirche. Und der Papst beeilte sich, eine Adresse an Karl zu richten und ihn im Namen Gottes zu ermahnen, der Christenheit ein wahrer Schild des Glaubens und der Kirche ein Schwert des göttlichen Rechts zu sein. Und dabei blieb alles beim alten.
Alles.
Wehe dem Deutschen, der sich an das gestrige Geschrei der Pfaffen erinnerte! Ihm wurde mit dem Scheiter-

haufen gedroht oder doch wenigstens mit dem Bann! Und der Staat?
Nun ja, um des lieben Friedens willen ließ er Rom gewähren und opferte manchen Unvorsichtigen und Ehrlichen aus dem Volke diesem Gewährenlassen. Und wenn die Gegenstimmen zu laut wurden, tat der Staat noch ein übriges: er schritt auch noch gegen die Guten und Klugen des eignen Volkes ein und warf sie dem Moloch Rom in den Rachen!
O die ewige deutsche Dummheit! Die tölpelhafte Gutmütigkeit der zu starken Deutschen! Wären sie weniger stark, so wären sie gerissener.
Ulrich sah die Gefahr, daß Rom sich wieder in eine wohlwollende Positur setzen und den deutschen Zorn besänftigen und damit die Macht wieder an sich reißen würde.
Darum mußte der Finger in die Wunde gelegt werden, daß sie nicht unversehens über Nacht zuwuchs!
Darum mußte die Bresche offen und der Haß wach gehalten werden. Nur nichts vergessen!
Und darum trug Ulrich im Namen der Nation den Haß vor gegen Rom wie einen Sturmbock.
Darum stieß er mit dem Sturmbock immer wieder in die Bresche, daß Mörtel stäubte und Steine fielen.
Hei, da stieß er zu, und an die Spitze des Sturmbocks legte er den Stachel von der „römischen Dreifaltigkeit".
Wahr dich, Rom, die Mauern brechen!
Hei, schon kam der zweite Stoß: „Fortuna!"
Jede Schrift des Hutten brach Steine, und er wünschte, noch tausend Jahre zu leben, um selbst den letzten Stein zu zermalmen. Um dann den letzten Stoß gegen das Herz Roms mit dem Schwert zu führen.

In der Zwischenzeit heiratete das Mädchen aus Frankfurt, das der Ulrich liebte, einen andern.
Komm her, Rom, du mußt büßen!
Da stieß Ulrich vor mit der Erweiterung der Schrift vom Fieber. Ihr Pfaffen, die ihr die Ehelosigkeit geschworen habt, kommt her! Hutten reißt euch die Maske vom Gesicht. Möchtet ihr Weiber nehmen, soviel in eure Finger liefen! Aber heuchelt nicht Entrüstung, wenn ein stürmischer junger Bursch sich sein Liebchen nimmt! Eure Dirnen sind euer Fieber.
Ach, und das Fieber wurde mit Ulrich eins, daß die große Armut über Deutschland kommen müsse. Denn wenn der Deutsche satt sei, sei er zu gutmütig und zu gleichgültig. Hungern müsse er, bis ihm die Augen aufgingen. Dann würde er schon nehmen von denen, die Überfluß hätten. Und dann wäre das Pfaffentum schon erledigt.
Mehr als einmal glaubte Ulrich, seine Hände seien zu müde geworden, um den Sturmbock noch zu bedienen. Dann sah er hinter sich und sehnte sich nach Kameraden im Kampfe. Aber er war allein.
Ganz allein.
Der Sickingen hatte die Hände voll zu tun mit Vorbereitungen zu Fehden. Dessen Kopf steckte voll von Ritterpolitik. Für den kam Rom erst später dran.
Und die Humanisten zogen sich mehr und mehr zurück. Unangenehme Sache: der Hutten exponierte sich! Das konnte den Grimm der Römer auf die ganze Humanistenschaft ziehen! Und dann war's vorbei mit der Ruhe und dem Frieden.
Ja, wer war denn noch in Deutschland, der gegen Rom stand?

Ulrich horchte auf!
Da war ja noch der Luther! Der Mönch aus Wittenberg, der in Augsburg sich mit dem Cajetan in die Haare bekommen hatte.
Und waren nicht viele in Deutschland, die ehrlich gegen Rom fochten, Parteigänger des Luther?
Der ging sehr stark ins Zeug gegen Rom, der Bauer.
Ja, mit dem mußte er gehen, der Ulrich.
Nur eins störte: die Humanisten in ihrer größten Zahl wollten nichts wissen vom Luther. Nicht etwa, weil sie kirchlich waren. Nein, aber weil Rom so schön die Zügel schießen läßt und weil es doch einiges Geld hat. Fragt mal den Erasmus, was der allein bekommen hat!
Aber Wittenberg?
Geld? Daß ich nicht lache!
Die haben ja selber kaum zu fressen, die Wittenberger.
Und dann war die ganze Bewegung eine sehr unsichere Sache! Vor allem machte kein angesehener Mensch im Ausland den Vorgang mit. Und nur auf Deutschland beschränkt zu sein?
Das wollte man ernsthaft einem Humanisten zumuten?
Ulrich war ja nicht blind. Den Kampf der Wittenberger gegen Rom, den brauchte er, den mußte er für sich haben, für seinen Sturmbock!
Und so fing er an, sich in die Schriften und das Leben des weggelaufenen Augustinermönches zu vertiefen.
Ulrich rang mit sich: irgendwie mußte er den Wittenbergern, den Lutherischen sich annähern. Äußerlich und innerlich. Irgendwie mußte er sich nach ihnen ausrichten. Den Wittenbergern nachlaufen, die um Dinge stritten, die dem freien Mann nebensächlich waren.

Was galt denn schließlich Kirche dem Freien? Der suchte doch seinen eignen Gott oder besser das Wesentliche seiner Gottheit zu erfassen. Was war dem schon die geräuschvolle Äußerung einer Kirche, die doch nur der Hort der betenden Schwachen war!
Aber wenn die Nation rief, wenn Deutschland in Gefahr war, mußten Bündnisse geschlossen werden, auch wenn sie in der Verteilung der Kräfte nicht ebenbürtig waren. Darum gab sich Ulrich nicht lange ab mit Fragen und Abwägen. Er griff eben zu.
Schon züngelten die Flammen auf in Deutschland. Der Württemberger gab nicht Ruhe, er fiel sengend und mordend und Gericht haltend in sein früheres Land ein und wurde erst nach schweren und blutigen Kämpfen wieder vertrieben.
Franz von Sickingen nahm sich des ehrwürdigen Vater Reuchlin an, ging entschlossen gegen die Dominikaner vor und setzte die Dunkelmänner so sehr in Schrecken, daß sie mit wehenden Kutten zu Reuchlin eilten, der es mittlerweile vorgezogen hatte, aus dem umkämpften Stuttgart in das friedliche Ingolstadt zu flüchten, und ihn kniefällig unter Beteuerung ihres guten Willens, unter Abgabe tausender Ehrenerklärungen, ja sogar unter Zahlung der schon längst fällig gewesenen Buße für die Prozeßkosten baten, er möge den schrecklichen Sickingen besänftigen. Auch an den Papst schrieben die verängstigten Pfaffen.
Und der gutgläubige Reuchlin, der trotz aller trüber Erfahrungen, die er mit menschlicher Gemeinheit gemacht hatte, immer noch an einen gewissen Anstand glaubte, traute den Beteuerungen!
Ja, die Flammen züngelten.

Und Ulrich blies in sie hinein.
Da wurde sein Zimmer zur Kanzlei. Und seine Freunde zu Boten. Da gingen die ersten Briefe aus. Und Anfragen an alte Kämpen wie den Eoban Hesse.
Ja, wo blieb denn der Mut der sonst so freiheitsliebenden Männer? Wo blieb der Mutian mit seinem Männerbund? Ach Gott, der Mutian? Die Luft roch ihm so brenzlich nach Scheiterhaufen, daß er sich fast überschlug vor Liebedienerei den Pfaffen gegenüber!
Wo blieb denn euer Echo auf die Türkenrede, wo blieb euer Bekenntnis zur deutschen Freiheit, ihr Eobane und Mutiane?
Weiß Gott, es war still geworden um Ulrich.
Und die Lutherschen hielten sich auch zurück, denen war der Hutten ein zu heißes Eisen.
Da reiste Ulrich in der Not seines Herzens wieder zum Landstuhl, zu Sickingen.
„Franz, du mußt mit mir zu den Wittenbergern stoßen. Uns bleibt keine Wahl, wenn wir für die Freiheit Deutschlands und seinen ewigen Ruhm streiten wollen!"
Der Franz wollte erst nicht heran: „Es ist nicht ritterlich, mit den Pfaffen zu Wittenberg zu gehen."
Da bot Ulrich alle seine Redekunst auf, ritterlich sei das, was für Deutschland sei. Man müsse aus der Enge des nur ritterlichen Denkens heraus. Man müsse zum großen Deutschland kommen, und das befehle das Bündnis mit den Lutherschen.
Nun, der Sickingen sprach hin und her und erklärte sich schließlich bereit, im Falle der Not den Luther aufzunehmen und ihn gegen die ganze Welt zu schützen.
Ulrich schrieb das bewegten Herzens an Melanchthon!

Und der sagte dem Luther vom hochherzigen Anerbieten Sickingens.
Aber daß Ulrich der Vermittler war, daß Ulrich die Bresche auch ins Herz Sickingens gelegt hatte, das verschwieg der Melanchthon. Denn er hatte Grauen vor Ulrich und wollte ihm aus dem Wege gehen.
Aber Ulrich fiel vorerst nichts auf an dem Verräter Melanchthon. Er schickte noch manchen Brief an ihn und bestellte Grüße an Luther, die niemals ausgetragen wurden. Sprach von seinem Vorhaben, das ihn mit Sickingens Macht verbinde gegen Rom. Breitete sein gutes Wollen aus vor dem bleichen Stubenhocker Melanchthon, ohne jemals dafür auch nur ein kurzes Wort des Dankes zu ernten.
Da schrieb der Ulrich für die Lutherschen, damit sie endlich mehr Mut bekämen gegen Rom, die kühne Schrift von der „römischen Dreifaltigkeit".
Herrgott ja, die Wittenberger mußten nun doch mitgehen! Ulrich schwang die Fahne des Angriffs und rief hinter sich, daß die Truppen endlich folgen sollten.
Dem Luther wurde plötzlich Angst vor dem Ungestüm des jungen Ritters. Er wollte noch nicht den Papst und die ganze Kirche angreifen, er wolle ja nicht revolutionieren, er wollte bessern, er wollte reformieren.
Und der Melanchthon fing bereits im geheimen an, dem Ulrich zu zürnen und ihn zu beneiden.
Warum sah denn die Welt auf den Bannerträger und nicht auf ihn, den Rechner?
Melanchthon mahnte Luther zur Vorsicht. Der Hutten käme ja aus einer ganz andern Richtung. Zum mindesten müsse man abwarten, was die Huttenschen Schriften ausrichten würden. Im Notfall könne man

sich dann immer noch zurückziehen und sagen, man habe keine Gemeinschaft mit jenem Hutten.
Und Luther hielt sich zurück!
Auf ihn richtete sich Ulrichs ganzes Denken: würde Luther an Stelle Roms die Freiheit setzen? Würde er nicht einen neuen Zwang, einen neuen Trug bringen? Oft wachte er auf des Nachts, in Schweiß gebadet. Wenn doch der Luther ein ganzer Deutscher wäre!
Was suchte nicht der Ulrich alles zusammen an Material für den Sturmbock!
Wie ging er zu Menschen und Schriften, um Waffen zu sammeln für die Erweiterung der Bresche!
Zuweilen verglich er sich mit einem Ritter, der allein eine Festung verteidigt, der bald hier ist und bald dort, um eine stattliche Besatzung vorzutäuschen.
Und je tiefer Ulrich in die Bresche stieß, je mehr Steine er aus der römischen Mauer brach, um so mehr erkannte er, daß sie aufgebaut war aus dem Gemeinsten, dessen die Welt fähig ist: aus Blut von Freunden, aus Verrat des Heiligsten, auf Trug, auf Täuschung, auf Anspruch gewordene Wohltat, auf Verleumdung, auf Dummheit, auf finsteren Aberglauben, auf Zauberei und Magie.
Die Worte fehlten ihm, dem Redegewandten, zuweilen, um all das Neue an furchtbaren Entdeckungen in der gebührenden Weise zu berichten. Und die Harmlosen in Deutschland glaubten, der Ulrich sehe Gespenster. In Klöstern und Kirchen grub Ulrich nach und fand Material über die Täuschungen der Pfaffen.
Wenn nur der Kaiser Karl dagewesen wäre! Aber der war in Spanien und dachte wohl zur Zeit wenig an seine lieben Deutschen!

So bestürmte Ulrich den Sickingen und der wieder den Bruder des Kaisers, damit endlich auch von Staats wegen gegen Rom vorgegangen würde.
Man durfte doch nicht diese Gelegenheit versäumen!
Ulrich tat noch ein Letztes, um die Wittenberger mit sich fortzureißen.
Er zwang sich dazu, anstatt die antiken Klassiker zu zitieren, Worte der Schrift anzuführen gegen die römische Schande.
Die Christen in Deutschland sollten sehen, wie ihre Religion verschnitten und verfälscht wurde.
Um Deutschlands willen erniedrigte sich Ulrich dazu, dem Pöbel zu schmeicheln, ihm nach dem Munde zu reden. Wenn nur die Massen in Bewegung kämen. Wenn nur gekämpft wurde.
Alles andre würde der Geist schon besorgen, das wußte Ulrich. Der Sturm braucht nur ein Fünklein, um die Flamme zum Himmel lodern zu lassen.
Den Wittenbergern war es nicht lieb, daß Hutten jetzt auch die Bibel für sich in Anspruch nahm. Jetzt vermengte er seine politische Sache mit ihrer so völlig unpolitischen.
Aber Ulrichs Schachzug war so überlegt, war so auf Erfolg ausgerichtet und so kühn, daß die Lutherschen nichts anders konnten, als zunächst einmal ruhig zu sein und abzuwarten.
Ulrich sah eine gigantische Möglichkeit: wie wäre es, wenn man im entscheidenden Augenblick dem Luther sein Volk wegnahm, wenn man es vorriß von der Reformation zur Revolution? Wenn man es der Kirche nahm und der Nation schenkte?
Weiß Gott, das war ein Ziel!

Und Ulrich tauchte hinein in die Schrift und verbrämte seine Sätze mit Daniel und Ezechiel, mit Manasse und Amos.
Was gab er schon darum, daß die Humanisten nun auch anfingen, in aller Öffentlichkeit von ihm abzurücken.
Laßt sie laufen, die Geistesakrobaten! Sie haben ja kein Blut in ihrer Hirnmaschine!
Alles mußte auf eine Karte gesetzt werden: Name, Bildung, Gesinnung! Das war der kühne Einsatz gegen Rom in diesem Spiel. Und ein fetter Trumpf war nun einmal der Luther!
Schlimme Nächte hatte Ulrich, und die Kleinlichkeit der Wittenberger ließ ihn oft völlig verzagen und verzweifeln. Zum Teufel! Der Hutten war eben Politiker, und ein Politiker muß, wenn es darauf ankommt, auch die Bibel gebrauchen können.
Wer da anfängt, an jeder Sache zu mäkeln, der kommt zu nichts in der Politik. Da gilt zunächst die Idee, und der hat sich alles zu beugen. Wer so nicht denken kann, kommt nie aus dem Dunstkreis seines eignen unmaßgeblichen Gewissens zur befreienden Tat. Wer völkisch denkt, sieht in sich selber nur ein Sprachrohr der Idee, dessen Ehre ist das Schicksal der Nation. Die richtet ihn und spricht ihn frei!
Ja, ihr Lutherleute!
Da stand Ulrich wie ein Taschenspieler vor ihnen und machte tolle Kunststücke, damit diese unklugen Kinder wenigstens lachen sollten. Wer lachen macht, hat halb gewonnen!
Wo in aller Welt waren denn noch Verbündete?
Ulrich hatte gehört, Crotus sei in Bamberg angekommen.

Also auf nach Bamberg!
Crotus, richtig, der hatte noch gefehlt mit seinem beißenden Spott, mit seiner tötenden Ironie.
Crotus, der alte Kämpe.
Der mußte sich doch freuen, die alten Gegner vor sich zu haben, die Dominikaner.
Ein stürmisches Wiedersehen war das in Bamberg!
Ja, Crotus hatte gerade gehört von Luther. Das war doch der Augustinermönch? Richtig, den kannte er schon von Erfurt. Ein ziemlicher Querkopf. Crotus meinte, er hätte es dem schwerfälligen Burschen gar nicht zugetraut, daß der einmal auftreten könnte. Der habe schon als Student merkwürdige Anfälle von Trübsinn gehabt und sei deshalb ja auch ins Kloster geflüchtet.
Der Luther! Sieh doch mal einer an!
Crotus war voller Ekel zurückgekommen aus Italien. Diese Pfaffenwirtschaft. Nun, seinethalben mochte der Luther losziehen gegen die Römer.
Crotus war gern bereit, mitzustreiten, wenn es nur eben geistig zuginge und nicht zu geistlich. Denn den Pfaffenstreit mochte er auf den Tod nicht ausstehen.
Ulrich jauchzte auf: Crotus lief mit an gegen die Bresche. Sein alter Crotus!
Mittlerweile unternahmen die Pfaffen manchen Gegenstoß. Die Fakultäten zu Köln und Löwen verdammten die Schriften Luthers und verstanden es auf diese Weise, die mit dem Wittenberger sympathisierenden Theologen einzuschüchtern oder gar abzuschrecken.
Dagegen konnte Ulrich nicht viel machen. Denn die theologischen Fakultäten gingen ihren eignen Weg, unbekümmert um die geistige Entwicklung.

Die Bücher Ulrichs verdammte man nicht. Da trauten sich die Fakultäten noch nicht recht heran. Man wußte ja nicht, wie schwach die Humanisten waren.
Dafür aber begann Erasmus, den Ulrich gar vor kurzem gegen die nicht ganz unberechtigten Angriffe eines Engländers, dem die Erasmussche Herausgabe des Neuen Testaments nicht gefiel, in seiner stürmischen Art verteidigt hatte, ihm ernsthafte Vorhaltungen zu machen. Grade von Erasmus hatte Ulrich etwas andres erwartet! Der war doch bekannt und unabhängig genug, um vor aller Welt seine Meinung zu bekunden. Warum hatte der Angst?
War denn Rom auch ohne Maske noch so stark?
Und warum griff der Kaiser nicht ein? Warum antwortete Ferdinand nicht, sein Bruder? Dem sagte man doch Kühnheit und Freimut nach. Was war denn eigentlich los, welche Mächte spielten da in die Regierung hinein?
Ulrich mußte Gewißheit haben.
Nach kurzem Überlegen wußte er, daß er Ferdinand selbst sprechen mußte. Noch bevor Karl eintraf. Ferdinand mußte gewonnen werden, damit er seinen Bruder beeinflußte.
Die Sache der Freiheit mußte doch wenigstens einen Mann bei Hof haben, damit nicht die Politik des Staates den Freiheitskampf zunichte machte.
So brach Ulrich auf in die Niederlande.
Das kämpfende Deutschland sah ihm nach.
Die Pfaffen mit ängstlicher Erwartung. Die andern voller Hoffnung, daß Ferdinand sich zu ihnen bekennen möchte.
Ulrich eilte.

Hatte er nicht gehört, über den Luther sei der Bann verhängt? Alle Achtung, wenn das stimmte!
Wenn der Mann für Deutschland, ob nun kirchlich oder politisch, den Bann auf sich nahm, dann konnte ihn Ulrich achten und ehren.
Fast aus dem Sattel heraus schrieb er ihm ein paar Zeilen, um ihm grade im Unglück seiner Kameradschaft zu versichern. Denn Ulrich wußte, wie sehr ein Mensch an der Verachtung leidet, wenn er ganz allein ist. Und wie sein Herz nach dem Balsam der Kameradschaft dürstet.
Nun, wenn der Luther im Bann war, dann wollte Ulrich ihm vor aller Welt die Hand hinstrecken. Dann mußte auch an seinem Pfaffentum etwas sein.
Hutten und Luther? Weiß Gott, ein merkwürdiges Bild. Aber ein Bild, das einer gewissen Kraft nicht entbehrte. Hutten, der Feind jeder Kirche, und Luther, der Freund einer neuen, verbesserten und gereinigten Kirche!
Ulrich war nicht wenig erstaunt, als der Mainzer Erzbischof ihm einen Beutel Geld für die Reise in die Hand drückte.
Ausgerechnet ein Erzbischof mußte ihn, den heidnischen Ketzer, den Todfeind, auch noch unterstützen?
Wo war da des Rätsels Lösung?
Es dauerte lange, bis Ulrich sie fand. Was war es denn anders als Machthunger des Erzbischofs, seines Erzbischofs?
Halt, da war der Pferdefuß!
Sieh einer an, Herr Erzbischof! Wenn der Luther siegt, nicht der Hutten, wenn er wirklich eine deutsche Kirche bringt, wer wird dann Erzpriester? Wer ist in Deutschland der mächtigste Bischof?

So, darum also das Geld!
Ulrich nahm es gern. Aber er dachte sich sein Teil. Er sah, daß auch der Luther sehr schnell von eitlen Pfaffen umgarnt sein würde.
So ritt er aus.
Und wie die Kaiser der Antike wohl zum Orakel von Delphi zogen, bevor sie auf Verderb oder Gedeih ins Ungewisse ritten, so ging Ulrich in Löwen zu Erasmus. Wie seine Meinung sei.
Der Erasmus lachte nur über die abenteuerlichen Pläne Ulrichs. Und dann begann er zu zürnen. Der Luther, dieser Quacksalber, verdürbe ihm die ganze Medizin. Der verschütte den grade erwachten Geist mit seinen Quengeleien. Man solle ihm mit diesem Barbaren vom Leibe bleiben. Erasmus und Luther? Das sei eine Beleidigung für den Geist und die Bildung! Nein, fort mit diesem ungebildeten Mönch!
Ulrich ritt weiter.
Sein Herz war voller Ahnungen.
Nach langem, beschwerlichem Ritt kam er endlich in Brüssel an. Ja, aber was war denn mit Ferdinand los? Der hatte keine Zeit für ihn. Am ersten Tag nicht, am zweiten nicht. Am dritten Tag mußte er zu einer Jagd. Am vierten erwartete ihn eine dringende Gesandtschaft. Ach so!
Ulrich merkte es bald. Hier hatte Rom schon gearbeitet. Hier hatte man es schon erreicht, einen Fürsten mürbe zu bekommen. Ferdinand solle vorsichtig sein. Er wolle doch nicht etwa eine Nationalkirche in Deutschland aufkommen lassen oder gar begünstigen? Im selben Augenblick würde sich die christliche Welt auf Deutschland stürzen und es zerhacken.

Rom sei grausam gegen seine Feinde, aber hochherzig gegen seine Freunde! Er möge sich entscheiden!
Ferdinand hatte sich schon entschieden, als er die Pfaffen, die ihm diese frechen Worte überbrachten, nicht sofort vierteilen ließ. Welcher Herrscher verliert auch gern sein Regiment? Also ließ Ferdinand die Pfaffen gewähren. Lieber einmal nachgeben und etwas Krummes grade sein lassen, als davongejagt werden!
So hatte Ferdinand keine Zeit für Ulrich. Denn was hatte der zu bieten?
Etwa die Freiheit?
Nun, Ferdinand war frei!
Etwa Macht! Ferdinand war mächtig!
Ulrich sah ihn zur Messe schreiten, sah die Beichtväter um ihn. Sah die Pfaffen unverschämt auftreten. Sah die Dirnen zu Brüssel und das Wohlleben. Wer einmal von all diesem umgeben ist, der muß schon ein Herkules sein, um sich aus solchen Schlingen zu befreien.
Und Ferdinand war kein Herkules. Er war einer von den Herrschern, die es mit sich selbst am besten meinen. Und mit denen hat Rom gewonnenes Spiel.
Der Regent, den Ulrich suchte, wohnte nicht in Brüssel. Der wohnte vielleicht nirgends in der Welt. Denn wer nach Ulrichs und der freien Deutschen Wunsch und Willen war, der mußte arm sein und gleichgültig gegenüber die Versuchung. Der mußte frei sein vom Saufen und vom Huren. Der mußte frei sein von seinem Bauch, frei für die Freiheit!
Nein, Ulrich hatte nichts zu suchen in Brüssel. Er war hier fehl am Platze.
Von den Gewaltigen war keiner da, der mit in die Bresche sprang. Ein Herrscher mußte seinen Leib scho-

nen. Mochten doch Abenteurer und solche, die nichts zu verlieren, sondern alles zu gewinnen hatten, sich in die Schanze schlagen.

Das also war die Stimmung der Gewaltigen in Deutschland?

Arme Freiheit!

Man gab Ulrich den Rat, er möge sich schleunigst verziehen aus Brüssel, wenn ihm sein Leben lieb sei.

Armes Deutschland, Rom hatte gesiegt.

Und so begann die Hetze gegen Ulrich.

Auf dem Heimweg traf er den Hochstraaten, der nach Brüssel wollte. Ulrich bedrohte ihn mit seinem Schwert, den Henker Roms.

Der fiel auf die Knie und weinte und barmte, Hutten möge ihn schonen, er wolle auch zu Gott beten für ihn. Hutten ekelte sich vor dem, der vielen das Leben genommen, sein eigenes aber für den Preis jeder Schande wahrte. Er ließ ihn von seinem Gefolge verhauen und ausplündern und zog weiter.

Rom arbeitete.

Man möge den Hutten beseitigen. Er störe den guten Frieden Roms. Er mache auch jeden Fürsten verdächtig, der ihn etwa schonen sollte. Der Papst wußte, wo sein gefährlichster Feind war.

Man solle den verseuchten Kerl, der ganz Deutschland anstecke, vergiften oder ermorden. Oder am besten nach Rom schleppen.

Die Augen würde man ihm ausglühen. Die Nägel ausreißen. Die Zähne einbrechen. Die Knochen langsam zerdrehen. Die Glieder verrenken. Die Haare in Büscheln ausreißen. Gewürz in die Wunden streuen. Oh, man würde ihm jedes böse Wort heimzahlen. Man

würde ihn nackt und gefesselt in einen Ameisenhaufen werfen, daß die Tiere ihm durch die Nase ins Gehirn dringen würden. Und nun zum Schluß, ja, da würde man ihm die verruchte Zunge herausreißen und dann die Glieder seiner Schreibhand einzeln zerquetschen.
Schafft den Hutten nach Rom!
Den Kaiser Karl würde man schon dazu bringen, gegen diese Deutschen einzuschreiten.
Ihr kennt Roms Macht und Roms Kampf nicht, ihr deutschen Tölpel! Ulrich glaubte nicht mehr im Herzen an den Mut des Kaisers, noch weniger an die Ehrlichkeit der Fürsten.
Ob er nicht eines Tages für die Freiheit sterben mußte, allein, ausgestoßen, verachtet, verhöhnt?
Ulrich sah sein Schicksal aufsteigen wie eine Nebelwand, in die er hineingehen mußte.
Ich hab's gewagt!
Darum vorwärts in die Bresche! Was soll der Tod, wenn nur die Fahne weht. Die Fahne der Freiheit.
Und Ulrich schwang sie mit dem Mut des Todgeweihten, den die Pflicht als Freiwilligen vortreten ließ.
Er biß die Zähne aufeinander. Wer jetzt nicht weich wurde, den würde der Geist zum Hammer des neuen Reiches machen. Wer jetzt nicht verglühte, der würde der Schmied der Nation sein!
Der Erzbischof von Mainz bekam vom Papst die goldene Rose.
Mochte er!
Ulrich war nicht angewiesen auf das ungewisse Mainz.
Er ging auf die Steckelburg.
Eine goldene Rose gegen einen lebendigen Menschen, gegen einen Deutschen!

Sollte die Rose die Bresche schließen?
Sollte ein Wink des Hirtenstabes mächtiger sein als die Macht des deutschen Angriffs?
Deutschland mußte sich entscheiden.
Ulrich rüstete sich zum Kampf.
Jetzt dünkte es ihn, fast belanglos zu sein, wer noch hinter ihm stand. Morgen konnte es schon anders sein.
Im scharfen Ritt sprengte er zu Sickingen, zur Ebernburg. Mit ihm zusammen fühlte Ulrich sich gegen jede Nachstellung gefeit.
Wenn doch der Sickingen losschlüge. Gleichgültig, gegen wen zuerst. Es käme dann doch wenigstens die unerträgliche Spannung aus der Luft.
Die Ebernburg vermochte schon einer gewaltigen Macht zu trotzen. Die war gebaut für Krieg und Belagerung. Als Ulrich ihre gewaltigen Mauern sah, faßte er Vertrauen zum Kriege.
Es galt ja nur durchzuhalten, bis in Deutschland alle Holzstöße, die schon geschichtet waren, in Flammen aufgingen.
Dann war es hell in Deutschland!
Ja. Die Ebernburg war stark genug, den Anfang zu machen. Schon kamen aus allen Gegenden Deutschlands Flüchtlinge, um Schutz zu suchen vor den Häschern Roms, und die Ebernburg nahm alle auf, die sich zu schwach fühlten, um das Schwert der Verteidigung zu führen.
In den Flüchtlingen sah Ulrich die ersten Boten des nahen Krieges, und auch Sickingen bereitete den Aufstand vor. Himmel, es rauchte schon in Deutschland!
Sickingen versuchte noch einmal, den Kaiser selbst zu bewegen für die deutsche Sache. Und als er von dan-

nen ritt, gab ihm Ulrich ein freimütiges Schreiben mit, in dem er sich offen als Revolutionär bekannte.

Ja, er sei ein Umstürzler und werde es bleiben, solange er lebe. Aber für wen kämpfe er denn anders als für Deutschland und die Majestät des Kaisers? Am Kaiser sei es, sich vor ihn zu stellen. Dann stünde er vor Deutschland!

Seinen ganzen Glauben an die Macht des deutschen Geistes und an die Ehrlichkeit des Kaisers legte Ulrich noch einmal in das Schreiben. Hier stand bei Ulrich das Recht der freien Meinung.

War es denn schon so weit in Deutschland, daß man einen um seiner aufrechten Gesinnung willen verfolgen durfte? Wo blieb die Achtung vor der Persönlichkeit?

Aufrecht trat Ulrich in seinem Schreiben vor den Kaiser. Er hatte nur noch zu hoffen.

War der Kaiser ein grader Mann, so mußte er die Offenheit anerkennen und die freie Meinung achten.

War er ein Sklave der bestehenden Verhältnisse und ein Spielball seiner eigenen Feinde, dann war Ulrich stolz genug, sich über die Scheidung von ihm noch freuen zu können.

Zu gleicher Zeit schrieb er an Spalatin, den sächsischen Kanzler, er möge seinen Kurfürsten drängen, energischer in Luthers Sache vorzugehen und sich mannhafter hinter Luther zu stellen.

Hutten arbeitete unermüdlich, durch seine Briefe die Gemüter wachzurütteln.

Da gedachte er als letzten Windstoß „das Sendschreiben an alle Deutschen" hinauszuschicken.

Jeder Tag war kostbar!

Da kam der Eck aus Rom mit der Bannbulle gegen

Luther. Da wurden Luthers Schriften verbrannt und Huttens dazu.
Nun komm, Wind! Brenne, Deutschland!
Sickingen rüstete im geheimen. Waffen wurden aufgekauft. Verträge geschlossen.
Es war ein Kampf zwischen Wind und Regen!
Der Regen aber versuchte, das Glühen zu verlöschen. Reuchlin bekam es mit der Angst und zog einen dicken Strich zwischen sich und den Wittenbergern.
Nein, für ihn, den alten Mann, war der Wind nichts mehr. Er fürchtete ihn und hatte Angst vor Erkältungen. Reuchlin, um dessentwillen sich Ulrich ohne Zaudern in den Kampf gestürzt hatte, um dessentwillen er viel Haß auf sich gezogen hatte. Wie triumphierte Rom! Reuchlin gegen Wittenberg!
Rom versteht es, Seelen zu fesseln und zu zwingen. Rom versteht es, Charaktere zu schwächen und Menschen still zu machen.
Reuchlin bekam eine Professorenpfründe zu Ingolstadt! Da hatte er um seines Amtes willen still zu sein. Und dann wohnte Reuchlin bei Eck im Hause. Da mußte er um der Gastfreundschaft willen den Mund halten.
Rom versteht es, Breschen zu schlagen, und vor allem weiß es um die Kunst des Nachstoßens.
Das war Regen ins Feuer. Und die Humanisten schwankten und schwenkten einer nach dem andern über ins Lager der Geruhsamen.
Was sollte da Ulrich noch bei den Studierten?
Frei ist nur der, der die Tat um der Tat willen tut! Das wußte Ulrich jetzt.
Frei ist nur der, der seinem Wesen gerecht wird. Frei ist der Wesentliche!

Das wurde Ulrichs Evangelium.

Man gebe Deutschland die deutsche Wesenheit, man gebe ihm Gelegenheit, sich gemäß seiner Wesentlichkeit zu entfalten, dann wird es frei sein, daß die Welt das Staunen lernt.

Ulrich wurde sehend.

Du lieber Himmel, was ist denn mit der deutschen Erziehung? Wo wird der Deutsche zur Wesentlichkeit erzogen? Da lernt er fremde Vokabeln und fremde Begriffe, da lernt er fremde Religion und fremdes Denken und wird zum Sklaven.

Und wenn der Deutsche aus einem dunklen Gefühl, das seinem Blute entspringt, aufbegehrt und an der Kette reißt, dann schlägt die Welt mit Keulen auf ihn ein, um ihn für das Unrecht, wesentlich werden zu wollen, zu strafen.

Man erziehe die jungen Deutschen ihrem Wesen gemäß und vergewaltige nicht ihren Geist und ihr Blut. Man lasse Stämme wachsen und ziehe keine Rabatten, dann gibt es auch keine nihilistische Umstürzlerei! Ulrich erkannte, daß es Unsinn war, sich für deutsches Denken fremde Formen zu holen.

Das war der Urgrund seines Kampfes gegen Rom.

Dort, wo die deutsche Sprache nicht ausreicht, deutsches Denken, deutsches Glauben, deutsches Fühlen auszudrücken, beginnt die Welt der Lüge und der Täuschung, der Verdrehung und der Tünche.

Weiß Gott, man hatte die deutsche Sprache entehrt, um den deutschen Geist der Form zu berauben.

Fremder Geist herrschte in fremder Sprache.

Mit einem kühnen Entschluß warf Ulrich den Ballast

des Fremden über Bord, um unbeschwert auf dem stürmischen Meer des Geisteskampfes fahren zu können.
Er brach mit der Sitte der Gebildeten, lateinisch zu schreiben. Was wollte er noch mit dem Klüngel der Gebildeten, der seine Schriften zum größten Teil nur kritisch las und allenfalls sein „interessant" darunter schrieb? Er wollte zum Volke sprechen, das die Worte als Blut von seinem Blute verstehen sollte.
Volk?
Damit meinte Ulrich nicht den großen Topf des deutschen Reiches, wo rein neben unrein hauste. Volk war für ihn nur die Summe derer, die um ihr Deutschtum wußten oder es doch wenigstens fühlten. Die Auslese, die zur Herrschaft über die Masse bestimmt war.
Für sie, für die deutsche Nation, schrieb Ulrich deutsch.
Herrgott im Himmel, gab das eine Aufregung!
Die Gebildeten schrien, man möge jetzt den Barbaren Hutten sehen, das sei der Pferdefuß jener Nationalisten, daß sie die wahre Bildung mit Füßen träten.
Und die Römlinge erhoben die Hände und schrien zu ihrem Gott, er möge verhindern, daß das Latein gefährdet würde. Denn ginge das Latein als Weltsprache der römischen Religion zugrunde, dann sei es aus mit dem Weltchristentum, dann würde jedes Volk in seiner Sprache zu Gott reden. Und dann wäre Babylon wieder da.
Da erkannte Ulrich die Wucht des deutschen Wortes, das in seiner Schärfe schneidet und trennt wie das beste Schwert. Wenn die Leute auf den Marktplätzen von einem Jungen die jungen deutschen Sätze verlesen bekamen, dann jubelten sie über ihr Deutsch.
Die Schreiber an den Höfen sahen mit Entsetzen das

Deutsche gedruckt und fühlten ihre geheime Macht am Ende. Das Geheimnis der Schrift ans Volk ausgeliefert! Das hieß doch: das Volk konnte jetzt ohne Mittelsmann, ohne Übersetzer, das Rechte vernehmen.
Wo blieb da der Zwischenträger, der vordem eine so lohnende Aufgabe hatte?
Ja, mit dem beliebigen Kommentieren war es nun vorbei! Das ging nun Schlag auf Schlag. Stoß auf Stoß in die Bresche. Kaum hatte der Luther seine Schrift an den christlichen Adel geschrieben, folgte Ulrichs „Klage und Vermahnung".
Ein Angriff gegen die Pfaffen unmittelbar aus dem Deutschtum heraus. Und hier merkte das Volk, daß der Kampf der Geister nicht mehr von wenigen um weniges geführt wurde, daß nicht mehr Theorie gegen Theorie, Lehre gegen Lehre, stand, sondern daß hier die deutsche Nation Kampf ansagte gegen ihre Feinde.
Man riß sich um die deutschen Schriften.
Geschickt mischte Ulrich die Lehren der Wittenberger, die jetzt um sich griffen, in seine politische Idee hinein, so daß jeder deutsche Christ, ob er wollte oder nicht, auch das politische Deutschtum in sich aufnehmen mußte.
Dem Luther war das anfangs ganz recht, denn auch er gebrauchte hin und wieder ein politisches Wort, um die Fürsten, zu denen er als von Gott gesetzter Obrigkeit aufsah, für seine Macht zu gewinnen. Denn Luther wünschte die Entwicklung möglichst von oben nach unten. Ulrich dagegen war Umstürzler. Er verachtete das Geschmeiß der machtgierigen Fürstensippschaft und sah die zukünftigen Regenten Deutschlands aus den Reihen der jungen Revolutionäre aufsteigen.

Melanchthon sah die Entwicklung des deutschen Kampfes nur mit größtem Mißtrauen. Er fürchtete, daß die Theologie Allgemeingut werden könnte. Und dann war es vorbei mit der Herrschaft der Priester. Darum ging er oft hinüber zu Luther und warnte ihn.
Aber Luther war zuerst noch ganz mutig. Er fühlte sich deutsch genug, um auf die Priesterherrschaft verzichten zu können. Seinetwegen sollte jeder der Priester seines eigenen Gewissens sein. Er hielt damals nichts von der Kirche und war auf dem besten Wege, ein ganzer Deutscher zu werden.
Diese Gefahr sah der Melanchthon und grübelte nach, wie er ihr begegnen könnte. Er wies mit dem Finger auf Huttens Verse. Stand da nicht geschrieben:

Jetzt ist die Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen. Gott will's han!

Melanchthon bohrte: „Freiheit, Luther, was ist denn das? Glaubst du an dieselbe Freiheit, an die dieser Hutten glaubt? Bedenke doch eure Grenzen!"
Und Luther sah, daß er die Freiheit eines evangelischen Bekenntnisses wolle und letztlich sein Streben nichts zu tun hatte mit dem Aufruhr, den der Hutten erregte.
Aber wo hier scheiden?
Sah Deutschland nicht auf die beiden, auf Hutten und Luther gleichmäßig? Sah man nicht in Luther das Ringen um den deutschen Gott, der sich gleicherweise wie in seinem Gewissen im Blut des Hutten offenbarte?
Eine Trennung hätte wahrscheinlich den Abfall der besten Kreise auf die Seite des Hutten zur Folge gehabt.
Das war ein Grund, dem sich wieder Melanchthon nicht verschließen konnte.

Aber eins versprach Luther: Sich zu scheiden von Hutten, wenn erst die passende Gelegenheit da sei!

Ulrich dachte keinen Augblick an die Bedenken der Wittenberger. Sein Kampf ließ ihm keine Zeit dazu. Mußte er nicht das heiße Eisen schmieden?

Da setzte er sich hin und zählte in einem Schreiben an Kaiser Karl fein säuberlich aus der Geschichte auf, was die deutschen Kaiser von den Päpsten zu erdulden hatten und was ihnen im Fortlauf der Geschichte noch alles bevorstehen würde.

Diese Schrift übergab er dem Sickingen mit dem Auftrag, auf jeden Fall zu versuchen, sie dem Kaiser selbst vorzulesen.

Wenn doch der Kaiser nur klug werden würde!

Es gab Wochen, in denen Ulrich wie ein Verzweifelter einherlief.

Der Kaiser!

Nur ein ermunterndes Wort von ihm, und manch schwankender Mächtiger in Deutschland hätte sich mit seinem ganzen Einfluß auf die Seite der Freiheit geschlagen.

Aber der Kaiser schwieg!

Er sagte zwar mit verheißungsvollem Augenzwinkern leise zum Sickingen, er wisse genau, worum es gehe, und seine Hand ruhe auf Hutten, aber das war alles. Nicht das leiseste Bekenntnis gab der Kaiser.

In mühseliger Arbeit übersetzte Ulrich seine früheren Schriften ins Deutsche, damit sie im Kampfe des Volkes nicht fehlten.

Und immer wieder feilte er an ihnen, setzte dort etwas hinzu, strich dort etwas aus, damit sie wie Pfeile spitz und tödlich seien.

Aber die Zahl der Pfeile war nur gering gegenüber den Schlachtreihen der Feinde, die aus dem Dunkel auftauchten und sich zum Angriff gegen Deutschland formierten.
Da schlichen sie umher und warnten mit der Miene des Biedermanns vor Ulrich.
„Seht euch den Hutten an, den Eidbrecher. Der hat Gott sein Gelöbnis gebrochen! Seht ihn euch an, ihr Mütter! Er hat eure Töchter verführt. Spuckt, vor ihm aus, ihr Väter! Denn eure Söhne sind in Gefahr, von ihm zur Rebellion und zum leichtfertigen Leben verführt zu werden!"
Oh, die Dunkelheit, die keine Gemeinheit scheut, versteht es, sich des Heiligenscheins trefflich zu bedienen, so daß die Gutmütigen und die Dummen baß erstaunt sind über soviel Frömmigkeit und daß dann sehr schnell aus der Achtung ein Bekenntnis und aus dem Bekenntnis eine Gefolgschaft wird. So siegt die Finsternis über das Licht, und die Fürsten der Finsternis herrschen insgeheim durch offene Ämter über Nationen und Völker.
Da sang der Ulrich sein Schlachtlied, sein Lied auf der Schildwache, die er vor Deutschlands Herrlichkeit bezogen hatte.
Es ist das Lied eines Deutschen, der über den Tod hinaus die Tat mit der Idee verbindet.

Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trage keine Reu.
Ich kann nichts dran gewinnen,
Doch soll man spüren Treu,
Mit der ich's mein:

Nicht einem allein!
Wenn man's doch wollt erkennen:
Dem Land zu gut!
Wiewohl man tut
Einen Pfaffenfeind mich nennen.

Hei, das waren Verse, die die Jungen in Deutschland sangen und beteten.
Das war das Lied, das sich mit dem Winde vermählte zu großer Harmonie!

Da laß ich jeden lügen
Und reden, was er will.
Hätt' Wahrheit ich verschwiegen,
Ich hätte Gönner viel.
Nun hab' ich's gesagt,
Bin drum verjagt.
Das klag ich allen Frommen.
Wiewohl der ich
Nicht weiter flieh
Vielleicht werd wiederkommen!

Da öffneten sich die Herzen der Jungen, und sie bereiteten dem Ulrich den Einzug. Bei ihnen möge er einziehen. Ihr Herz solle er besitzen. Heimstatt und Gefolgschaft solle er bei ihnen finden. Der Vorkämpfer, der Hutten! Der Held. Und immer weiter steigerte sich das Lied über alles Persönliche hinweg zum Lied des Volkes. Zum Lied, das man sang vor der Schlacht, das man sang als Sturmlied im Gefecht, das man sang als Dankgelöbnis nach der Schlacht.

Will nun ihrer selbst nicht raten,
Diese fromme Nation,
Ihres Schadens sich ergatten,
Wie ich ermahnet hon,
So ist mir's leid.
Hiermit ich scheid.
Will mengen baß die Karten.
Bin unverzagt,
Ich hab's gewagt
Und will das End erwarten!

Das rüttelte am Gewissen der ritterlichen Deutschen. Das war ihre Sprache, das war ihr Blut, das war ihr Kampf! Sollten sie sich beschämen lassen von der Opfertat eines einzelnen?
Darum vorwärts, das Banner entrollt und in die Bresche sich geschlagen!
Wie ein Werber ging das Lied durch Deutschland und verpflichtete die Jungen zum Kampf.

Ob dann mir nach tut denken
Der Kurtisanen List,
Ein Herz läßt sich nicht kränken,
Das rechter Meinung ist.
Ich weiß noch viel,
Wolln auch ins Spiel,
Und sollten sie drüber sterben:
Auf, Landsknecht gut
Und Reuters Mut!
Laßt Hutten nicht verderben!

Das klang fanatisierend wie der Rhythmus der Trommel. Es wird gekämpft. Wo steht die junge Mannschaft? Und wo der Geist einen Jungen erfaßte, da löste

er sich von Haus und Hof und zog der Fahne nach und dem Rufen der Trommel.

Die Herzen der Jungen in Deutschland zogen zu Ulrich. Der sollte sie führen. Der sollte sie segnen, der sollte sie bestimmen zu Sieg oder Tod.

Das stürmische Wollen und das heiße Sehnen zur Freiheit, das die Jungen erfüllte, zog zur Ebernburg als unsichtbarer Bundesgenosse und wurde dem Ulrich zur Gewißheit des Verbundenseins mit der Nation.

Wenn doch nur bald der erste ernstliche Schlag erfolgen würde!

Ulrich fieberte vor Ungeduld. Ihn drängte es, die Fahne des bewaffneten Aufruhrs zu entfalten. Was nützten denn schon alle Papierfehden? Dabei kam doch allenfalls ein wüstes Gassenjungengeschimpf heraus. Ulrichs ritterliches Blut rebellierte dagegen! Zum Teufel, war er denn nur ein Schriftsteller, den man für Groschen kaufen und lesen konnte? Hatte er nicht auch sein ritterliches Schwert?

Sickingen war auf keinen Fall zur Aktion zu bewegen, ehe er nicht beim Kaiser alles versucht hätte.

Aber wenn der Kaiser nun nicht antwortete?

Der Sickingen war kriegserprobt! Ihm machte es nichts, ein halbes Jahr vor einer festen Burg zu liegen. Die Aussicht auf Beute lockte stärker, als die Eintönigkeit einer Belagerung schrecken konnte.

Ulrich wartete und wartete.

Nichts geschah. Nur unter der Oberfläche schwelte es. In Gärung war das deutsche Volk. Die Bauern, die Städter waren unruhig und die Ritter gerüstet.

Wann endlich kam das befreiende Signal zur Schlacht? Wo blieb der Luther?

Zuweilen wieder kam der Zweifel an Luther über Ulrich. Warum bekannte er sich nicht zu ihm? Warum schrieb er kein ermutigendes Wort?

Waren nicht Sickingen und Hutten zwei Männer, die genügend Macht und List hatten, einen mißliebig gewordenen Pfaffen zu schützen?

Wenn man die Bannbulle ins Feuer wirft, Luther, reißt man damit allein noch keine Löcher in die Mauer!

Ulrich war unzufrieden.

Er hatte alle Mühe aufgewendet, Sickingen im Interesse der Nation für die Sache der Reformation zu gewinnen. Fiel nun nicht die Schuld am Zaudern Luthers auch zu einem großen Teil auf ihn?

Monate waren übers Land gegangen. Monate zermürbender Erwartung.

Und Luther ließ den Dingen ihren Lauf.

Aber waren die Deutschen nicht ausgerüstet mit dem Schwert des Geistes, um dem Schicksal seine Gestalt zu geben?

Sickingen machte Ernst mit den Dingen der Reformation. Er sah die große Gelegenheit, das Volk zweifach zu einen: in der Politik und in der Religion.

Er begeisterte sich immer mehr für den Gedanken, den Luther aus dem Kreise seiner Wittenberger Theologen zu holen, ihn notfalls einfach zu stehlen und ihn auf der Ebernburg mit dem Geiste des nationalen Widerstandes zu erfüllen, damit endlich das Signal zum Aufstand mit Schwert und Evangelium gegeben werden könnte.

Denn das sahen die beiden Freunde deutlich, daß der Aufstand, der nur mit e i n e r Parole gegeben würde, scheitern müßte an der Zerrissenheit der Ideen.

Immer wieder bekam Luther dringende Aufforderungen, zur Ebernburg zu kommen. Aber seine Freunde rieten ihm davon ab. Am eindringlichsten Melanchthon. Und so wurde es zu Wittenberg schon Bekenntnis und Dogma, daß Geist und Blut, daß Schwert und Evangelium nicht zueinander dürften.

Wieder stieß Ulrich in die Bresche und versuchte diesmal, Luther mitzureißen.

Er schrieb das Gespräch von der Bulle. Da kämpfen die deutsche Freiheit und die römische Bannbulle miteinander. Und so lebendig ist der Kampf der beiden, daß keiner dabeistehen kann mit den Händen in der Tasche. Daß jeder Partei ergreifen muß, um für die Freiheit oder gegen sie zu stehen.

Mußte dem Luther nicht das Herz aufgehen über die Treue, die ihm hier entgegenschlug?

Aber Melanchthon riet, die Ritter erst aufeinanderschlagen zu lassen. Das Evangelium würde gerade dann zur rechten Zeit kommen, wenn das Schwert sich ausgewütet habe. Dann sei der Frieden schöner und dauerhafter.

Ulrich ging einen Schritt weiter: er schrieb Gespräche, wo er Luther auftreten und disputieren läßt mit Gegnern, in denen man schwankende Menschen wie den Melanchthon erkennen kann.

Warum erkannte Luther den Melanchthon nicht? Warum entschloß er sich nicht zum letzten Schritt, zur Lösung von der Theologie?

Deutschland rief. Und die Bresche winkte zum Sturm! Da stellte Ulrich dem Luther den Böhmen Ziska gegenüber. Das war doch ein Kerl, ein Ganzer, ein Drauf-

gänger. Einer, der die Sache der Nation zur Angelegenheit des Glaubens machte.
Herrgott, warum konnte der Luther denn kein Ziska werden? Wer dankte es ihm, daß er keiner wurde? Wer anders als Rom?
Jetzt stand der Wormser Reichstag bevor!
Man mußte dem Kaiser das Gesetz des Handelns vorschreiben. Überließ man alles den Räten, dann würde sicherlich ein fauler Vergleich herauskommen.
Die Tat mußte noch in dieser Stunde geschehen, die Verkündigung des Aufstandes.
Brannten erst die Klöster und Kirchen, standen erst Ritter und Bauern nebeneinander, dann würde der Kaiser schon nachgeben und sich auf die Seite der Aktion stellen. Dem Kaiser waren Männer wie Sickingen und Hutten lieber als Papst und Kardinäle, aber wie sollte er dazu kommen, sich zu einer Partei zu schlagen, deren Kräfte noch nicht erwiesen waren? Dann bestand die Gefahr des Zerfalles des Reiches.
So lieb das im Sinne der deutschen Nation vielleicht dem Ulrich war, wie wenig das den Christen Luther interessierte, so sehr war gerade das dem Kaiser eine Frage, die ihn nicht schlafen ließ. Würde das Kaiserreich einen Krieg zwischen Romfreunden und Romfeinden ertragen können, ohne sich aufzulösen in seine Bestandteile? Die Römlinge gaben sich alle Mühe, die Gefahren des Verfalls aufzuzeigen. Und der einzige, der von evangelischer Seite dem Kaiser die Gefahr hätte ausreden können, schwieg gerade über diesen Punkt vollkommen, der Luther!
Der verstieg sich immer mehr in das Reich der Reli-

gion, das nicht von dieser Welt ist, und ließ den politischen Dingen ihren Lauf.

Der Luther, der des Kaisers Genoß hätte sein können, hätte sein müssen!

Sickingen und Ulrich schmiedeten Pläne, wie sie gegebenenfalls gegen den Kaiser die Nation retten könnten. Wie sie im Notfall die Macht an sich reißen würden.

Die Ebernburg wurde zum Mittelpunkt der deutschen Verschwörung. Ulrich entwarf die Ziele, und Sickingen warb für die Ausführung. Erst müßten in deutscher Opposition die Ritter die Fürsten für sich gewinnen, daß sie ablassen sollten, an das eigene Geschäft zu denken. Dann müßte der Ring des Widerstandes auf Stadt und Land erweitert werden.

Dann könnte man den Kaiser vor die Wahl stellen: entweder das geeinte Deutschland für sich und die Paffen gegen sich oder das Gegenteil zu wollen!

Hätte man erst den Kaiser auf der Seite oder ihn schlimmstenfalls beseitigt, dann müßte man zupacken, die Banken der Fugger beschlagnahmen, daß kein Geld ins Ausland verschoben werden könnte. Dann müßte man das Land aufteilen. Einen Schritt nach dem andern tun. Erst die Klöster, dann die Kirchen, dann die reichen Bürger und Stifter, dann den großen Grundbesitz enteignen und das Land dem Allgemeinwohl zugänglich machen: das wäre die Freiheit Deutschlands!

Gegen die dunkle Macht, die aus der Finsternis durch geheime Orden und gekaufte Menschen unerkannt und zielstrebig regierte, müßte man einen Orden der Nurdeutschen schaffen, der Schritt auf Schritt den Zielen der Dunklen entgegenarbeitete. Rücksichtslos und un-

nachsichtig, ohne Mitleid und ohne Erbarmen. Besessen von der Idee Deutschlands, von der Idee Freiheit!
Ulrich wußte, daß es genügend Menschen in Deutschland gab, die voller heiliger Begeisterung Brüder dieses Ordens geworden wären. Es bedurfte nur des Anstoßes. Kein Männerbund mehr, sondern den kriegerischen Orden! Bis an ihr Lebensende müßten die Brüder dieses Ordens geschult werden und geübt. Bis an ihren Tod müßten sie die dunklen Wege der Feinde zu erforschen suchen.
Und der beste Deutsche müßte der heimliche Kaiser sein. Der verborgene Führer der Deutschen, der den Gral zu verwalten und über die Ehre und die Freiheit zu wachen hätte. Ausgerüstet mit allen Vollmachten der heimlichen und ewigen Nation. Die Feme müßte diesem Kaiser gehören, das Recht über Leben und Tod aller Mächtigen im Reich!
Das wäre ein Reich, das den Mächten der Finsternis gewachsen wäre. Ulrich wußte, daß ein Rat der Besten aus diesem Kreise die Geschicke Deutschlands lenken würde. Daß dieser Rat Krieg und Frieden, Politik und Glauben Deutschlands bestimmen würde. Und jeder, der in diesen Orden berufen würde, hätte sein eigenes Leben zu vergessen. Sickingen hing wie gebannt an den Lippen Ulrichs, wenn er vom ewigen Reich der Deutschen sprach. Ja, das war auch sein Traum. Dieses Deutschland, das aus dem Zufälligen von Geburt und Tod in die Idee erhoben wurde.
Mit der Faust schlug er auf den Tisch: man müsse einen Kaiser haben, der aus dem Geiste dieses Ordens wäre. Einen, der das Licht anbete und gegen die Einflüsterungen der Dunkelheit taub sei!

Auf der Ebernburg sah man wie von einer Warte aus ins Land und erkannte die silbernen und goldenen Fäden, die nach Rom liefen.

Warum sah denn keiner in Deutschland die Gefahr? Warum nannte man Hutten und seine Freunde Wahnsinnige und Phantasten? Ach, der Deutsche ist so ehrlich, daß er keinen Sinn hat für den Trug. Und sein Lichtglauben ist so stark, daß er die Nacht nicht fürchtet. Und darum läßt er die Finsternis aufkommen und ist arglos wie ein Kind.

Sickingen hoffte noch immer auf den Kaiser.

Er war trotzig und unbelehrbar in seinem Glauben.

Nur Ulrich offenbarte er sich mit seinen Zweifeln und Ängsten. Aber den andern gegenüber hielt er fest an der Autorität des Thrones.

Aber das Schlimme war ja, daß zum deutschen Reich Länder gehörten, die im Blut nicht deutsch waren. Und weil sie das nicht waren, hatten sie von der Freiheit keine wahre Vorstellung und sehnten sich auch nicht nach ihr, sondern fühlten sich wohl unter der Üppigkeit Roms. Da ging ein stattlicher Zug nach Worms.

Männer, die sich zur Reformation bekannten und dabei mutige Deutsche waren. Männer, die dabei sein wollten, wenn es galt vor dem Kaiser sich für die deutsche Nation zu erklären.

Als der Reichstag eröffnet wurde, war man mit den Rüstungen auf der Ebernburg so weit, daß nur noch die Zugbrücke aufgezogen zu werden brauchte, um aller Welt die Stirn zu bieten.

Die Deutschen erschraken, als sie sich in Worms umsahen. Du lieber Himmel, da schien es Pfaffen und

Dunkelmänner geregnet zu haben! Was war das für eine Geschäftigkeit!
Kaum konnte einer, dem man sein Deutschtum an Auge und Stirn, an Haltung und Sprache ansehen konnte, über die Straße gehen, ohne daß ein Schwarm von Beobachtern hinter ihm her war.
Rom arbeitete gut! Man notierte sich die Graden und Ehrlichen, um ihnen bei passender Gelegenheit den Prozeß zu machen.
Auf den ersten Blick konnte man erkennen, daß die Wolke Roms den Kaiser zu benebeln verstand.
Da floß Bier und Wein in Strömen, denn jeder durfte kostenlos trinken auf das Wohl des Papstes und das Pereat des Wittenbergers. Und wer etwas vornehmer war, daß er das freie Saufen abschlagen konnte, für den war auch Geld da.
Und jedem, der sich den Freuden hingab, dem flüsterte man zu, daß das alles aufhören würde, wenn die verfluchten Wittenberger an die Macht kämen.
Den Fürsten gab man Geld und Ehren. Den Bischöfen winkte der Kardinalshut und den Städtern manche Freiheit und mancher Nachlaß.
Für jeden hatte man ein freundliches Wort, ein Versprechen oder, wenn es nicht anders ging, eine Drohung.
Und die andern, die für die Freiheit stritten und mit leeren Händen kamen, die sah man scheel an. Auf ihre vollen Herzen gab man nichts. Man schielte auf den Beutel, aber der war leer!
Was sollen auch Arme und Ehrliche bei festlichen Aufzügen? Ein Herz gilt nur in der Schlacht oder allenfalls noch im Gespräch! Aber auf der lauten Straße?
Nein, da galten nur der Anzug, das Ansehen und das

Dukatenklimpern! Die Stimmung war günstig für Rom. Her mit dem Luther! Wir wollen ihn verbrennen! Es hat doch keinen Zweck, den Dickkopf, den Unbelehrbaren überhaupt zu hören!

Und die Neunmalweisen nickten zustimmend mit den Köpfen: nur weg mit ihm, ehe das Unheil größer wurde! Und die Dunkelmänner rieben sich die Hände: der Luther war ja nur der Anfang. Es gab viel Holz in Deutschland! Nun fing die Bresche an sich zu schließen.

Was halfen da die Kräfte Huttens? Was half der Zorn Sickingens? Die Römlinge führten eine dreiste Sprache zu Worms, und der Kaiser sah schweigend dem Treiben zu und dachte an die fernen Provinzen, die er verlieren könnte, wenn er sich mit Rom entzweite.

Was mußte sich Deutschland bieten lassen von den Dunkelmännern! Da trat der eine auf, Aleander, der Gesandte des Papstes gegen Luther, und höhnte, die Deutschen würden Rom doch niemals entrinnen. Lösten sie sich vom Papste, so würde man sie zur Uneinigkeit treiben, daß sie in kurzer Zeit sich gegenseitig auffressen würden!

Als Ulrich das auf der Ebernburg gemeldet wurde, stürzte er zu Sickingen, er möge das Schwert gürten und mit ihm in die Stadt eilen. Jetzt sei alles gleichgültig, jetzt müsse man töten, denn Deutschland sei gelästert worden. Ein Dunkelmann habe die Maske gelüftet!

Sickingen hatte Mühe, ihn zu beruhigen. Es sei Wahnsinn, die Sache der Freiheit durch einen Streich zu gefährden! Jetzt sei die Zeit, wo die Feldherrnkunst gelte!

Ulrich bebte: da sprach ein Pfaffe ein Geheimnis aus, so ungeheuerlich, daß jedem Deutschen das Blut erstarren konnte. Woher maßte er sich die Mittel an? Woher hatte

er das Wissen um käufliche Menschen in Deutschland? Das Reich Satans war es, das sich hier offenbarte! Stürzte denn nicht der Himmel ein über solchem Frevel? Mußte sich Deutschland das in seinem eigenen Hause sagen lassen? Und der Kaiser saß dabei!

Der deutsche Kaiser sprach aus politischen Gründen kein Wort dazu. Und es war nicht möglich, sein Gewissen wachzurütteln und ihn auf die Gefahr hinzuweisen, weil er ja keinen wahren Deutschen an sich herankommen ließ. Ulrichs Zorn kannte keine Schranken mehr. Er verfaßte Schriften in so scharfem Ton, daß die Freunde um ihn Angst bekamen. Jetzt mußte sich der Kaiser, wenn er eine persönliche Aussprache ablehnte, eben durch Druckschriften von Ulrich die Wahrheit sagen lassen.

Und der hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge zurück. Der Kaiser würde noch sehen, wohin ihn sein Zögern treiben würde. Ob er denn nicht merkte, wie er umgarnt und umnebelt würde. Der Fluch Deutschlands müsse ihn treffen, wenn er sich nicht besänne und gegen die Pfaffen losschlüge für die Freiheit!

Der Kaiser antwortete wieder nicht.

Aber einen Erfolg hatte Ulrichs Pochen auf den deutschen Rechtssinn doch: der Kaiser forderte, daß Luther sich zu Worms verantworten solle. Das gab eine Bewegung in Deutschland! Luther sollte selbst vor dem Kaiser stehen! Der Weg des Wittenbergers war ein einziger Triumph. Universitäten zogen ihm entgegen. Studenten fielen ihm zu Füßen und huldigten ihm. Ritter brachen in Tränen aus und gelobten Treue im Kampf. Luther sah das Aufwachen Deutschlands, er fühlte das Begehren zum Kampf. Deutschland rief ihn an!

Aber auf dem Weg nach Worms zwang sich Luther immer wieder, den Blick vom Lande wegzunehmen und ihn in die Bibel zu versenken. Da redete ihn der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs so stark an, daß er darüber alles andere um sich vergaß.

Das aber bewahrte ihn wenigstens davor, auf die Stimmen derer zu hören, die ihn vom Wege weg in irgendeinen Hinterhalt zu locken versuchten. Denn die Mörder lauerten auf ihn!

Ein lebhafter Kurierdienst war während der Wormser Tage eingesetzt zwischen der Ebernburg und Worms. Gespannt verfolgten die beiden Freunde jedes Wort Luthers.

Herrgott, wenn er doch wenigstens zu seinen Glaubenssätzen ein ganz deutsches Wort fügen wollte!

Jetzt mußte der Kaiser doch hören!

Aber Luther wurde beeindruckt durch die Pracht des Reichstags, er wurde eingeschüchtert durch das anspruchsvolle Auftreten der Römer. Da kam er sich als kleiner deutscher Mönch verraten und verkauft vor. Und sein Aufschrei war wahrlich kein Siegesruf oder gar ein Bekenntnis! Es war der Schrei einer gequälten Seele, der nichts mehr bleibt als das Anrufen Gottes.

Dem Kaiser war der Streit lästig. Er sah die Stärke Roms und die Schwachheit Luthers und wurde ungnädig gegen ihn.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß der Kaiser gewillt sei, auf jeden Fall die römische Kirche zu verteidigen. Da triumphierte Rom, und die Bresche schloß sich vollends. Den Evangelischen sank der Mut, und viele meinten, der Jüngste Tag sei nahe, denn der Antichrist habe seine Herrschaft behauptet. Einige

mutige Ritter aber ließen Handzettel zu Worms verteilen, daß der Aufstand von Bauern und Rittern jetzt vorbereitet würde. Man wolle das Joch der Zwingherren abschütteln und nicht zuletzt auch das des Kaisers, der sich außerhalb des Rahmens der deutschen Nation gestellt habe!

Man machte Jagd auf diese Ritter und setzte eine hohe Belohnung aus auf ihre Köpfe, konnte aber niemandes habhaft werden. Immer wieder aber stieß man auf das Wort: Bundschuh!

Von vielen Seiten wurde Sickingen jetzt bedrängt und bestürmt, er möge mit einem kühnen Streich sich auf Worms stürzen und die ganze Sippschaft dort zum Teufel schicken.

Sickingen aber wartete auf eine andere Gelegenheit, die Zügel der Regierung Deutschlands an sich zu reißen. Er wartete auf den Krieg mit Frankreich, der ihn bestimmt in einflußreichster Stellung auf die Seite des Kaisers ziehen würde. Dann wollte er auf völlig legale Weise zur Macht kommen.

Hutten hingegen war dafür, es jetzt zunächst zu einem blutigen Chaos kommen zu lassen, zum Kampfe aller gegen alle. Aus diesem Chaos würden dann die jungen unverbrauchten Kräfte sich zur Herrschaft durchringen. Das war die alte Idee Ulrichs, zu der er sich immer wieder hingezogen fühlte.

Aber Sickingen war viel zuviel Feldherr und zu wenig politischer Draufgänger, als daß er sich zu diesem gewagten Kartenspiel hätte bereden lassen.

Hierin gab er Ulrich nicht nach. Er wollte erst die letzte legale Möglichkeit ausnützen.

Vergebens schilderte Ulrich die Gefahr, die im Ver-

zögern für die Idee selber bestünde. Sickingen pochte auf sein Schwert, das noch nie zu spät aus der Scheide gefahren sei.
Mittlerweile fingen die Feinde an zu lachen über die Drohungen der Ebernburg und zu höhnen über den großmäuligen Hutten, der allenfalls ein Kinderschreck sei. Sickingen lachte nur grimmig dazu, während Hutten von der Gefahr sprach, die darin lag, verspottet zu werden, ohne zuzuschlagen. Denn wen erst die Kinder ungestraft am Rockzipfel ziehen dürfen, den verachten auch sehr bald die ernsten Menschen.
Und die Draufgänger unter den Ebernburgern, allen voran Hermann von dem Busche, fingen an, grob zu werden gegen Ulrich. Sie wollten jetzt endlich zur Tat vorstoßen und sich nicht alte Weiber schimpfen lassen. In Worms schlichen die Vorposten der Freiheitskämpfer umher und suchten, wie sie auf eigene Faust hier einen Pfaffen verprügeln, dort einen Brand anlegen konnten in den Häusern, in denen sich bekannte Römlinge aufhielten.
Die Stimmung wurde immer gespannter.
Und wieder mahnten die Wittenberger zur Ruhe, daß die reine Sache des Evangeliums nicht durch Gewalttaten besudelt würde. Es ist ein übles Ding, wenn die Gegner erst anfangen, zu lachen! Was nützte es schon, wenn man selbst hier und da einem Römling ein Messer in den Leib rannte! Der bewaffnete Aufstand wurde nicht sichtbar!
Rom hatte gute Tage in Worms! Da trugen die Sendboten der Finsternis die Köpfe hoch und schmähten Deutschland. Da zogen sie den Kaiser in die Ecke und tuschelten geheimnisvoll.

Es entstand eine gefährliche Spannung gegen Hutten. Zum Teufel auch, er sollte das Schwert ziehen! Weg mit den Büchern und Schriften! Ob er vom Wittenberger eingefangen sei und auch geistlich denke?
Ulrich stürzten oft die Tränen aus den Augen, wenn er die Enttäuschung las, die er den besten Deutschen um Sickingens willen antun mußte.
Wieder griff Ulrich zur Feder.
Er werde zu sterben wissen für die Freiheit. Aber noch sei der Tag des Losbrechens nicht da! Man müsse mehr tun als einen Putsch unternehmen. Man müsse das Ganze wagen, und da bedürfe es noch einiger Vorbereitungen. Im Innern schämte sich Ulrich vor seinen radikalen Freunden, daß er nun auch schon anfing, diplomatisch zu denken.
Weiß Gott, wenn's nach ihm ginge, so würde heute schon gekämpft werden in Deutschland.
Aber Sickingen!
In der Zwischenzeit verschwanden die Römlinge, die Dunkelmänner, die Feinde Deutschlands unversehrt aus dem Machtkreis der Ebernburg.
Hier und da lag ein Vortrupp im Hinterhalt und beschoß den Zug der Feinde. Aber die Übermacht war zu groß, als daß die geringe Anzahl der Draufgänger hätte Erfolge erzielen können.



So verlief die Aussicht auf den großen Schlag im Sande. So schloß sich die Bresche.
Rom stand da, unversehrt und triumphierend.
Der Reichstag zu Worms war ein Sieg für die Macht der Finsternis.

Der bewaffnete Aufstand

Der Kaiser wußte, daß es an der Zeit war, kleine Kriege zu führen, um die Gewitterwolken zur Entladung zu bringen.

Das erste, was er unternahm, war, den Sickingen fest einzuspannen. Darum verpflichtete er ihn zu einem Feldzug gegen Frankreich.

Und Sickingen folgte seinem Ruf.

Was sollte Ulrich tun? Ein Genosse nach dem andern sprang ab. Leute, die das Maul aufgerissen hatten für das Evangelium, waren still geworden und hatten dankend kleine Pfründen im Dienste Roms genommen.

Was nutzte es denn schon, daß, nach dem Tode des Vaters, Ulrich die Steckelburg als seine Festung ansehen konnte?

Die Stimmung für den Aufruhr war verklungen. Man gab sich allenthalben Mühe, schön ruhig zu sein. Was nutzte es, daß Sickingen voller Enttäuschung über den Kaiser aus Frankreich zurückkam und die Stunde verfluchte, an der er den Aufstand versäumt hatte?

Verpaßte Gelegenheiten sind nicht einzuholen!

Und wenn man nun die kleinen Dunkelmänner schlug, wo man sie antraf, so konnte das doch nicht den Ärger vertreiben, daß die großen entwischt waren.

Ulrich kam mit Sickingen überein, zunächst einen Geheimbund zu schaffen, von dem aus der Freiheitskampf

organisiert wurde und zu dem alle Fäden der Verschwörung in Deutschland zusammenlaufen sollten. Es mußte eine Front hergestellt werden von denen, die des römischen und fürstlichen Jochs überdrüssig waren. Da kamen zunächst als Großmacht die Städte in Frage, in denen sich die Pfaffen und die Klöster zu Plagen entwickelt hatten. Die Bürgerschaften konnten nur gewinnen, wenn sie die Pfaffen vertrieben und die Klöster enteigneten. Das wäre auf jeden Fall eine wesentliche Bereicherung des Gesamtvermögens!

Die Vertreter der Städte waren fast ausnahmslos mit diesen Plänen einverstanden, verlangten jedoch Sicherheiten, daß ihnen nach dem Umsturz die Freiheit erhalten bliebe.

Und dann begann Ulrich in voller Absichtlichkeit den Kleinkrieg zu organisieren.

Für ihn war jetzt die Hauptsache, die Unruhe nicht versickern zu lassen in dem breiten Gefühl der Sicherheit. Da waren die Gerüchte schnell bei der Hand:

Um Himmels willen, habt ihr gehört, der Hutten geht um! Äbte überfällt er, Mönchen schneidet er die Ohren ab! Er bricht in Klöster und Kirchen ein und raubt dort Gold und Schätze!

Da ging ein Grauen durchs Land vor dem Hutten wie vor einem Werwolf.

Der Ulrich war es sehr zufrieden, denn nun verging allmählich das Höhnen, und die Furcht trat so hervor, daß kaum noch ein Pfaffe wagte, allein über Land zu reisen.

Und als Kaiser Karl sich nach Spanien werfen mußte, um dort Aufstände niederzuzwingen, konnte Ulrich die Gelegenheit wahrnehmen, daß Ritterschaft und Städte

gleichmäßig unzufrieden waren mit der Vorherrschaft der kaiserlichen Günstlinge und nun ganz offen in Wort und Schrift zum Aufstand rufen.
Die Städter kratzten sich am Kopf vor lauter Verlegenheit: die Gelegenheit war ohne Frage äußerst günstig, aber ein gewisses Risiko bestand ja doch! Was sollte man nur machen? Um Leib und Gut kam man schnell, wenn die Sache schief ging!
Sie schielten nach Wittenberg. Aber da war's ruhig, und es blieb auch ruhig. Dort schien man sich wieder in die Schrift versenkt zu haben, um den Kirchenstreit auf theologischem Gebiete weiterführen zu können. Die Gesamtheit der Ritter stand noch nicht geschlossen hinter Sickingen. Ein großer Teil dachte nicht daran, mit den Städten, die für so manchen Ritter die einzige Einnahmequelle bildeten, nun auf einmal gemeinsame Sache zu machen.
Was sollte nur werden?
Da ging Ulrich einen Schritt weiter. Er verhandelte im geheimen mit der revolutionären Bauernschaft und versuchte, bindende Abmachungen mit ihr zu erzielen. Die Verhandlungen fanden nur bei Nacht und Nebel statt. Schriftliches wurde nicht aus der Hand gegeben. Denn wer es mit den Bauern hielt, war ein Hochverräter! Keiner durfte etwas davon erfahren. Selbst der Sickingen nicht. Der reichte seine Hand nicht dem Bauern, denn er wußte, daß, wenn der Bauer erst zur Herrschaft kam, der Ritter für immer weichen mußte. Und Sickingen war Ritter, in erster Linie deutscher Ritter!
Ulrich war ein so unbedingter Revolutionär, daß er auch seinen eigenen Stand jederzeit für Deutschland zu

opfern bereit war. Was waren schließlich alle Ritter zusammen gegen das Leben der Nation?
Ulrich wußte, daß schon der kleinste Argwohn bei Rittern und Städtern in der Frage des Bauernbündnisses ein für allemal jede Handlungsmöglichkeit verschließen würde. Darum legte er auch den Bauernführern strengstes Stillschweigen auf.
Was war das für ein gewaltiger Gedanke, den Aufstand sofort von den Burgen und Städten aus aufs flache Land zu erweitern! Dann brannte ganz Deutschland, und keine kaiserliche Macht war imstande, gleichzeitig gegen Ritter, Städter und Bauern zu kämpfen.
Das war es: der Aufstand mußte alle Stände in Deutschland fortreißen, dann war er nicht zu dämmen!
Oft sah Ulrich in Gedanken Deutschland als Flammenmeer, aber solche Gedanken erfüllten ihn seltsamerweise nie mit Angst. Er sah nur die große Reinigung in den Flammen, nie den Tod der Nation. In den heiligen Flammen Deutschlands würde alles Dunkle verbrennen! Und auch die Stände würden zu einer Einheit geschweißt. Um ganz sicher zu gehen, schrieb Ulrich den „Neuen Karsthans", eine Schrift über den Bauern. Hier wurde in versteckter Form das politische Ziel aufgewiesen. Jeder harmlose Leser konnte darin nur das Geschichtliche, das Betrachtende sehen. Ein scheinbar unverfängliches Gespräch, das Sickingen mit dem Bauern führt.
Der Sinn aber war der, überhaupt erst einmal Ritter und Bauern nebeneinander zu stellen und die beiden Stände, die sich schieden wie Feuer und Wasser, aneinander zu gewöhnen. Als Bindemittel waren die

Lehren der Wittenberger gut zu gebrauchen, denn das Evangelium will ja alle Menschen, also auch alle Stände, unter dem Gesichtspunkt der gemeinsamen Gnade Gottes zu einer Masse unter dem Kreuze vereinen.

Ein geschicktes Gespräch war es. Ein Gespräch, das die Dunkelmänner besser zu würdigen wußten als die, die es eigentlich anging.

Man merkte im Lager des Ungeistes die ungeheure Gefahr des Aufstandes. Ging erst eine Welle durch Deutschland, eine Welle gemeinsamen Hasses, dann war die Möglichkeit vorbei, einen Stand gegen den andern auszuspielen. Und damit war die Vorbedingung zur Herrschaft der Minderwertigen genommen!

Da gingen die Dunkelmänner umher im Lande und warnten und wiesen hin auf die Gefahr, die von der Ebernburg drohe. Es sei eine Sintflut im Hereinbrechen begriffen, man solle die Tore schließen und die Brücken einziehen! Man solle sich in die Arche der heiligen Kirche retten, ehe es zu spät!

Und der Ungeist wußte so geschickt Gefahr und Furcht auszuspielen, daß mancher, der um sein Vermögen fürchtete, die Sicherheit im Schatten Roms vorzog.

Während Ulrich mit den Bauern verhandelte, war auch Sickingen nicht müßig. Er ritt durchs Land und rief die Ritterschaft auf zum großen Bund. Jetzt sei die letzte Gelegenheit, sich zusammenzufinden zu einer Schicksalsgemeinschaft. Denn die Ritterschaft sei ohnehin ein sterbender Stand. Jetzt müsse man vorstoßen.

Das war eine Botschaft, die die Ritter lieber hörten als die politischen Gedanken Ulrichs.

Das ging den eignen Vorteil an. Und wer hört nicht auf den?
Es ging schnell vorwärts mit der Einigung der Ritter, so daß schon Ende August des Jahres 1522 der Vertrag zu Landau abgeschlossen werden konnte, der die meisten der noch wehrfähigen Ritter zusammenbrachte.
Das war der große Ritterbund gegen die Macht der Fürsten. Und um dem Kampf die rechte Weihe zu geben, verstand es Sickingen, das Bekenntnis der Wittenberger geschickt mit einzuflechten, so daß der Bund als Diener der Idee Luthers erscheinen mußte.
Nun wurde rasch zur Tat getrommelt, damit nicht eine starke Verbindung der Fürsten untereinander jeden Angriff von vornherein unmöglich machte.
Sickingen wählte nicht lange.
Das geeignetste Angriffsobjekt schien ihm der Erzbischof und Kurfürst von Trier zu sein. Das war einer, der gleichzeitig Pfaffe und Fürst war, einer, den man haßte in Deutschland wegen seiner Machtansprüche.
Sickingen hoffte, daß der Angriff auf Trier ihm sofort die Bundesgenossenschaft aller Stände einbringen würde.
Ulrich war in diesem Fall nicht für den sofortigen Angriff. Politisch war die Lage im Augenblick zu wenig geklärt, weil mit den Bauern eine Einigung über die Verteilung der Macht noch nicht getroffen war.
Ulrich sah die augenblickliche Gefahr der Verzettelung vor Trier, wenn ein Stand, in diesem Fall die Ritter, für zu durchsichtige Ziele sich erhob.
Und dann vor allem hatte Ulrich erkannt, daß man eine Zustimmung von Wittenberg vor dem glücklichen Ausgang des Zuges auf keinen Fall erhalten konnte. Es war ihm zur Gewißheit geworden, daß Luther sich und

seine Reformbewegung auf keinen Fall mit einer politischen Aktion belasten wollte. Es kam zu einer sehr ernsten Aussprache auf der Ebernburg. Sickingen wollte erst aufbrausen, wurde dann aber sehr schnell ruhig, drückte Ulrich die Hand und sagte, er könne jetzt nicht anders. Vielleicht gelinge es, Luther zu einer Wohlwollensäußerung zu veranlassen, aus der man in der Öffentlichkeit Nutzen schlagen könnte.

Er, Sickingen, müsse jetzt die Ritter vorreißen. Er wisse, daß er sie sonst nie wieder unter einen Hut bekommen würde. Ulrich möge zusehen, was er sonst noch erreiche.

Der Grund zum Kampf war schnell gegeben.

Und so fiel Sickingen ins Gebiet Triers ein.

Im letzten Augenblick hatte Ulrich noch eine Besprechung mit den Bauern, die sich bereit erklärten, den Aufstand zu unterstützen, wenn Sickingen sie in einem öffentlichen Schreiben dazu aufforderte. Sickingen lehnte das als nicht standeswürdig ab.

Vergeblich versuchte Ulrich zu vermitteln.

Sickingen wies daraufhin, daß im selben Augenblick die Ritter umkehren würden, und dann stünde er allein auf weiter Flur.

Enttäuscht und wütend schied der Bauer.

Die ersten Kämpfe ließen sich vertrauenerweckend an. Blieskastel fiel.

Ein Jubel ohnegleichen ging durch die Ritterschaft. Das war der alte Geist, der auferstanden war, um die Ritterherrlichkeit wiederzubringen! Von allen Seiten strömten die bis dahin Unentschlossenen herbei und stärkten die Ritterfront.

Was schierten jetzt die Ritter, die sich eins fühlten und sich stark sahen, die Drohungen des Reichsregiments zu

Nürnberg! Was kümmerten sie noch die fieberhaften Rüstungen, die der Kurfürst von Trier unternahm. Sie wollten den Sieg auskosten bis zur Neige!

Es war ein wahrer Taumel im Ritterlager. Da träumten sie vom großen Siegeslauf durch Deutschland. Kein Fürst sollte ungeschoren bleiben und weiterhin auch keine Stadt.

Ritterliche Freiheit sollte herrschen über das Land. Und nur der Kaiser, der Oberste unter seinesgleichen, sollte Gericht halten und Befehle geben dürfen.

Und je lauter die Ritter ihre Pläne hinausschrien, desto mehr schlossen sich die andern Stände von ihnen ab. Die Städte bekamen Angst um ihre Freiheit, und die Bauern ahnten, daß ihnen mit dem Wechsel der Herrschaft nicht gedient wäre. Die Dunkelmänner taten ein übriges, um das Mißtrauen gegen den Ritterputsch von Trier zu bestärken.

Inzwischen waren Sickingen und seine Leute weitergestürmt, hatten St. Wendel genommen und sich auf Trier geworfen.

Da ging der Kampf hin und her, einmal schien es, als würde Sickingen gewinnen, und das andre Mal wieder war der Trierer Fürst schier unbesiegbar.

Wieder bestürmte Ulrich den Sickingen, er möge im letzten Augenblick eine Botschaft an die Bauern schicken. Die warteten nur auf das Signal, um in großen Scharen über die Klöster und gegebenenfalls auch über die Städte herzufallen und die Brandfackeln hineinzuwerfen.

In Sickingen aber war das Rittertum so stark geworden, daß er lieber umgekommen wäre, als grade jetzt,

nach diesen ersten Erfolgen, die schwielige Hand des Bauern zu ergreifen.

Trier war stärker, als Sickingen es geglaubt hatte!

Bald hatten sich die Angreifer müde gelaufen. Bald war das Kriegsmaterial vertan.

Und dann setzte die ungeheure Enttäuschung ein, die immer dann kommt, wenn die erste heiße Begeisterung nicht zum Ziel geführt hat. Nicht, daß Sickingen ungläubig geworden wäre am Freiheitskampf! Aber die Ritter selbst bekamen es mit der Furcht, daß, nachdem die Überrumpelung nicht gelungen war, ihre Kräfte nicht ausreichen würden, einen regelrechten Krieg mit der Macht des Staates zu führen. Widerwillig mußte man sich entschließen, den Aufstand abzubrechen.

Als die Lage sich deutlich zu Ungunsten der Ritterschaft entschieden hatte, konnte auch Wittenberg nicht umhin, dem Sickingen einen Fußtritt zu versetzen. Unter Anrufung des Himmels wandte man sich ab von der Barbarei des bewaffneten Aufstandes und bat Gott um Vergebung der Sünden der mißratenen Brüder!

Ulrich dachte in diesem Augenblick an all die Menschen, die in Zukunft eine Entscheidung von Wittenberg erhofften! Würden sie nicht alle einmal so enttäuscht werden? Die Bauern, die dorthin sahen und in ihrer schlichten Frömmigkeit den Segen für ihre schwarzen Fahnen und ihre blutigroten Sensen erhofften?

Das waren schlimme Stunden für Sickingen, als einer nach dem andern kam aus der Reihe der Wittenberger, denen er verholfen hatte zu Zuflucht und Pfründe, und mit dem Hinweis auf die Gebote Gottes sich von ihm wandte.

Sickingen riß den Ulrich am Arm: „Ulrich, ist das Wittenberg?"
Der richtete sich auf: „Franz, wenn Not am Mann ist, versagt Wittenberg aus Schwachheit, wie Rom aus Falschheit versagt. Es kommt für Deutschland auf dasselbe hinaus!"
Da wandte sich Sickingen ab und schaute in die Richtung, in der Wittenberg lag, und als er sich wieder umwandte und den Befehl zum Abzug von Trier gab, da waren seine Wangen naß von Tränen.
Das war ein trauriger Zug, der in die Heimat ging! Die Ritter waren verbissen und übten grausame Rache! Kein Pfaffe, der sich finden ließ, blieb am Leben. Kein Kloster, keine Kirche wurde verschont. Der rote Hahn leuchtete weithin über das Land und kündete die Feindschaft der geschlagenen Deutschen gegen Kutte und Talar. Sickingen aber hatte auf den Rat Ulrichs den Befehl gegeben, den Bauern zu schonen.



Rom rieb die Hände. Der Ungeist hatte einen vollen Sieg errungen. Die Ritter waren gebrandmarkt als Räuber und Mörder. Mit denen würde sich keiner mehr einlassen!
Und Wittenberg hatte sich als unzuverlässig erwiesen. Das würde Rom nicht mehr gefährlich werden.
Die Spaltung war erreicht!
Der Aufstand wurde zum Kinderspott.

Der Verrat

Ulrich ritt neben Sickingen.
Lange Zeit schwiegen beide und sahen nur hin und wieder zurück auf die Kirchen, die im Hintergrunde wie Fackeln brannten.
„Es ist vorbei, Ulrich!"
„Für eine Zeitlang, ja!"
„Diese Zeitlang wird genügen, um uns einzeln zu vernichten."
„Es wird ein langer Kampf werden, Franz. Wenn nur in dieser Zeit die Bauern losschlügen!"
„Der Bauer wird sich hüten, jetzt loszubrechen, wo alles sich gegen uns entschieden hat."
„Wir werden uns auf Landstuhl nicht lange halten können."
„Dann werden wir zu sterben wissen, Franz!"
Da sah Sickingen den Ulrich an: „Du darfst noch nicht sterben, Ulrich. Du mußt diese Gärung überleben, weil Deutschland sonst keinen hat, der die Fahne trägt!"



Auf Landstuhl war die Stimmung gedrückt. Einen Sieg nach dem andern hatte die Gegenmacht errungen, und nun eilte sie auf Landstuhl zu. Sickingen zwang jetzt Ulrich zu gehen, weil es aus und vorbei sei mit der Ritterschaft.

Ulrich wollte nicht, er bat Sickingen, mit ihm sterben zu dürfen. Er habe ohnehin nicht mehr lange zu leben. Er fühlte jeden Tag seine Kräfte mehr schwinden. Denn die kranke Seele vergifte nun den schon fast ganz geheilten Körper aufs neue.
Sickingen blieb fest. Deutschland verlange, daß Ulrich lebe. Er solle an den Rückzug von Trier denken und an die Worte damals!
Wo sollte Ulrich aber hin in aller Welt?
Sickingen erinnerte ihn daran, daß ihm immer ein Amt offenstünde bei Franz von Frankreich!
Ulrich entgegnete, er wolle lieber krepieren, als einen Pfennig vom Franzosen annehmen.
„Ulrich, es ist dann nirgends mehr Raum für dich!"
Ulrich nickte. Ja, es stimmte. Es war kein Raum für ihn in Deutschland! Pfaffen und Dunkelmänner beherbergte die deutsche Nation, gleichgültigen Bürgern und betrügerischen Pfeffersäcken gab sie Wohnung und Schutz. Aber einen Hutten stieß sie aus!
„Jede Stunde, die du länger lebst als ich hier auf Landstuhl, kann wichtig sein. Du mußt jetzt weg."
Von draußen erklang schon der Lärm der ersten Feinde.
„Geh Ulrich!"
„Franz, ich habe dich in den Kampf für Deutschlands Freiheit getrieben!"
Da schaute Sickingen lange in die dunklen Augen Ulrichs. „Meine Sehnsucht für Deutschlands Freiheit ist dein Werk. Aber Trier und seine Folgen sind meine rasche Tat." Dann schloß Sickingen den Ulrich lange in die Arme, während beider Tränen ineinanderflossen.
„Ich danke dir für jedes Wort der Freiheit, Ulrich. Du erst hast aus mir einen Deutschen gemacht. Und falle ich

jetzt, so liegt mein Leichnam am Tore, das zur Freiheit führt."
Dann ließ Sickingen Wein kommen, und die beiden Freunde saßen bis zur Nacht beieinander und nahmen Abschied in diesem Leben.
Zur Mitternacht brachten zwei Vertraute Sickingens den Ulrich durch einen geheimen Gang ins Freie und führten ihn durch die feindliche Reihe, bis er in Sicherheit war.



Sicherheit?
Das war doch kein rechter Ausdruck für den Weg, den Ulrich nehmen mußte. Wie ein gehetztes Wild verbarg er sich, wenn bewaffnete Truppen auftauchten. Alle größeren Städte umging er. Die Nähe der Pfaffen mied er. Und nur bei den Bauern, deren geheimes Zeichen er wußte, konnte er sich von den Anstrengungen seiner Flucht erholen.
Das Ziel, das Ulrich erstrebte, war Basel.
Dort hoffte er in Ruhe die Entwicklung in Deutschland abwarten zu können, um dann einzugreifen.
Sicher würde er von Basel aus die Ruhe haben, Schriften nach Deutschland zu schicken, um den Entmutigten wieder Vertrauen an die deutsche Sache zu geben.
Basel!
Da waren starke, freie Menschen, die keine Tyrannei duldeten. Die würden gewiß einem flüchtigen Deutschen, einem kranken und geschlagenen Hutten Obdach und Schutz gewähren!
Eine unerhört mühselige Reise war es, die Ulrich unternahm! Jedes Dorf, das er durchschritt, war ein

Stück Deutschlands, das er verließ, und jeder Berg, der hinter ihm versank in der Dämmerung, winkte dem Flüchtigen ein letztes Lebewohl zu.
Mußte denn jedes schöne Landschaftsbild, mußte jeder eigengewachsene Baum ihm sagen, daß Deutschland ihn verriet?
Am liebsten hätte Ulrich die Augen geschlossen und sich wie ein Blinder durch das Land getastet.
Aber Eile tat Not! Sickingen hatte schon recht, jede Stunde konnte wichtig sein für die Entscheidung. Jede Stunde der Ruhe, jede Minute des Schaffens war kostbar! Und als Ulrich endlich, endlich in Basel eintraf, wankte er wie ein Schwerkranker, daß ihm die Menschen auf den Straßen entsetzt auswichen.
Aber der Rat der Stadt nahm ihn freundlich auf, denn die Schweizer achten jeden, der für die Freiheit leidet. In dem Gasthaus zur Blume nahm Ulrich Wohnung. - Und es dauerte nicht lange, da kamen von allen Seiten Freunde und Gönner, die ihm alle nur mögliche Unterstützung und Pflege angedeihen ließen. Jeder wollte sich um die Freiheit, die Ulrich für viele verkörperte, persönlich verdient machen.
Und schon erwachte in seinem Herzen wieder die Hoffnung. Und das Vertrauen an den endlichen Sieg kam zurück.
Nur einem war das Eintreffen Huttens nicht recht: dem Erasmus! Der saß zu Basel im Schmollwinkel und hatte seine liebe Mühe, allen Groll hinunterzuschlucken, der ihm jeden Morgen hochkam, wenn er an Deutschland dachte.
Diese Deutschen! Die kamen wie der Frühlingsreif über die junge Saat, wie Hagelschlossen über die Knospen!

Die hatten ja keine Ruhe, sich der beseligenden Bildung hinzugeben.

Erasmus hatte gehofft, unter den freien Schweizern nun endlich einigermaßen ungeschoren der wissenschaftlichen Muße leben zu können. Und hatte er nicht schon einen schönen und feinen Kreis junger, edler Menschen um sich versammelt?

Da sollte nun wieder dieser Hutten hinzukommen, an dem er soviel Enttäuschungen, sovielen Ärger erlebt hatte? Um Himmels willen, nur das nicht! Seinethalben sollte der Hutten sonst wo verrecken, nur nicht grade hier in Basel.

Erasmus zürnte: sicher würde der Hutten wieder mit seinen deutschen Freiheitsideen die humanistische Luft verpesten und Unruhe säen! Kaum war Ulrich in Basel eingetroffen, da schickte ihm Erasmus auch schon die Botschaft, er hätte nicht das geringste Verlangen, ihn zu sehen!

Das war nun grade kein freundlicher Empfang, denn Ulrich hatte im stillen gehofft, hier in Basel würde er sich mit Erasmus wieder aussöhnen können, um ihn doch endlich noch für den Kampf gegen Rom zu gewinnen. Aber statt dessen kam diese Erklärung, aus der Ulrich entnehmen mußte, daß man ihn nicht mehr als Humanisten würdigte, sondern als deutschen Barbaren und Wittenberger Tölpel verachtete!

Erasmus war froh, nach all den Widerwärtigkeiten nun endlich mit Rom Frieden zu haben und von dort aus wieder gefördert zu werden. Und grade jetzt kam der Hutten daher. Das konnte doch so aussehen, als habe er, der Erasmus, ihn nach Basel geholt. Um Himmels

willen, nur das nicht! Darum säuberlich den Trennungsstrich gezogen!
Anfangs dachte Erasmus nicht daran, den Ulrich anzugreifen. Das wollte er nicht aus einer gewissen Rücksichtnahme heraus, und dann vor allem konnte der sicher noch gefährlich werden.
Erasmus war schlau genug, jede Reibung zu vermeiden, darum ging er peinlichst jeder Berührung aus dem Wege. In aller Heimlichkeit aber zog er die Pfaffen der Stadt zu Rate. Man müsse den Hutten beizeiten entfernen.
Und auf den Rat des Humanisten hin setzten die Pfaffen ein ehrfurchtsvolles Schreiben an den Rat der Stadt auf, in dem sie voll gebührender Demut darauf hinwiesen, wie jedem zu Leide, niemand zur Freude der Hutten unter ihnen lebte und bereits wieder anfinge, Fäden nach Deutschland zu ziehen, wo es doch bekanntlich drunter und drüber ginge. Bliebe der Hutten nur noch eine kurze Zeit in Basel, so würden die deutschen Unruhen eines Nachts auch hier ausbrechen, und die ganze Welt würde sich gegen die ehrwürdige Stadt auflehnen.
In dieser Tonart ging es seitenlang, mit dem Erfolg, daß die Ratsherren fast ausnahmslos eine gehörige Angst bekamen und nicht mehr einsehen wollten, aus welchem Grunde sie sich wegen eines hergelaufenen, verkommenen Ritters in die Nesseln setzen sollten!
Nichts geht schneller vonstatten als ein Gesinnungsumschwung, wenn nur der gehörige Nachdruck gemacht wird. Und nichts wird leichter gefunden als der Grund, mit dem man solchen Umschwung deckt! Es bedurfte nur einer kurzen Sitzung, bis der Rat darüber einig war,

daß der Hutten so schnell wie möglich aus Basel zu verschwinden habe.
Und dann bedankte sich der Rat vielmals für die treue Sorge, die der Erasmus und seine Freunde bezeigt hätten! Wer kümmerte sich auch schon groß um den kranken Ulrich? Was galt ein Deutscher, der in Not war?
Mochte sich der Hutten von dannen schleppen, und wenn er unterwegs verreckte, war es nur gut!
Und Ulrich mußte sich im wahrsten Sinne des Wortes wegschleppen. So sehr litt er an seiner Krankheit und an all der Gemeinheit, die sich vor ihm auftat.
Lange allerdings brauchte er nicht zu flüchten. Mülhausen nahm ihn auf, und ein guter Freund vermittelte ihm eine Zufluchtsstatt im Augustinerkloster, dessen Mönche dem Luther wohlgesinnt waren!
Der Begleiter auf der Flucht war ein Heinrich von Eppendorf. Dieser Eppendorf war aus dem Kreise des Erasmus, hatte sich sehr bald, kaum daß Ulrich in Basel eintraf, zu ihm gesellt und ihm alle möglichen Dienste angeboten. Heute sprach Eppendorf mit einem Wittenberger, morgen mit einem Pfaffen, heute mit Erasmus, morgen mit Hutten. Und immer hatte es der Eppendorf verstanden, seine Nachrichten teuer zu verkaufen.
Von Ulrich bekam er nichts, der hatte ja selbst nichts. Aber dafür konnte er von ihm so manches erfahren, was sich gut zu Geld machen ließ!
Eppendorf kam eines Tages zu Ulrich mit der Miene eines Entrüsteten und wies ihm einen Brief des Erasmus vor, den dieser an einen Bekannten geschrieben hatte. Und dieser Brief war eine Sammlung von Schwachheit, Feigheit und Falschheit!

Da versuchte der Erasmus, sich aus der Schlinge zu lügen! Ihn gingen die Wittenberger nichts an.
Nun, das stimmte. Er hatte sich immer vorsichtig von ihnen ferngehalten.
Aber dann ging es los! Da fing er an zu heucheln, der arme, unglückselige Hutten sei hier in der Nähe. Beim besten Willen hätte er ihn nicht empfangen können, denn der Hutten müßte immer am geheizten Ofen sitzen wegen seiner Krankheit, und er, der Erasmus, könne nun einmal Ofenwärme auf den Tod nicht vertragen. Und so sei nichts aus dem Wiedersehen mit Hutten geworden, den er trotz mancher Schwächen und Fehler immer geschätzt habe.
Da packte den Ulrich die Wut. Dieser erbärmliche Feigling, der Erasmus. Ofenwärme! Die Pest sollte ihn holen, den Lügner!
War er nicht stundenlang vor Erasmus Tür auf und ab gegangen, um sich bemerkbar zu machen?
Verleugnet hatte er sich, der hohe Herr, und keine Zeit gehabt für den Flüchtling aus Deutschland.
Das war also der Erasmus in seiner ganzen Herrlichkeit. Das Maul konnte er nicht genug aufreißen und von der Freiheit des Geistes reden, aber wenn es nur galt, einen Jünger der Freiheit zu begrüßen, dann hinderte die Ofenwärme!
Eppendorf hetzte, soweit es noch nötig war. Ulrich solle nun vom Leder ziehen und dem Erasmus eins auswischen. Und als Ulrich versicherte, der Erasmus würde schon noch an ihn denken müssen, lief der Eppendorf schnell nach Basel, um dem Erasmus geheimnisvolle Andeutungen zu machen von einer bevorstehenden furchtbaren Tat. Schon bei dieser Gelegenheit ließ er

durchblicken, daß er gegen eine gewisse Entschädigung versuchen wollte, den Hutten davon abzubringen.
Erasmus hatte nun seinerseits nichts Eiligeres zu tun, als an Hutten zu schreiben, er hätte nicht die Absicht gehabt, ihn zu kränken. Im Gegenteil solle Hutten bedenken, was ein Erasmus alles für ihn schon getan habe. Und im übrigen solle Hutten sich vorsehen, an ihm irgendwelche Erpressungen zu begehen, wie er es wohl schon bei andern gemacht hätte!
Das war nun Ulrich wieder zuviel. Den Erasmus zu erpressen, das hatte er weiß Gott nicht im Sinne gehabt. Mit ihm anzubändeln, ja! Aber das war eine Sache der Feder, wenn nicht des Schwertes. Aber keineswegs eine Sache des Geldbeutels. Und grade weil Ulrich als Flüchtling verarmt und zerlumpt war, kränkte ihn dieser Vorwurf des Erasmus am meisten.
Die Dinge spitzten sich immer mehr zu. Und als Ulrich am liebsten den Druck der Anklageschrift gegen Erasmus noch zurückgenommen hätte, war es zu spät.
Die Streitschrift war schon zu bekannt geworden. Eppendorf hatte die Lawine ins Rollen gebracht.
Ulrich war in der Zwischenzeit nach Zürich weitergeflüchtet, denn die Augustiner wollten nicht, daß der unausbleibbare Kampf zum Teil in ihrem Kloster ausgetragen wurde. Und vor allem hatten sie mittlerweile erfahren, daß der Luther von ihrem Schützling abgerückt sei.
Erasmus antwortete sofort mit einer Gegenschrift, die den Ulrich in gemeinster Weise bloßstellte und ihn als den Verkommensten aller Menschen bezeichnete.
Das Aufzählen seiner angeblichen Schandtaten, die Verhöhnung seines furchtbaren Leidens, alles, was

gegen ihn nur ins Feld geführt werden konnte, machte sich triumphierend Rom zunutze.
Ein ungeheurer Verrat, wie Erasmus versuchte, dem flüchtigen Hutten die Ehre zu nehmen, einem Manne, der nichts mehr auf Erden besaß als sein heißes Herz, das für Deutschland schlug!
Und um Ulrich vollends unmöglich zu machen, widmete Erasmus seine Schmähschrift dem Zwingli zu Zürich. In der Hoffnung, Zwingli möchte einen solchen Abscheu vor Ulrich bekommen, daß er sich für immer von ihm wenden würde!
Während die Meinungen über den Kampf der beiden sehr geteilt waren und ein nicht geringer Teil großzügiger Deutscher seine helle Freude daran hatte, daß der ewige Zauderer und Leisetreter Erasmus nun endlich den verdienten Lohn empfing, ließ Melanchthon in Übereinstimmung mit Luther ein Rundschreiben an alle bekannten Persönlichkeiten ausgehen, in dem er sich nachdrücklich von Ulrich abwandte und es von Herzen bedauerte, daß ein Mensch wie Hutten in so übler Weise den reinen Schild der Reformation beschmutze!
Erasmus quoll fast über vor Stolz: selbst Melanchthon trat auf seine Seite! Nun war er des moralischen Sieges sicher.
Ulrich aber starrte fassungslos auf das Stück Papier, das die Meinung der Wittenberger über ihn enthielt. War das der Dank für das feurige Vorwärtstreiben, für das Vorkämpfen, für das Opfern und Arbeiten? War das der Dank der Reformation an einen Jungen der Nation? Da sank vor Ulrichs Augen die Welt von Wittenberg in Trümmer! Sie war zu schwach gewesen, die Fahne der Freiheit zu halten, als der Sturm sie

zerrte. Und Ulrich ahnte, daß sein Kampf in dieser Welt sehr bald zu Ende sein würde. Daß es nun an der Zeit sei, abzuscheiden, ehe der Ekel die letzte Frucht verdarb: die Freude am bedingungslosen Kampf!

Was blieb dem Ulrich noch?

Über Deutschland hingen die Gewitterwolken so dicht, daß keine Sonne mehr zu sehen war. Überall erhob der Ungeist sein Haupt. Die Humanisten waren in alle Welt zerstreut. Kein Mensch mehr sprach vom Männerbund der heißen Herzen.

Die Bauern hatten noch immer keinen Führer und sahen sich vom Luther verraten. Denn der wollte nichts wissen vom Aufstand. Der hatte inzwischen eine Einigung mit der Obrigkeit gefunden und eine neue Kirche zu bauen begonnen. Und von den Rittern hatten die Bauern nichts mehr zu hoffen. Die rangen ja selbst mit dem Tode! Sickingen war nach zäher Gegenwehr auf Landstuhl gefallen. Die Fürsten eroberten Stück für Stück seines Gebietes und gaben der verbündeten Ritterschaft kein Pardon.

Es war ein Vernichtungskampf der Mächte, denen die Ruhe um der Erhaltung willen wert ist, gegen jene, die aus der Unruhe die Neuschöpfung ersehnen. Die Dunkelmänner sprachen vom großen Gottesgericht über alle Feinde Roms, und auch die Wittenberger konnten nicht umhin, in der Niederlage der Aufständischen ein Gericht des zürnenden Gottes zu sehen. Die evangelischen Theologen hörten nicht mehr auf die heldenmütigen Worte der sterbenden Ritter, die noch in ihrem Tode lehrten, daß die Freiheit nicht an Sieg und Niederlage gebunden ist und daß die Fahne des Geistes unversehrt auch über Gräbern flattert. Für sie sprach

ihr Gott mit lauter Stimme, daß Evangelium und Schwert nicht zusammengehören!
Der Zwingli in Zürich war stärker als Luther mit der Nation verbunden, darum setzte Ulrich alles, was er noch an Hoffnung und Vertrauen besaß, auf ihn.
Nicht etwa, daß der Ulrich gedacht hätte, Zwingli würde als der innerlich Stärkere vielleicht auch das Ruder der Reformation in Deutschland herumreißen. Dazu war er zu gründlich vom Streit um die Schrift abgerückt, als daß ihn die Meinung irgendwelcher Theologen interessiert hätte. Aber Ulrich wollte in Sicherheit bis zum nahen Ende irgendwo leben, um die letzten Schriften an die deutsche Nation zu vollenden, um sein politisches Testament zu machen.
Irgendwo!
Und da sollte Zwingli helfen.
Es ging ja auch nicht so weiter mit Ulrich. Um nicht zu verhungern, mußte er zu den merkwürdigsten Mitteln greifen. Da schrieb er Briefe an irgendwelche Bekannte, sie möchten umgehend Geld schicken. Wenn nicht, so würde er dafür sorgen, daß die Nachwelt mit Fingern auf sie zeigen würde.
Und dann saß er in üblen Schenken und spielte mit Landstreichern und Abenteurern um Geld. Und dabei begann er zu trinken, um den bittern Geschmack hinwegzuspülen.
So beobachteten ihn seine Feinde.
Und sie hatten allen Grund zum Triumph. Da saß dieser verkommene, saufende Deutsche und betrog und ließ sich betrügen. Da war jedes Mittel recht, um einen Gulden oder einen Batzen zu ergaunern. Und im nächsten Augenblick schon wieder war das Geld verronnen.

Tagaus, tagein ging das so in Zürich. Und dabei verkam Ulrich völlig. Was hatte er schon Lust, an seine Kleidung zu denken? Ihm war das Äußere völlig gleichgültig geworden. Mochten die doch wegsehen, die sein Anblick ekelte!

Das war ein furchtbares Leben in Zürich.

Zwischen dem Saufen und dem Spielen wurde plötzlich die Erinnerung an Deutschland in ihm wach. Dann kam es vor, daß er den Becher zu Boden warf, die Karten von sich stieß und aufbrüllte wie ein gequältes Tier. Die in der Schenke kannten das schon. Es gab ja viele auf den Landstraßen, die das heulende Elend bekamen. Man ließ den Ulrich sich austoben und ausweinen und schob ihm, wenn er wieder ruhig war, einen Becher Wein hin. Den goß er hinunter, noch einen zweiten, dritten hinterher und spielte weiter und vergaß!

Die Wittenberger nahmen keine Notiz davon. Aber den Züricher Reformatoren wurde das Elend zu groß. Das Bild Ulrichs wurde ihnen ein Stachel im Gewissen und ein lautes Rufen im Herzen.

Eines Tages kamen ein paar wohlmeinende Leute, rissen den Ulrich weg von Wein und Karten und brachten ihn nach Pfäffers, damit die wundertätigen Quellen den Kranken heilten.

Willenlos ließ Ulrich alles mit sich geschehen.

Ihm wäre es schon recht gewesen, wenn die Stricke gerissen wären, an denen man ihn über Felsen und Abhänge in die Tiefe der Quellen hinabließ.

Aber die Stricke hielten.

Nur Ulrichs Gesundheit wurde nicht wiederhergestellt.

Wenn das Herz traurig ist, hat auch das Blut nicht mehr die Kraft zur Heilung.

Die Züricher versuchten, alles wieder gutzumachen, was die andern an Ulrich gesündigt hatten. Es begann auf einmal wieder ein Wetteifern um seine Pflege. Kein Mensch hörte mehr auf des Erasmus Schmähungen. Man sah, daß hier einer im Sterben lag, der wert war, daß ihm Freundeshände die Augen zudrückten. Und man wollte vom Sterbelager zum mindesten Hohn und Haß fernhalten. Durch den Wall der Liebe, der schnell errichtet war, kam kein böses Wort.

Ulrich erhoffte nichts weiter vom Leben, als daß es ihn so lange auf der Erde ließe, bis er der Freiheit ein letztes Monument gesetzt. Sein Glauben an Deutschland war zu stark und rein, als daß er den gegenwärtigen Zustand als endgültigen hätte ansehen können.

Wolken können zwar die Sonne verdecken, aber sie nicht verdrängen. Man kann die Männer der Freiheit zwar in Kerker werfen, man kann ihre Leiber vierteilen, man kann sie verbrennen und schänden; wer aber vermag über die Seele eines Freien zu gebieten?

Noch einmal löste sich Ulrich von aller Schwachheit und vom fortschreitenden Verfall zur Tat und schrieb einen Kampfruf gegen die Tyrannen. Es war der letzte Ruf der Freiheit, der durch die Wolken in die Niederungen drang.

Mit einem mannhaften Bekenntnisschreiben ließ Ulrich ihn Eoban Hesse schicken, damit der ihn verbreite!

Aber Eoban Hesse war schon nicht mehr im Lager der Freiheit. Der hatte sich den Verhältnissen gefügt und der ungefährlichen Gegenwart die Idee der kämpfe-

rischen Zukunft geopfert. Er sorgte dafür, daß der Ruf nicht weiter drang als bis zu ihm!
Ulrich aber schloß sein Kapitel mit der Welt ab.
An einem sinkenden Tag ließ er sich zur Ufenau hinüberschaffen, zur Insel im Züricher See.
Kaum einer ahnte, wo er war. Nur die vertrautesten Freunde und Zwingli wußten darum.
In königlicher Einsamkeit begehrte Ulrich zu sterben. Unbekannt sollte die Stätte seines Todes sein. Allein sein wollte er im letzten Ringen. Allein sein, wie es die Tiere der Wildnis in ihrem Todeskampf sind.
Er sah nicht rechts, nicht links, als er durch die Insel schritt. An beiden Seiten standen wohl hämisch grinsende Pfaffen von Einsiedeln und tuschelten, daß der Erasmus es doch noch schaffen würde mit jenem Lumpen, dessen Kadaver die heilige Insel nicht verpesten sollte.
Ulrich sah nichts und hörte nichts.
Als der Freund Zwinglis, der Pfarrer Schnegg, Ulrich ins Zimmer geleitete, merkte er wohl, daß der Flüchtling nur noch Tage zu leben hätte.



Die warme Sonne des Spätsommers glastete über der Insel. Kein Wind kräuselte die Oberfläche des Sees. Bis an den sinkenden Tag saß Ulrich am weit geöffneten Fenster und schaute hinüber, dorthin, wo Deutschland lag. Und seine Gedanken kreisten über der deutschen Nation wie einsame Adler.
Der Tag würde kommen, ob in hundert oder in tausend Jahren, da Deutschland deutsch sein würde.

Das gab der Seele Ulrichs einen göttlichen Frieden. War er nicht der Stärkere? War er nicht der Sieger? Sieger ist, wer auch im Tode noch glaubt.
An einem dämmerigen Abend, an dem nur das ferne Bellen der Hunde ins Zimmer drang, trat der Pfarrer Schnegg durch die Tür. Er brachte die Bibel mit, um Ulrich geistlichen Zuspruch zu gewähren.
Ulrich hörte eine Weile dem Reden des Pfarrers zu. Dann winkte er lächelnd ab. Er sei müde und habe kein andres Bedürfnis, als zu ruhen und zu denken.
„Kein andres Bedürfnis, Herr Hutten? Der Mensch soll seine Seele bestellen wie einen Acker. Denn der Tag der Ernte ist nicht fern!"
Da sah Ulrich den Pfarrer an: „Ich habe meine Seele im Kampf bestellt, Pfarrer!"
„Und euer Seelenheil?"
„Das ruht in der Gottheit."
„Und das Evangelium?"
„Ich kenne es, und ich habe es lieben gelernt. Aber ich bin weiter gegangen!"
„Wohin?"
„Zu Deutschland, Pfarrer!"
Da ging der Pfarrer hinaus, und an der Tür noch schlug er ein Kreuz über ihn.

*

Am andern Morgen fand man den Ulrich tot am Fenster zusammengesunken. Neben ihm lag ein zerknittertes Blatt, auf dem stand:
„Deutschland ist da, wo starke Herzen sind!"

*

Niemand weiß die Stelle des Grabes.
Keiner kennt den Tag des Todes.
Gräber verwehen,
Tage vergehen,
Aber der Geist
Schwebt durch die Höhen
Und offenbart sich
Dem, der die Freiheit liebt.
Und der Geist
Stößt durch die Wolken
Und zwingt uns zu Taten,
Zu deutschen Taten.
Und die Finsternis
Bleibt nur ein Schatten.
Und ihre Macht
Ist nur ein Trug.
Wer als Deutscher begonnen
Und als Deutscher geendet,
Der ruft die Freiheit
Zum ewigen Sein.

Kurt Eggers

Hutten